This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600017312K

600017312K

600017312K

Aus meinem Leben.

Friedrich Carl Ferdinand

Freiherr von Müffling

sonst Weiß genannt.

Zwei Theile in einem Bande.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

(Zimmerstraße No. 84. 85.)

210. h. 48.

600017312K

Aus meinem Leben.

Friedrich Carl Ferdinand

Freiherr von Müffling

ſonſt Weiß genannt.

Zwei Theile in einem Bande.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

(Zimmerſtraße No. 84. 85.)

210. b. 48.

Vorwort des Herausgebers.

Nachfolgende Memoiren fanden ſich unter den Papieren meines verſtorbenen Vaters mit der Beſtimmung vor, ſie ſogleich nach ſeinem Tode zu veröffentlichen.

Die Zeit, in welche das bewegte Leben des Verfaſſers fiel, die Beziehungen, in denen er zu ſo manchen hervorragenden Perſönlichkeiten geſtanden, würden allein ſchon hinreichen, dieſen Aufzeichnungen ein allgemeines Intereſſe zu erwecken; erhöht aber wird dieſes noch durch die perſönliche Begabung des Verewigten, deſſen klare unbefangene Auffaſſung der Verhältniſſe und

Begebenheiten, ſo wie ſeine ſeltene, ich darf ſagen: allgemein bekannte Wahrheitsliebe und Gewiſſenhaftigkeit ihn vorzugsweiſe befähigten, Beiträge zur Geſchichte zu liefern.

Erfurt, im Januar 1851.

Eduard Freiherr von Müffling,
Geheimer Regierungs-Rath a. D.

Vorwort.

Wenn es der Zweck eines Vorwortes iſt, die Leſer auf einen Standpunkt zu führen, den der Verfaſſer für ſie als den geeignetſten zum Verſtändniß ſeines Werks auserſehen hat, ſo ſteht das nachfolgende Schreiben des Verfaſſers an die Herausgeber dieſer Blätter hier vollſtändig an ſeinem Platz.

An meine Kinder!

Die Memoiren, welche ich hinterlaſſe, ſind für Euch, meine lieben Kinder, beſtimmt, um in meinen und Euren Nachkommen als ein Erinnerungs-Buch an einen Vorfahren fortzuerben, der beſtimmt war, in einer großartigen Zeit merkwürdiger Weltbegebenheiten durch ſeine Dienſt-Stellungen den ungewöhnlichen Ereigniſſen näher zu ſtehen.

Wenn dieſe Memoiren ein nicht zu veröffentlichendes Familien-Eigenthum ſind, ſo blieb mir die Verpflichtung, über manche Begebenheiten, von denen ich Augenzeuge war und welche ein allgemeines europäiſches Intereſſe haben, Aufklärungen oder Berichtigungen zu hinterlaſſen.

Zu dieſem Zweck habe ich unter dem Titel: „Aus meinem Leben“ vier Abſchnitte ausgezogen, welche ſo wie ich ſie Euch übergebe, zum Druck beſtimmt ſind.

Eine Beurtheilung der Menſchen und Darſtellung ihrer Verhältniſſe war dabei unvermeidlich.

Ich nehme die Beruhigung in das Grab, daß meine Leſer erkennen werden, wie ich in beiden Beziehungen danach geſtrebt habe, nicht über das hinauszugehen, was der Weltgeſchichte angehört, und ſomit mir keinen Eingriff in die Rechte und Pflichten eines Biographen erlaubt habe.

Die Memoiren, welche meine Erziehungs- und Lebensgeſchichte, ſo wie die rein preußiſchen Zuſtände, denen ich nahe ſtand, umfaſſen, ſollen meinen Nachkommen belehrend ſein, wie die von der Meeres-Fläche bedeckten Klippen zwar nicht zu umſchiffen, wie aber die Stöße, welche ſie unvermeidlich veranlaſſen, durch Ruhe und Mäßigung zu tragen ſind. Meine Nachkommen werden aus meinen Memoiren ebenſo wie die Leſer „meiner vier Abſchnitte“ entnehmen, daß ich während meines langen

Lebens von dem reinen Streben geleitet worden bin, das Rechte zu thun und Gutes zu bewirken, sie werden vielleicht Spuren davon finden, daß mir die Genugthuung geworden ist, bei vielen ehrenhaften Zeitgenossen diese Anerkennung hervortreten zu sehen, allein es ist fern von mir, zu verschweigen, wie ich in reiferen Jahren selbst erkannt habe, wie viel mehr ich hätte leisten können, wenn meine eignen Fehler mich nicht daran verhindert hätten!

Ein geistreicher Schriftsteller hat die Frage aufgeworfen:

> ob es für das allgemeine Wohl vortheilhafter sei, dunkle Zu-, Auf- und Ausgangs-Räume durch ein feststehendes Licht zu erleuchten, oder jeden auf seine mit sich herumzutragende Handlaterne zu verweisen?

Alle diejenigen, welche einen hohen Werth darauf legen, ihren Beschlüssen jederzeit eine eigene spezielle Anschauung vorausgehen zu lassen, werden sich für die Handlaterne erklären, und alle diejenigen, welche ihr Handeln ausschließlich auf die vorgefundenen Umstände, mit Ausschluß der Vergangenheit und Zukunft, zu gründen beabsichtigen, werden sich ihnen anschließen. Dagegen werden alle, die ihr Ziel ohne Zeitverlust zu erreichen trachten, eine allgemeine und gleichzeitige Beleuchtung ihrer ganzen Bahn vorziehen, und alle diejenigen, welche daran

gewöhnt sind, einen gereiften Beschluß unabänderlich zu verfolgen und gegen eintretende Hindernisse nur abändernde Mittel zur Erreichung des Ziels eintreten lassen wollen, werden sich ihnen anschließen.

Diese Betrachtungen führen auf die ernste Frage:

> Ob die Letzteren, die vorbedacht, d. h. nach Grundsätzen, oder die Ersteren, deren Beschlüsse nach den Erkenntnissen des Augenblicks, d. h. nach den Umständen handeln, die Aufgabe der practischen Lebens-Philosophie richtig erfaßt haben?

Von der Entwickelung dieser Ideen in meinen Jünglings-Jahren mächtig angezogen, habe ich mein ganzes Leben hindurch die Handlaterne unwillig zurückgewiesen.

Mir schien es, daß alle diejenigen, welche eine Abneigung haben, sich durch feste Grundsätze zu binden, und es vorziehen, in jedem besondern Fall ihr Handeln nach den Umständen zu regeln, einer doppelten Gefahr ausgesetzt sind, entweder in peinliche, sich unaufhörlich wiederholende Grübeleien zu verfallen, und durch Schwanken und Unentschlossenheit ein für die menschliche Gesellschaft unbrauchbares Mitglied zu werden, oder wenn die Zeit sie bedrängt, in Inconsequenzen zu gerathen, welches einen solchen Egoismus und ein solches Ueberschätzen zur Folge hat, daß sie im Zusammenleben mit andern Menschen unerträglich werden.

Die Erfahrung belehrte mich überdies, daß die Gewohnheit, nach den zeitigen Umständen zu handeln, die sonst offensten Charactere mißtrauisch macht, und daß der Soldat dem Soldaten, von dem er nie im Voraus weiß, wie er sich in dieser oder jener Lage entscheiden wird, nie sein Vertrauen schenkt.

Wenn ich so dachte und fühlte, wenn ich mich sorgfältig bewahrte anders zu sein, so lag darin nichts Tadelnswerthes; allein ohne es selbst zu wissen und zu wollen, gerieth ich auf den Abweg, alle meine Nebenmenschen nur nach diesem Maaßstab zu messen. Die Consequenz gewann in meinen Augen von Jahr zu Jahr immer mehr Bedeutung und ich entfernte mich unwillkührlich von den Menschen, die in gleichen Fällen heute so, morgen so entschieden, welche glänzende Eigenschaften sie auch sonst haben, welchen Einfluß sie üben, welchen hohen Rang sie bekleiden mochten.

Wo ich Ansichten fand, zu deren Widerlegung meine dienstliche Stellung aufforderte, trachtete ich danach, die Gründe, welche dagegen sprachen, klar zu entwickeln, und sobald ich mich überzeugt hatte, daß ich vollständig verstanden war, überließ ich meinen Gegnern die Entscheidung. Ich that nichts, um ihnen einen Beitritt zu meinen Ansichten zu erleichtern, weil es mir unwürdig schien, Andre zu überreden und zu Maaßregeln fortzureißen, die sie nicht mit Ueberzeugung ergriffen. — Das war ein

Fehler, durch welchen ich meinen Einfluß bei manchem Vorgesetzten verlor, der den Künsten der Dialectik oder freundlichem Zureden nachzugeben pflegte und auch das Eine oder das Andere von mir erwartet hatte. — Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Andern etwas anzusinnen, was ich selbst zu thun als schwach und strafbar zurückgewiesen hätte. — Habe ich jetzt in meinem vorgerückten Alter diese Richtung als eine Folge exaltirter Ideen anzuklagen, so bin ich im vollen Recht, meine Nachkommen zu warnen, daß sie nicht durch einen solchen Dünkel in ähnliche Irrthümer verfallen.

Geschrieben an meinem 70. Geburtstage, i. J. 1844.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt. Einleitung. — Die Jahre 1805 — 1806. — Der Feldzug von 1813. 3

Zweiter Abſchnitt. Der Feldzug von 1814 bis zum erſten Pariſer Frieden 93

Beilage 175

Zweiter Theil.

Dritter Abſchnitt. Vom erſten Frieden von Paris 1814 bis zum zweiten Frieden 1815 197

Beilagen 273

Nachtrag: der Congreß von Aachen und deſſen Folgen 279

Vierter Abſchnitt. Sendung nach Conſtantinopel und St. Petersburg in den Jahren 1829 und 1830 292

Erſtes Capitel. Allgemeine Ueberſicht der politiſchen Verhältniſſe in Beziehung auf den Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte. — Entſtehung und Verabredung zu meiner Sendung nach Conſtantinopel. — Vorbereitung und Abreiſe von Berlin . 292

Zweites Capitel. Reiſe über München, Florenz und Rom nach Neapel. — Einſchiffung daſelbſt, Ausſchiffung in Smyrna und Fortſetzung der Reiſe nach Conſtantinopel 304

Drittes Capitel. Die militairiſch-politiſchen Verhältniſſe in Conſtantinopel. — Erſte Conferenz mit dem Reis Effendi . . . 312

Viertes Capitel. Unterredungen mit den Geſandten der großen Mächte; Verabredung mit ihnen. Meine offizielle Note an den Reis Effendi. — Meine geheime Mittheilung an den Sultan und deſſen darauf gegebene Antwort 327

Seite

Fünftes Capitel. Geheime Botſchaft des Sultans, offizielle Beantwortung meiner Note. — Zögerungen, welche die Folgen des türkiſchen Geſchäftsganges und der Unſicherheit über Leben und Eigenthum ſind. — Abſendung des Hauptmann von Cler an den Feldmarſchall von Diebitſch 340

Sechſtes Capitel. Die Pforte erhält die Nachricht von dem Fall von Adrianopel und kommt dadurch zum Entſchluß. — Ernennung der Bevollmächtigten zum Abſchluß des Friedens. — Conferenz im Pfortenpalaſt. — Der Major von Küſter ſtellt die ernannten Bevollmächtigten in Adrianopel dem Feldmarſchall Diebitſch vor. — Rückkunft des Hauptmann von Cler. — Conferenz mit dem Reis Effendi in einem Kiosk am Hafen 345

Siebentes Capitel. Mein Verhältniß zum Feldmarſchall Diebitſch und zur Pforte. — Anſtalten zur Abreiſe. — Abſchieds-Audienz beim Sultan. — Rückkunft des Herrn von Küſter von Adrianopel. — Abreiſe 355

Achtes Capitel. Rückreiſe nach Berlin. — Stürme auf dem mittelländiſchen Meer. — Quarantaine in der Spezzia. — Nachrichten über die Unterzeichnung des Friedens in Adrianopel am 14ten September; des Herrn von Royer Theilnahme daran (als mein Stellvertreter). Abreiſe von Genua und Ankunft in Berlin 362

Anhang 372

Neuntes Capitel. Reiſe von Berlin nach Petersburg. Zuſammentreffen mit der türkiſchen Geſandtſchaft in Petersburg. — Rückreiſe nach Berlin 381

Beilagen 392

Aus meinem Leben.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt. Vom Jahre 1805 bis Ende des Jahres 1813.
Zweiter Abſchnitt. Der Feldzug von 1814 bis zum erſten Pariſer Frieden.

Erſter Abſchnitt.

Einleitung. — Die Jahre 1805—1806. — Der Feldzug von 1813.

Einleitung.

Von der Zeit ab, als ich meine Lectüre ſelbſt zu wählen und zu beurtheilen hatte, neigte ich mich mit beſonderer Vorliebe zu den franzöſiſchen Memoiren hin, oder richtiger geſagt, ich fand keine Art der Darſtellung ſo geeignet, um einen Abſchnitt der Geſchichte klar vor die Augen der Leſer zu führen, als das Memoire.

Es hat ſeine großen Schwierigkeiten, die Pflichten eines Geſchichtsſchreibers zu übernehmen, ſelbſt dann, wenn ſie lediglich auf den gleichmäßigen Fortgang und die gleichmäßige Behandlung der Erzählung beſchränkt werden.

Die Geſchichte ſelbſt hat keinen Anſpruch auf eine ſolche Behandlung. Sie iſt oft während langer Zeiträume unerträglich langweilig, während ein ganz kurzer Abſchnitt von wenigen Jahren Jahrhunderte aufwiegt, ſowohl zur Belehrung der Nachkommen als zur Stärkung des Geiſtes, der in der Geſchichte die würdigſte Vorbereitung zur Entwickelung eigener Kräfte findet.

Es iſt mir immer ſo vorgekommen, als ob es eine zu hoch getriebene Forderung an den menſchlichen Geiſt ſei, daß ein Einzelner, der eine merkwürdige Zeit erlebt hat, ihre Geſchichte ſchreibe. Je höher er geſtellt war, je mehr hat er ſelbſt

erlebt und je mehr Rechenschaft kann er von den Vorgängen geben, indeß, wenn er die Verpflichtung hat, die Begebenheiten stufenweise nach Zeit und Raum zu entwickeln, so muß er viele Aussagen Anderer übernehmen, und es ist unvermeidlich, daß sich Unrichtigkeiten, wo nicht Unwahrheiten und falsche Darstellungen einschleichen.

Unter allen Umständen wird daher am meisten Wahrheit da zu finden sein, wo der Verfasser seinen Lesern nur das vorlegt, was er selbst gesehen, selbst gehört, oder zur Zeit der Handlung selbst gedacht hat, unbekümmert, ob es die Geschichte vollendet darstellt, ihre Zeit ausfüllt und das Gemälde vollständig ist oder nicht.

Das sind die Grundsätze des Memoires. — Aber so wenig das Memoire Vollständigkeit in der Breite geben soll, eben so wenig soll es nach einer solchen Vollständigkeit in subjectiver Länge streben, und jemand, der einige interessante Momente zu erzählen vermag, darf nicht in dem Wahn stehen, er sei aus diesem Grunde berufen, sein ganzes Leben vor den Augen seiner Leser abzuwickeln. —

So hat mir, der ich in einigen Momenten des größeren Lebens der Völker dem Punkte nahe gestanden habe, um welchen sich die Begebenheiten drehten, zwar immer vorgeschwebt, daß übergangen werden müsse, was langweilig ist und nicht erzählt werden sollte; ob ich aber dessen ohngeachtet das richtige Maaß getroffen habe, bleibt eine Frage, welche nur meine Leser zu beantworten vermögen.

Friedrich II. hatte auf meine Erziehung einen sehr ungünstigen Einfluß geübt. Mein Vater — ein Offizier des siebenjährigen Krieges — kannte die erste von allen Forderungen seines Königs an junge Offiziere, welche sich auf eine schnelle Carriere vorbereiteten. Geläufigkeit der französischen Sprache, und hierauf wurde mein ganzer Unterricht gebaut, der aller Gründlichkeit entbehrte.

In der damaligen Zeit kannte man kein anderes Mittel den Kopf aufzuräumen, als durch das Treiben der todten Sprachen. Mein Vater meinte, das könnte ja durch eine lebende und zwar die französische Sprache eben so gut geschehen und das Argument hatte an sich eine Seite, welche als richtig anerkannt werden mußte. Indeß wurde dabei übersehen, daß die Mittel, alte Sprachen zu lehren und zu treiben, sehr gründlich ausgebildet waren, während die Lehrer der lebenden Sprachen, vorzüglich der französischen, das Studium der Grammaire fast ganz ausschlossen, indem angenommen war, daß dieser Theil mit den alten Sprachen bereits erworben sei. Der Beweis, daß diese Voraussetzung nicht richtig war, konnte zu nichts führen, denn kein Lehrer der neuern Sprachen hatte die gründliche Vorbildung zum Unterricht nach der Grammaire.

So war also auch an dem Ort meiner Erziehung (der Universität Halle) kein französischer Sprachlehrer zu finden, der fähig gewesen wäre, die Sprache par principe oder nach der Grammaire zu lehren. —

In den Jahren, wo die ersten Studien beginnen sollten, mußte ich nach der damaligen Sitte als Fahnenjunker (Portépée-Fähnrich) in die Armee treten, es war also kein Wunder, daß ich bei meinem Offizierwerden sehr wenig gelernt hatte. Vom Jahre 1792 ab, bis 1802 trieb ich mich in den Revolutions-Kriegen am Rhein und ohne in eine Garnison zu kommen, auf den Demarkations-Linien herum. Die Erfahrung trat an die Stelle eines ausbildenden Lehrmeisters für das militairische Wissen; ich hatte Sinn für Mathematik, wurde daher von 1798 bis 1802 zum Aufnehmen und zur Legung des Dreiecks-Netzes für die Lecoq'sche Karte von Westphalen gebraucht und 1803 nach abgehaltener Prüfung in den neu organisirten Generalstab gesetzt.

Von dieser Zeit ab begünstigten eine Menge zusammentreffender Umstände meine Ausbildung für diesen Dienstzweig.

Drei Jahre lang bis 1805 war ich als Gehülfe des Herrn von Zach (Direktor der Seeberger Sternwarte) bei der Thüring'schen Gradmessung angestellt, dirigirte die Thüring'sche Messung, und bereiste die mitteldeutschen Länder.

Ich war der Brigade des Generalstabes unter dem Obersten von Scharnhorst zugetheilt, der meinen guten Willen und meine Thätigkeit freundlich aufmunterte. Scharnhorst hatte vorzüglich die Napoleon'sche Art der Kriegführung und die Mittel, um ihm zu widerstehen, zum Gegenstand seines eifrigen Studiums gemacht, und strebte darnach, junge Männer für den vorauszusehenden Krieg mit diesem gefährlichen Gegner vorzubereiten.

Die Mühe, die er sich mit mir gab, blieb nicht ohne Früchte, und als im Jahre 1805 die Armee mobil wurde, hielten mich meine Kameraden so wie die höheren Offiziere des Generalstabes für einen thätigen, unverdrossenen und seinem Geschäft gewachsenen Offizier.

Ich war dreißig Jahr alt, Quartier-Meister-Lieutenant, gesund, kräftig und in meinem Innern glücklich und zufrieden.

Eine edle Frau war mir geworden und drei hoffnungsvolle Kinder verschönerten unsre, der Häuslichkeit gewidmeten Tage.

Das Jahr 1805.

Der Generalstab bestand in seiner neuen Organisation seit drei Jahren.

Der General-Quartier-Meister (General-Lieutenant von Geusau) bestand eigentlich nur dem Namen nach, denn als Vorsteher des Krieges-Departements und Chef des Ingenieur-Corps war er ein überbeschäftigter Mann, der nicht Zeit hatte, sich um den Generalstab zu bekümmern.

Man wußte auch im Voraus, daß er einen Krieg nicht mitmachen werde.

Unter ihm ſtanden 3 General-Quartier-Meiſter-Lieutenants, wovon jeder eine Brigade, beſtehend aus Stabs-Offizieren, Capitains und Lieutenants-Adjoints unter ſich hatte.

Der älteſte von ihnen, Oberſt von Phull, hatte ſeine Erziehung in dem damals ſo berühmten Würtembergiſchen Militair-Inſtitut erhalten, und ſtand in dem Ruf eines großen Gelehrten. Er war kalt, verſchloſſen, verdrießlich von Natur, immer bitter, ſarkaſtiſch und ein großer Egoiſt.

Das Soldatenleben und die Kameradſchaft war ihm völlig fremd.

Er verſtand nicht mit Menſchen umzugehen, ſtieß alles von ſich zurück und lebte iſolirt. Er hat vielen Menſchen imponirt, wenigen Vertrauen, keinem Liebe einzuflößen gewußt.

Der älteſte nach ihm war der Oberſt von Maſſenbach, in demſelben Inſtitut als Oberſt von Phull erzogen, aber ein vollſtändiger Gegenſatz von dieſem. Ein Feuerkopf, reich an Ideen mit einer ihn aufreibenden, aber nie practiſchen Thätigkeit. Daneben heftig, unſtet, ein Rechthaber, und von der beſonderen Leidenſchaft geplagt, alles um ſich her zu regieren. Wo er Unterwürfigkeit fand, zeigte er Gemüthlichkeit, Widerſtand konnte er durchaus nicht vertragen. Er ſchätzte die Kunſt der Rede ſehr hoch, er war auch dazu begünſtigt durch eine ſonore Stimme und ein ſchönes belebtes Auge mit einer hohen offnen Stirn, allein der Eindruck blieb aus, weil die Kunſt dem Zuhörer ſogleich fühlbar wurde und die Rührung, die er andern aufzudringen trachtete, ihn ſtets zuerſt ergriff.

Der dritte General-Quartier-Meiſter-Lieutenant war Oberſt von Scharnhorſt, ein vollſtändig wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, der aus dem hanöverſchen Dienſt, in welchem er die Feldzüge von 1793—1794 als Offizier des Generalſtabes mitgemacht hatte, als Major in unſere Armee übergegangen war. — Er hatte in allen Waffen gedient und hatte als Lehrer und Schriftſteller ein unermüdliches Streben nach Klarheit ausgebildet.

Mit wenigen Fragen, die er ſehr einfach und gemüthlich zu thun pflegte, hatte er ergründet, ob ein junger Mann neben ſeinen Kenntniſſen mit Eifer diente, mit Geiſtesgegenwart ausgerüſtet war.

Bei der Beurtheilung der Menſchen hatte er immer mehr das Können als das Wiſſen im Auge, weil das erſte eine gründliche Verarbeitung des letzten in ſich ſchloß.

Ein Mann, der ſo gelehrt war als Scharnhorſt, durfte dieſes große Wort ausſprechen.

Es iſt ihm mehrfach vorgeworfen worden, daß er zu bedächtig ſei, und daher vielmehr den Eindruck eines Profeſſors als eines Offiziers mache. In dieſer Anſchuldigung lag etwas wahres, indeß ging ſeine Abſicht gerade dahin, ſo zu erſcheinen. Es fehlte ihm nicht an Feuer, es war jedoch ein gedämpftes, ein geläutertes.

Es gab damals in der preußiſchen Armee von den Generalen bis zu den Fähnrichen Brauſeköpfe ohne Zahl, und diejenigen, die es nicht von Natur waren, eigneten ſich ein auffahrendes brutales Weſen an, weil ſie glaubten, es gehöre zum militairiſchen Handwerk, und Friedrich II. habe es ſo gewollt. Es galt damals als Regel, welche jedem jungen Offizier unaufhörlich wiederholt wurde, nicht allein (wie man es damals nannte) determinirt antworten, ſondern überhaupt antworten, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, ob die Antwort eine richtige oder eine falſche ſei. Friedrich II. habe nie eine, als Antwort ſchnell ausgeſprochene Lüge getadelt, er habe aber die Offiziere, welche ſich nach einer von ihm geſtellten Frage auf die Antwort beſonnen hätten, weggejagt, und zwar mit vollem Recht.

Das war eine ſchlimme Lehre und es gehörte Scharnhorſt's Muth dazu, ihr practiſch entgegen zu treten.

Wenn man das Offizier-Corps der preußiſchen Armee vor dem Jahre 1802 und im Jahre 1813 vergleicht, ſo wird

man zugeſtehen müſſen, daß ſein Beiſpiel nicht ohne Erfolg geblieben iſt.

Die Friedensbildung der Offiziere des Generalſtabes lag in den Händen dieſer 3 Brigadiers, ohne obere Leitung, ſo, daß jeder darauf einwirken konnte, wie es ihm gerade zweckmäßig erſchien.

Die beiden älteſten Brigadiers verſpotteten Scharnhorſt als einen pedantiſchen Schulmeiſter, fütterten ihre Offiziere mit genialen Ideen, die ſie nicht zu verdauen vermochten, und nur Scharnhorſt ging einen wohlüberlegten Weg, um in der militairiſchen Hierarchie fleißige Handlanger, tüchtige ſich nicht überhebende Geſellen und verſtändige Meiſter auszubilden, welche nicht glaubten, alles allein machen zu können.

Bis zum Jahre 1805, wo die Mobilmachung der Armee erfolgte, hatte ich bei der 3ten Brigade unter Scharnhorſt geſtanden. In der neuen Eintheilung wurden die Offiziere aller 3 Brigaden gemiſcht, und hier zeigte ſich denn, wie wenig es gelungen war, in den 3 Brigaden des Generalſtabes gleichartige Anſichten über die Kriegführung, noch weniger aber eine gleichartige Geſchäftsführung für dieſen wichtigen Dienſtzweig in der Armee einzuführen. Uns, von der 3ten Brigade ſchien es, als ob in den andern Brigaden viel Egoismus, aber wenig practiſcher Griff entwickelt worden ſei.

Ich war der Armee des Fürſten von Hohenlohe zugetheilt, welche ſich in Thüringen, Hauptquartier Erfurt verſammelte.

Oberſt von Maſſenbach war als General-Quartier-Meiſter dieſer Armee angeſtellt, und ich war der älteſte Offizier des Generalſtabes unter ihm.

Der Fürſt von Hohenlohe-Ingelfingen war in den Grundſätzen des 7jährigen Krieges erzogen, von Friedrich II. begünſtigt und hatte bereits 1792, 93 und 94 ſelbſtſtändige Abtheilungen, zuletzt Corps, geführt.

Maſſenbach war damals bereits ſein Quartier-Meiſter geweſen. Der Fürſt hatte viel perſönlichen Ehrgeiz, liebte den Kriegsruhm, hatte ſich als tapferer Offizier bewährt, war viel mehr Taktiker als Stratege, jedoch durch ſeine Kurzſichtigkeit von früher her verhindert, größere Truppenbewegungen auf den Exerzierplätzen zu überſehen. Im Jahre 1805 war ſeine Felddienſtfähigkeit mehr als zweifelhaft.

Er litt am Podagra und hatte gerade, als ihm das Commando angetragen wurde, einen heftigen Anfall, den er durch tägliche Einreibungen mit Opodeldok abzuwehren trachtete.

In den Morgenſtunden roch ſein ganzes Quartier nach ſeiner Krankheit, die er jedoch ſorgfältig, obwohl vergebens, zu verbergen ſtrebte.

Hätte er ſeinen körperlichen Zuſtand, und die Anſprüche, zu welchen ein ſo bedeutendes Commando berechtigte, klar überſehen, ſo mußte er bereits 1805 das Commando ablehnen. Durch dieſen Schritt hätte er für ſich ſelbſt und für die Armee das ſchwere Unglück abgewendet, was ein Jahr ſpäter eintrat.

Das Verhältniß zwiſchen dem Fürſten und Maſſenbach war ganz eigenthümlicher Art. Maſſenbach imponirte und beherrſchte den Fürſten in allen militairiſchen Ideen, jedoch nicht ohne Widerſtand, der ſich indeß darauf beſchränkte, den Anſchein der Selbſtſtändigkeit zu wahren.

Damit war aber Maſſenbach nicht zufrieden, er verlangte eine augenfälligere Unterwerfung und ſuchte jede Gelegenheit auf, ſeinen Gegner durch Empfindlichkeiten zu ermüden, wohl wiſſend, daß der gutmüthige Fürſt bei ſolchen Neckereien am Ende immer wieder die Hand zur Verſöhnung bot. In Erfurt war ich Zeuge eines ſolchen Maſſenbach'ſchen Unterwerfungs-Verſuchs, der eine komiſche Scene veranlaßte, welche beluſtigend geweſen ſein würde, wenn ſie nicht auf längere Zeit geſtörte Verhältniſſe herbeigeführt hätte.

Maſſenbach hatte für die militairiſche Geſellſchaft in Berlin eine Lobrede des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, den Sieger bei Crefeld, Minden ꝛc. geſchrieben.

Der Fürſt hatte davon gehört, und wünſchte ſie zu leſen. Maſſenbach erbot ſich zu einer Vorleſung, ſchlug die gefährliche Stunde gleich nach der Mittagstafel vor, und die Majors von Pirch, von Röder (Adjutanten des Fürſten) und ich, wurden dazu geladen.

Maſſenbach vertraute mir an: daß er dieſe Gelegenheit benutzen werde, um etwas ganz beſonderes für das Wohl der Armee und den Fürſten zu bewirken.

Die Acten des 7jährigen Krieges waren nach dem Tode des Herzogs Ferdinand in das Archiv nach Berlin gekommen, und aus dieſen hatte man erſehen, was damals noch wenig oder gar nicht bekannt war, daß ein Braunſchweigiſcher Secretair Weſtphal, der den Herzog als ſolcher in dieſen Feldzügen begleitete, zugleich als ſein vertrauter Stratege gebraucht worden war. Weſtphal wohnte während des Krieges Zimmer an Zimmer mit dem Herzog, und hatte ſeine militairiſche Correſpondenz zu führen, wodurch er von allen Ereigniſſen und allen Verhältniſſen der Armee eben ſo genau unterrichtet war, als der Herzog ſelbſt.

Wenn die alliirte Armee in Folge des vorgeſtreckten Ziels oder in Folge der Märſche des Gegners genöthigt war, eine Bewegung zu machen, ſo ſchrieb der Herzog das Motiv dazu auf einen gebrochenen Bogen, gab ihn in das Nebenzimmer und Weſtphal hatte daneben zu ſchreiben, was nach ſeiner Anſicht die alliirte Armee zu thun habe.

Aus dieſer Correſpondenz ergiebt ſich nicht allein, daß Weſtphal ein für dieſen Zweig ganz ungewöhnlich begabter Mann geweſen ſein muß, ſondern auch, daß der Herzog in der Regel ſeine Anträge genehmigte, und daß daher dieſer bedeu-

tende Mann einen großen Einfluß auf den glücklichen Ausgang der Feldzüge des Herzogs Ferdinand gehabt hat.

Maſſenbach beabſichtigte für den uns bevorſtehenden Feldzug, der Weſtphal des Fürſten von Hohenlohe zu ſein, und er ſah die Vorleſung ſeiner Lobrede als eine günſtige Gelegenheit an, dem Fürſten begreiflich zu machen, daß durch dieſe großartige Organiſation der Kriegesruhm des Herzogs Ferdinand viel tiefer begründet ſei, als durch alle ſeine gewonnenen Schlachten.

Meine Zweifel, daß es gelingen werde, den Fürſten in dieſe — ihm bis jetzt ganz fremde — Richtung zu bringen, blieben unbeachtet, und die zu dieſem Zweck umgearbeitete Lobrede wurde mit gehörigem Pathos vorgeleſen.

Maſſenbach ſaß dem Fürſten gegenüber, die Lichter ſtanden zwiſchen beiden, ich aber konnte den Ausdruck der beiderſeitigen Geſichtszüge beobachten.

Die Lobrede war an ſich nicht kurz, jedoch durch die etwas breiten Zuſätze der Verhältniſſe des Herzogs zu ſeinem Secretair bedeutend verlängert und wie wir uns nicht bergen konnten, etwas ermüdend geworden.

Dem Fürſten fielen allmählig die Augen zu. Maſſenbach konnte es nicht ſehen. Die zum Schlaf unbequeme Stellung brachte einige ſchnarchende Töne hervor, Maſſenbach las mit ſolchem Feuer, daß er nichts hörte.

Als er an die Stelle kam, auf deren Effect er am meiſten gerechnet hatte, ſtanden bereits dicke Schweißtropfen auf ſeiner hohen Stirn; ſeine Stimme wurde bewegt, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, und mit dem Preiſen des unvergänglichen Ruhmes ſeines Helden war der große Augenblick eingetreten, in welchem ſein feuchtes Auge — Beifall ſtrahlende Blicke des Fürſten ſuchend — nach einer Seitenbewegung des Kopfes, um die Lichter herum ſehend, gewahrte, daß ſein Haupt-Zuhörer ſich in tiefem Schlafe befand.

Als der Fürſt durch die plötzlich eingetretene Stille erwachte, hatte Maſſenbach bereits mit wüthenden Blicken und einigen ſchweren Seufzern ſeine dickleibige Rede zuſammen gepackt und verließ unter einigen unangenehmen Reden das Zimmer.

Der Fürſt, zuerſt verlegen, dann aber empfindlich, befragte uns: ob wir gewacht hätten? und als die Adjutanten erwiederten, der Reſpect gebe große Kräfte, beſchwerte er ſich über die Inſolenz, eine ſo langweilige Abhandlung gleich nach Tiſch vorzuleſen.

Maſſenbach konnte dieſe, ſeine Eitelkeit ſo ſchwer verletzende Scene gar nicht vergeſſen, und bewirkte durch ſein Benehmen, daß die Verſtimmung zwiſchen ihm und dem Fürſten zur öffentlichen Kenntniß kam. — Als er jedoch nach Berlin berufen wurde, um dort einem Kriegsrath in Gegenwart des Königs beizuwohnen, bedurften beide einander, Maſſenbach um ſeine Stimme dadurch zu verſtärken, daß er ſagen konnte, ſein Feldherr ſehe die Sachen ganz ſo wie er an, der Fürſt aber bedurfte ſeiner, um der Welt glauben zu machen, daß er ſeinen General-Quartier-Meiſter mit Inſtructionen zu dieſem Kriegsrath abgeſendet habe.

Uebrigens wollte Maſſenbach ſeine Stellung als General-Quartier-Meiſter des Fürſten nicht aufgeben. Er wußte ſehr wohl, daß er mit keinem andern General en Chef ſo gut als mit dieſem fertig werden konnte und verſuchte es deshalb in Berlin durchzuſetzen, daß der Fürſt zum Generaliſſimus ernannt werde, was jedoch nicht gelang, da man ſeine Schwäche und Eitelkeit dort zu genau kannte.

In Folge dieſes Kriegsraths wurde ein kleines Corps unter dem General von Blücher in Bayreuth zuſammen gezogen, (dem ich als Quartier-Meiſter-Lieutenant zugetheilt war) um von dort aus den Folgen der Schlacht von Auſterlitz, der

Beſetzung des Fürſtenthums Ansbach durch das Corps des Marſchall Bernadotte, in der größten Nähe zuzuſehen.

Hier ſtand ich zuerſt unter den Befehlen des Mannes, dem 8 Jahre ſpäter das Glück wurde, Europa ſo bedeutende Dienſte zu leiſten, ich lernte alle ſeine guten Eigenſchaften kennen, den ächten Soldaten als würdiges Vorbild in ihm ſchätzen. Ich ſah die franzöſiſche Armee in Ansbach, die Leichtigkeit der Bewegung ihrer Infanterie und erkannte, daß ohne bedeutende Veränderungen in der unſrigen wir in einem Kriege unterliegen müßten.

Alle Infanterie-Offiziere zu Fuß mit dem Torniſter auf dem Rücken, bis auf den Bataillons-Commandeur und Adjutanten, während unſre Bataillons 50 Luxus-Pferde bedurften! General Rüchel war mein Gönner; ich ſendete ihm ein Memoire über dieſen Gegenſtand. Er antwortete mir: Mein Freund! Ein preußiſcher Edelmann geht nicht zu Fuß!

Das Corps von Blücher wurde nach der Beſitznahme von Hanover zurückgezogen, ich mußte bis kurz vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten im Jahre 1806 bei dem General-Major Graf Tauentzien in Bayreuth bleiben, der die Fränkiſche Brigade commandirte. Ich benutzte meine Zeit, um ein Tableau der franzöſiſchen Armee zuſammen zu ſtellen, aus welchem die Ordre de Bataille aller Corps nach ihren Regiments-Nummern hervorging. Dies war uns nothwendig, unentbehrlich, aber nicht daran gedacht, es für die Commandirenden zu beſchaffen.

Der Herzog von Braunſchweig hatte davon gehört, und dies mag die Veranlaſſung geweſen ſein, daß er mich zu ſeiner Perſon nach Halle, ſeinem Haupt-Quartier, berief.

Hier traf ich den Herzog als Generaliſſimus der Armee, ungewiß über die politiſchen Verhältniſſe Preußens zu Frankreich und England, ungewiß über die Stärke und Stellung der franzöſiſchen Armee-Corps in Deutſchland, ohne einen feſten Plan und Verabredung über das, was geſchehen ſollte. Der

Herzog war aber weit davon entfernt, die Verantwortung eines Handelns nach Umſtänden auf ſich zu nehmen, vielmehr hatte er ſich vorbehalten, dem Könige einen Plan zur Genehmigung vorzulegen.

Der Herzog von Braunſchweig hatte mit 72 Jahren zwar noch eine merkwürdige körperliche Rüſtigkeit und Friſche des Geiſtes, indeß er war mißtrauiſch und übermäßig vorſichtig geworden, ihm mangelte die Einfachheit in der Behandlung der Geſchäfte, und die Begebenheiten waren ihm dergeſtalt über den Kopf gewachſen, daß, weit davon entfernt ſie zu leiten, er von ihnen beherrſcht wurde.

Er hatte das Commando angenommen, um dem Kriege auszuweichen, ich darf das mit einer ſolchen Beſtimmtheit ſagen, weil ich es aus ſeinem Munde mehr als einmal gehört habe, wenn die ihm zunächſt Untergebenen ihm das Commando erſchwerten, oder hinter ſeinem Rücken Dinge ausführten, mit denen er in keiner Art einverſtanden war. Wenn ich denn im Vortrag bei geſchloſſener Thüre die Mittel angab, den Gehorſam zu erzwingen und zu erhalten, ſo ſtieg ſein Unwille bis zu dem Grade, daß er die Characteriſtik dieſer nächſten Umgebungen in die einfachſten, aber bitterſten Worte kleidete.

Er nannte dann den Fürſten von Hohenlohe einen ſchwachen und eitlen Mann, der ſich von Maſſenbach regieren ließ, den General von Rüchel einen Fanfaron, den Feldmarſchall Möllendorf einen abgeſtumpften Greis, den General von Kalkreuth einen liſtigen Ränkeſchneider und die Generale en second ordre talentloſe Routiniers, worauf er dann jederzeit ſchloß:

> Und mit ſolchen Leuten ſoll man den Krieg führen, den Krieg gegen Napoleon, nein, der größte Dienſt, den ich dem Könige leiſten kann, iſt, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten.

Der General-Quartier-Meiſter-Lieutenant von Phull war in die Suite des Königs gebracht worden, weil der Herzog ihn

haßte; man hatte ihm Scharnhorſt als General-Quartier-Meiſter überwieſen, den er zwar ſchätzte, mit dem er aber ſich über militairiſche Gegenſtände zu berathen, eine beſondere Scheu hatte.

Lucheſini und Haugwitz waren des Herzogs Hoffnungsſterne, weil dieſe ihn glauben machten, der Krieg könne noch vermieden werden. Noch klingt es in meinen Ohren, wie Lucheſini nach ſeiner Ankunft aus Paris im Königlichen Haupt-Quartier Naumburg, auf des Herzogs Frage über Napoleons Abſichten ihm erwiederte: Monseigneur — il ne fera jamais l'agresseur jamais jamais.

Eine innere Zufriedenheit überzog bei dieſen Worten das Geſicht des Herzogs.

Er machte den beiden Miniſtern Lucheſini und Haugwitz förmlich die Cour, weil er ſie als die Partei des Friedens betrachtete.

Scharnhorſt kam einen Monat ſpäter als ich im Haupt-Quartier an, da er noch in Königlichen Aufträgen reiſte. Ich wollte nun zu der Diviſion des Herzogs von Weimar abgehen, zu der ich nach meiner Anſtellung gehörte, Scharnhorſt hielt mich zurück. Er hatte das natürliche Mißtrauen des Herzogs zu überwinden, was mir nicht im Wege ſtand. Aber ich war der Subaltern, der nur ſprechen durfte, wenn er gefragt wurde. — Scharnhorſt hatte in ſeinen Vorträgen etwas methodiſches, was dem Herzog nicht angenehm war, denn er wußte, wenn er anderer Meinung war, nicht anders als durch eine feierliche Gegenrede aus der Sache zu kommen.

Wenn Scharnhorſt Vorſchläge im Geiſt der neuern Kriegführung machte, ſo ſtutzte der Herzog, ſah mich mit ſeinen großen Augen an, als ob ich reden ſollte. Wenn ich ſchwieg, ſo wußte er mich in das Geſpräch zu ziehen, und wenn ich es verſuchte, die practiſchen Ideen des geiſtreichen Scharnhorſt in ein noch glänzenderes Licht zu ſtellen, ſo war er verſtimmt.

Eines Morgens, als ich Scharnhorſt zum Vortrag abholte, ſagte er mir: ich kann mit dieſem wunderbaren, aus Vorurtheilen zuſammengeſetzten Mann nicht fertig werden. Ich kann das Vertrauen, was er zu Ihnen hat, nicht auf's Spiel ſetzen, ſtimmen Sie mir bei den wichtigen Fragen über die Entſcheidungen des Krieges nicht bei, damit unſer Feldherr nicht glaubt, wir wären in einer fortwährenden Verabredung, um ihn zu beherrſchen.

Der Herzog liebte es, ſich durch Conferenzen von 8 bis 10 Perſonen über die ſtrategiſchen Verhältniſſe aufzuklären und lud dazu auch den General von Phull ein.

Wir hatten bereits einige Stunden geſeſſen, und es war viel Unnützes und Uncorrectes geſagt worden, als der Herzog im Nebenzimmer eine Meldung abzunehmen hatte.

Phull ſprang in dieſer Zwiſchenzeit mit Heftigkeit auf und rief:

was ſoll aus einem ſo verwünſchten Meinungs-Picknick herauskommen?

Bei der berühmten Conferenz in Erfurt am 5ten October, wo alle commandirende Generale, General-Quartier-Meiſter-Lieutenants, ſo wie Major von Rauch und ich zugegen waren, verlas Maſſenbach ein langes Memoire, um zu beweiſen, daß die Armee links über Hof und Bayreuth abmarſchiren und ſich dort mit Oeſtreich in Verbindung ſetzen müſſe.

In der ganzen Idee war kein geſunder Menſchenverſtand; Sachſen von dem Erzgebirge, dem Thüringer Wald bis zum Harz, umzogen, bildet ein tête de pont für die Elbe von Dresden bis Magdeburg. Wir ſtanden in dieſem tête de pont; wir hatten beſchloſſen, die Feindſeligkeiten nicht anzufangen, und Maſſenbach wollte uns aus dem tête de pont heraus, durch ein Nadelöhr nach Franken führen. Zu welchem Zweck?

Es war nicht ſchwer vorauszuſehen, daß Napoleon uns ruhig nach Nürnberg ziehen laſſen und von Weſten her unge-

hindert in Sachſen eindringen würde. Was dann? Ueber Hals und Kopf zurück um den Paß bei Hof und die Uebergänge über die Elbe nicht zu verlieren?

Der ganze Vorſchlag war keiner Antwort werth.

Indeß der Herzog ließ ſich mit Maſſenbach ein, und da dieſer ihm ſehr lebhaft antwortete, ſo fragte der Herzog Scharnhorſt: Herr Obriſt, was ſagen Sie dazu?

Scharnhorſt hatte bis dahin alles aufgeboten, um die Armee in Bewegung und Thätigkeit zu ſetzen, die Eröffnung der Feindſeligkeiten durch Napoleon nicht abzuwarten, ſondern ſeine von der böhmiſchen Grenze bis nach Frankfurt zur Vereinigung marſchirende Armee zu durchbrechen, und zu einer Rückwärts-Concentrirung zu nöthigen, war aber immer auf dieſe Conferenz vertröſtet worden. Er erhob ſich nun und erklärte:

> ich kann zwar dem Vorſchlag des Oberſten von Maſſenbach nicht beitreten, indeß darauf kömmt es hier nicht an, denn ob man im Kriege immer das Beſte thut, iſt die Frage. Das Beſte iſt aber gewiß, daß man *etwas* thut, und in Ermangelung eines beſſern mag dies geſchehen.

Das war dem Herzog ein völlig unerwartetes Beitreten zu dem Maſſenbach'ſchen Vorſchlag. Er wollte die Armee nicht in Bewegung ſetzen, weil er hoffte, daß dadurch der Friede noch erhalten werden könnte.

Der Herzog fragte nun den Feldmarſchall Möllendorf, die Generale Graf Kalkreuth, Fürſt Hohenlohe, Rüchel, Zaſtrow, was zu thun ſei, und alle fanden, daß ſie zu wenig vom Feinde wüßten, um ein Urtheil abgeben zu können.

„Wie das erfahren?"

Durch Detaſchements, welche man von Eiſenach bis Saalfeld über den Thüringer Wald ſendet.

Das war dem Herzog ganz recht, er hatte ſeine Unter-Feldherrn auf andere Ideen gebracht und konnte ſie nun zu näheren Erklärungen auffordern.

Der Fürſt Hohenlohe dictirte eine bogenlange Dispoſition für ſein Corps, wie es ſich durch den Thüringer Wald echelloniren ſollte, damit endlich ein paar Escadrons bis an die Grenze von Coburg und Hildburghauſen gegen Franken rücken könnten.

Der Fürſt ſchenkte uns kein Bataillon, keine halbe Batterie, und der Zweck der Conferenz war in die Kunſt, eine Dispoſition zu dictiren übergegangen.

Der General von Rüchel, der hierauf für ſein kleineres Corps eine Dispoſition dictirte, ging noch weiter, gab ermüdende Details, welche gar nicht hierher gehörten und brachte ſeine Spitze, eine Escadron, glücklich nach Meiningen, wo die Welt mit Brettern vernagelt war, da das daran grenzende Gebiet des Königs von Baiern, der als Mitglied des neu geſtifteten Rheinbundes zu Napoleons Alliirten gehörte, als feindlich anzuſehen war.

Scharnhorſt dankte dem Himmel, daß die Conferenz gegen Mitternacht zu Ende ging, da kein Reſultat von einer ſolchen Verſammlung zu erwarten ſtand.

Wer bei dieſer Conferenz zugegen war, konnte ſich über den Ausgang dieſes Krieges nicht täuſchen.

Das waren alſo die Feldherren, welche den jugendlichen Napoleon mit ſeinen an Schlachten gewöhnten und kriegsluſtigen Marſchällen bekämpfen ſollten?

Die einzeln geſchlagenen Schlachten von Jena und Auerſtädt, der Rückzug und die Capitulation von Prenzlau und Lübeck, alles das iſt bereits ſo bekannt, daß ich es hier übergehen kann.

Mir war das herzzerreißende einſeitige Wiederſehen des Herzogs auf ſeinem Bett in Braunſchweig mit der blutigen

Binde über den leeren Augenhöhlen und der eben so traurige Anblick seiner Leiche an seinem Todestage in Ottensee vorbehalten.

Mit tiefem Schmerze starrte ich auf diese Ueberreste eines Fürsten, der seit dem 7jährigen Kriege eine so bedeutende Rolle in der Weltgeschichte gespielt, der viele große und vortreffliche Eigenschaften hatte und ein besseres Loos verdiente.

Nach der Beendigung des Feldzuges von 1806 schrieb ich den Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee; ich hatte das Schlachtfeld von Auerstädt aufnehmen lassen, und die beiderseitigen Bewegungen eingezeichnet *).

Scharnhorst, dem ich das Werk nach Königsberg sendete, antwortete mir:

> ich war mit der Darstellung dieser Schlacht beschäftigt; seit ich Ihren Schlachtplan besitze, habe ich alles liegen lassen; — ich kann nichts besseres geben.

Der Zweck, den ich bei meinem Operationsplan hatte, der vorurtheilsfreien Welt zu beweisen, daß die preußische Armee nicht auf eine so schimpfliche Art erlegen hatte, als es die französischen Großprahler darzustellen versuchten und unsre eignen Nichtswürdigen der Welt glauben zu machen trachteten, wurde mehr erreicht, als ich es erwartete **).

---

*) Um alle Conflicte mit der französischen Polizei in Deutschland zu vermeiden, gab ich mein Werk nicht unter dem Namen heraus, den meine Familie gewöhnlich führt; sondern unter dem Anfangsbuchstaben meines zweiten Namens, dessen wir uns nur bei gerichtlichen Verhandlungen bedienen, C. v. W. mit dem Motto: **la critique est aisée mais l'art est difficile.** Ich habe diese Bezeichnung auch bei späteren Schriften beibehalten.

**) In der Verlassenschaft des Generals von Clausewitz fand sich eine Darstellung der Campagne des Jahres 1806 völlig der Wahrheit gemäß und geistreich aufgefaßt, indeß nicht ohne eine so scharfe Critik, daß sie in Bitterkeit überging. Zur Zeit seines Todes lebte noch eine Zahl der von ihm heftig getadelten Männer, und es wurde für angemessen gehalten, die Veröffentlichung zu vertagen. Nach dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm III. kann und

Ich hatte den Rückzug mit dem Herzog von Weimar gemacht, der mich nach der Zerſtreuung der preußiſchen Armee diesſeit der Oder, als einen Unglücksgefährten einlud, zu ihm nach Weimar zu kommen. Dort übertrug er mir die Stelle eines Vice-Präſidenten. Ich war den Franzoſen zu ſehr als einerihre r größten Feinde bekannt, als daß ich hätte nach dem Frieden von Tilſit, dem Könige noch von beſonderem Nutzen ſein können.

Ich bat daher 1808 um meine Entlaſſung, mit dem Zuſatz, daß wenn der König je das Schwert wieder ergreife, ich mich ſofort zum Wiedereintritt melden würde.

Der geheime Plan des Herzogs von Weimar ging dahin, ſo wie ſeine Reſidenz bisher der Central-Punkt Deutſchlands für Kunſt und Wiſſenſchaft war, es nun auch zum Central-Punkt der deutſchen Freiheit zu machen, ſo weit die Verhältniſſe es geſtatteten, ohne die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Machthabers auf ſich zu ziehen, da ein ſo kleiner Staat, als das Herzogthum Weimar, ſich nicht zu widerſetzen vermochte.

Ich war in dieſer Beziehung neben ſeiner würdigen, ſo hoch verſtändigen Gemahlin, der einzige Vertraute des Herzogs und dieſer Zuſtand iſt geblieben, bis im Jahr 1813 der Krieg wieder ausbrach.

Die vielen litterariſchen Correſpondenzen, welche in Weimar mit allen Theilen von Deutſchland unterhalten wurden, die alte Gewohnheit des Herzogs ſich von ſeinen Charges d'Affaires oder beſoldeten Correſpondenten, Nachrichten aus allen Theilen Europa's mittheilen zu laſſen, erleichterte das Nachrichtenfach.

Die Gaſtfreiheit des Weimar'ſchen Hofes und die vielen Fremden, welche ſich immerwährend in Weimar befanden, gaben

---

wird es hoffentlich im Druck erſcheinen. Ein Memoire von Gentz hat den politiſchen Theil der kurzen Campagne abgehandelt. So viel ich nachkommen konnte, ſteht keine Unwahrheit darin.

Gelegenheit zur Verbreitung von Anſichten, welche mit dem Zweck in naher Verbindung ſtanden.

Meine Rolle bei dieſem Treiben war, alles zu vermeiden, was das fürſtliche Ehepaar compromittiren konnte, und wenn ein Opfer gebracht werden mußte, mich ſelbſt dazu zu bieten. Indeß ich verſchmähte keine Vorſicht, und begleitete jährlich den Herzog auf ſeiner Badereiſe nach Teplitz, wo ſich entfernt von der läſtigen franzöſiſchen Beaufſichtigung und entfernt von der franzöſiſchen Polizei in Erfurt manches viel freier und ſicherer betreiben ließ, als in Weimar.

So gelang es denn, daß bis zur Zeit des Verbrennens der engliſchen Colonial-Waaren, Weimar der Central-Punkt der deutſchen Freiheit im wahren Sinne des Worts war. — Von Weimar aus wurden die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt, und manches ohne Aufſehen vorbereitet, was 1813 beim Ausbruch des Krieges ſich als ächt deutſches Element zeigte.

Wenige aber zuverläſſige verſchwiegene und einflußreiche Freunde von allen Theilen in Deutſchland waren von dem Zweck unterrichtet.

Der Herzog hatte das große Talent unter einem jovialen oft an das Frivole ſtreifenden Aeußern, zu verbergen, was in ihm vorging und was er bezweckte, ſo, daß die Franzoſen ihn für unſchädlich hielten.

Bei der Zuſammenkunft des Kaiſers Alexander mit Napoleon, im Spätjahr 1808 in Erfurt, hatten alle, die nicht dem neuen franzöſiſchen Syſtem angehörten, ſchwere Demüthigungen zu erfahren.

Napoleon hatte ſichtlich das Streben, den Kaiſer durch perſönliche Aufmerkſamkeit für ſeine Zwecke zu gewinnen, auf der andern Seite aber ihn an das durch den Frieden von Tilſit entſtandene neue Verhältniß zu gewöhnen.

Er betrachtete ſich als den Wirth, den Kaiſer als Gaſt und machte die Honneurs mit beſonderer Sorgfalt.

Der Kaiſer fand in einem für ihn eingerichteten Hauſe alle Bequemlichkeiten. Napoleon hielt täglich Tafel, und verſäumte nie in Escarpins, den Hut unter dem Arm den Kaiſer auf dem Perron ſeiner Treppe zu empfangen.

Seine nächſten Umgebungen, der Prince de Neufchatel, der Grand-Marechal Duroc, der Grand-Ecuyer Caulaincourt, die zahlreichen Adjutanten, die zu dieſer Zuſammenkunft befohlenen Marſchälle, Soult, Lannes, Oudinot ꝛc., der Prince Talleyrand, Duc de Baſſans ꝛc. fetirten den Kaiſer und den Großfürſten Conſtantin, verſteht ſich in der Haltung vornehmer Leute.

Ein Theil der franzöſiſchen Armee kam während des Congreſſes regimenterweiſe aus Preußen zurück und war nicht abſichtlos, über Erfurt dirigirt, wo Napoleon ſie vor den Thoren von Erfurt beſichtigte. Es waren Truppen, welche Napoleon ſeit dem Frieden von Tilſit nicht geſehen hatte.

Der Kaiſer wurde von Napoleon zu einer ſolchen Parade abgeholt; der ihn zu ſeiner Rechten reiten ließ. Auf dem Felde angekommen, gab Napoleon ſeinem Schimmel die Sporen und jagte auf den rechten Flügel die Fronte herunter, ohne ſich um den Kaiſer zu bekümmern, der auf einem Napoleoniſchen Pferde wie ein Adjutant nachjagen mußte. Hierauf ſetzte ſich das Regiment in geſchloſſene Colonne und Napoleon rief dem Obriſten zu: les braves en avant. — Eine Zahl von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen trat vor, und bildeten einen großen Halbkreis.

Napoleon ſtieg vom Pferde, alles folgte, er lud den Kaiſer und Großfürſten Conſtantin ein, zu ſeiner Rechten zu treten, links von ihm ſtand der Prince de Neufchatel, die Schreibtafel in der Hand.

Der noch offene Halbkreis ſchloß ſich durch die anweſenden Fürſten und ihre Suiten.

Der Commandeur des Regiments rief nach der Reihe jeden der Vorgetretenen einzeln nach ſeinem Namen auf und ſtellte ihn Napoleon vor, der dann fragte: wo und in welcher Art er ſich ausgezeichnet habe.

Das Regiment hatte bei Friedland zur Entſcheidung der Schlacht beigetragen und alle zu vertheilende Belohnungen waren für dieſe Schlacht. Die Leute erzählten nun ihr Benehmen während der Schlacht. Der eine hatte mit eigner Hand ſo viel Ruſſen getödtet, ſo viel zu Gefangene gemacht, der andre hatte eine Fahne, der dritte hatte Kanonen erobert, ein vierter hatte ein ruſſiſches Bataillon in's Waſſer gejagt, wo es ertrank — Napoleon hörte alles aufmerkſam an, und beſtimmte dann, was der Prince de Neufchatel aufſchrieb, Avancement oder legion d'honneur; bei jedem neu Vortretenden that er immer wieder dieſelben Fragen, ſo daß ſich den Anweſenden der Eindruck aufdrang, es ſei ſeine Abſicht, dem Kaiſer Alexander eine Verlegenheit oder eine Marter zu bereiten. Alle Augen richteten ſich unwillkürlich auf den Kaiſer, der in der ruhigſten Haltung neben ihm ſtand, bis der letzte der zu Belohnenden ſeine Heldenthaten in ein glänzendes Licht geſtellt hatte. Der Großfürſt Conſtantin hatte ſich aus dem Kreiſe entfernt und beſichtigte eine aufgefahrene Batterie.

Daß die Ruſſen und Deutſchen Napoleons Benehmen roh und empörend fanden, bedarf wohl kaum der Erwähnung; allein zur Ehre der Franzoſen muß ich bemerken, daß in vielen Geſichtern der Umgebung Napoleons Mißbilligung zu leſen war.

Gleich in den erſten Tagen hatte Napoleon dem Herzog von Weimar geſagt: Ich höre, daß Sie gute Jagden haben, geben Sie uns ein Treibjagen.

Der Herzog verbeugte ſich und bat um die Beſtimmung des Tages. Napoleon erwiderte: ich muß mir erſt meine Gewehre von Paris kommen laſſen; Duroc wird Ihnen anzeigen, wenn ſie eingetroffen ſind, und dann verabreden wir das Weitere.

Der Herzog wußte, daß ich meine Berliner Bekanntſchaft mit Duroc in Erfurt erneuert hatte und übertrug mir dieſe Verabredung.

Duroc ſchlug mir vor, den erſten Tag Hirſchjagd, Diner in Weimar, nach der Tafel ein kurzes Concert, dann Theater und Ball. Am folgenden Tage wollte Napoleon dem Kaiſer das Schlachtfeld von Jena zeigen, dann ein Dejeûner unter dem Zelt, hierauf eine Haſenjagd und nach derſelben Rückreiſe nach Erfurt.

Dieſes Verlangen erſchien ausführbar und Duroc behielt ſich die Details bis nach einer von ihm einzuholenden Inſtruction des Kaiſers vor. Dieſe ging nun dahin: daß mir nicht allein eine namentliche Liſte für die Ceremonien-Tafel übergeben wurde, ſondern zugleich eine Zeichnung für die Form des Eßtiſches (halbrund und nur auf der äußeren Seite des Bogens beſetzt) ſondern zugleich mit den Namen beſchrieben, wie alles ſitzen ſollte.

Dieſe alle Begriffe überſteigende Arroganz erſchien mir doch allzu ſtark, um ſie ſo ganz geduldig hinnehmen zu können. Ich fragte daher Duroc: ob es denn die Abſicht ſeines Herrn ſei, daß er zu dieſer Tafel einladen ſolle? „Nein! der Herzog ſei ja der Wirth, und bei unſrer Beſprechung handle es ſich nur um die Beobachtung der Etiquette.“ — Nun machte ich bemerklich, daß ſich in dieſer Liſte Verſtöße gegen die Etiquette fänden, zu welcher der Herzog in ſeiner Reſidenz verpflichtet ſei, denn nach dieſer Zeichnung z. B. wäre die Prinzeſſin Caroline von Weimar zwiſchen ihre Frau Mutter und den Kaiſer Alexander geſetzt und da gehöre ſie nicht hin. Duroc behauptete, eine unvermählte Tochter gehöre ſtets neben ihre Mutter, ich dagegen: nach unſern deutſchen und europäiſchen Etiquetten habe eine Prinzeſſin, welche bereits einen eigenen Hofſtaat habe, auch ihren eigenen Rang und Platz. Ferner ſei die Herzogin von Würtemberg, eine Verwandte des Kaiſers Alexander,

zum Beſuch bei der Frau Herzogin, wohne im Schloß und gehöre an die Tafel, ſo wie der Herzog von Oldenburg, als naher Verwandter des Kaiſers von Rußland.

Duroc holte ſogleich eine Entſcheidung von Napoleon und brachte eine neue Zeichnung, nach welcher er ſeinen Platz nun rechts der Herzogin, den des Kaiſers Alexander links der Herzogin zwiſchen Mutter und Tochter vorgeſchrieben hatte, auch war der Herzog von Oldenburg auf dem linken Flügel aufgenommen. Dies ſei nun unabänderlich, denn die Herzogin von Würtemberg habe nicht den Rang, um an der Tafel mitzuſpeiſen. Uebrigens ſei es die Abſicht ſeines Kaiſerlichen Herrn der Frau Herzogin, die er hoch ſchätze, etwas Angenehmes zu erzeigen, und er habe daher befohlen, ſeine franzöſiſchen Schauſpieler in Weimar ſpielen zu laſſen.

Ich nahm dies als eine beſondere Höflichkeit an und erkundigte mich wegen Vorbereitung der Decorationen nach dem Stück. Duroc erwiederte: Talma iſt bereits unterrichtet.

Der Herzog wollte ſich dieſes willkürliche Ausſchließen der Herzogin von Würtemberg nicht gefallen laſſen, es wurde mit dem Kaiſer Alexander darüber geſprochen, der jedoch zum Frieden rieth. Die Herzogin mußte ſich für dieſen Tag krank melden. Von Talma erfuhr ich, daß Napoleon für Weimar „la mort de Cesar" beſtellt habe.

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen und fragte ein zweites Mal. Das Stück durfte in Frankreich ſeit Napoleons Erhebung nicht mehr gegeben werden.

Napoleons Bewunderer haben es großartig gefunden, daß er es in Weimar geben ließ!

Daß er es vor Deutſchen geben ließ, welche er ſämmtlich für Schlafmützen hielt und von denen er zu ſagen pflegte: „ſie ſind zufrieden, wenn ſie ihre Kohlerndte im Keller haben," darin habe ich nichts Großes, ſondern nur etwas Beleidigendes, Brutales, finden können.

Auch war wohl im ganzen Repertoire der französischen Tragödie kein Stück ungeeigneter, als gerade dies, um es zu Ehren einer Dame geben zu lassen.

Duroc hatte mich nach der Polizei in Weimar gefragt. Ich hatte ihm geantwortet: wir hätten eine Polizei um die Schornsteine fegen, die Straßen reinigen zu lassen, aber von einer haute police wüßten wir nichts. Ich nahm daher seinen Vorschlag, eine Brigade französischer Gensdarmen nach Weimar zu senden, gern an, denn es wäre sehr gewagt gewesen, dem Herzog von Weimar die Verantwortlichkeit für die Sicherheit eines Eroberers zuzuschieben, der die friedlichen Deutschen in so tiefes Unglück gebracht hatte.

Unter den vielen Neugierigen, welche zu dieser Jagd nach Weimar strömten, hatten sich zwei Preußen befunden, welche auf guten Pferden in Mäntel gehüllt (unter denen sie Musquetons verborgen hatten) Napoleon am Wehicht (einem kleinen Hölzchen bei Weimar) erwarteten, um seinem Leben ein Ende zu machen. Er kam in einem offenen Wagen an, aber wer saß neben ihm? — der Prinz Wilhelm von Preußen. Die Verschworenen waren darüber einig, ihre Musquetons abzufeuern, wenn auch ein Vertrauter aus seinem Gefolge neben ihm durch eine der vielen fliegenden Kugeln als unschuldiges Opfer fallen sollte.

Als sie den Bruder ihres Königs an Napoleons Seite erblickten, versagte ihnen ihr Arm den Dienst.

Die Frage: ob der Plan gut angelegt war, ob die That als eine unmoralische verwerfliche Handlung in der Vaterlandsliebe eine Beschönigung oder Entschuldigung finden konnte, mag hier ganz unbeachtet bleiben, so viel ist gewiß, daß Napoleon durch einen Zufall einer großen Gefahr entging.

Der Prinz von Neufchatel als grand veneur hatte mich zuvor über die Art des Treibens sehr genau befragt und darauf bestanden, daß für die Schützen beim Feldtreiben diese

zum Beſuch bei der Frau Herzogin, wohne im Schloß und gehöre an die Tafel, ſo wie der Herzog von Oldenburg, als naher Verwandter des Kaiſers von Rußland.

Duroc holte ſogleich eine Entſcheidung von Napoleon und brachte eine neue Zeichnung, nach welcher er ſeinen Platz nun rechts der Herzogin, den des Kaiſers Alexander links der Herzogin zwiſchen Mutter und Tochter vorgeſchrieben hatte, auch war der Herzog von Oldenburg auf dem linken Flügel aufgenommen. Dies ſei nun unabänderlich, denn die Herzogin von Würtemberg habe nicht den Rang, um an der Tafel mitzuſpeiſen. Uebrigens ſei es die Abſicht ſeines Kaiſerlichen Herrn der Frau Herzogin, die er hoch ſchätze, etwas Angenehmes zu erzeigen, und er habe daher befohlen, ſeine franzöſiſchen Schauſpieler in Weimar ſpielen zu laſſen.

Ich nahm dies als eine beſondere Höflichkeit an und erkundigte mich wegen Vorbereitung der Dekorationen nach dem Stück. Duroc erwiederte: Talma iſt bereits unterrichtet.

Der Herzog wollte ſich dieſes willkürliche Ausſchließen der Herzogin von Würtemberg nicht gefallen laſſen, es wurde mit dem Kaiſer Alexander darüber geſprochen, der jedoch zum Frieden rieth. Die Herzogin mußte ſich für dieſen Tag krank melden. Von Talma erfuhr ich, daß Napoleon für Weimar „la mort de Cesar" beſtellt habe.

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen und fragte ein zweites Mal. Das Stück durfte in Frankreich ſeit Napoleons Erhebung nicht mehr gegeben werden.

Napoleons Bewunderer haben es großartig gefunden, daß er es in Weimar geben ließ!

Daß er es vor Deutſchen geben ließ, welche er ſämmtlich für Schlafmützen hielt und von denen er zu ſagen pflegte: „ſie ſind zufrieden, wenn ſie ihre Kohlerndte im Keller haben," darin habe ich nichts Großes, ſondern nur etwas Beleidigendes, Brutales, finden können.

Auch war wohl im ganzen Repertoire der franzöſiſchen Tragödie kein Stück ungeeigneter, als gerade dies, um es zu Ehren einer Dame geben zu laſſen.

Duroc hatte mich nach der Polizei in Weimar gefragt. Ich hatte ihm geantwortet: wir hätten eine Polizei um die Schornſteine fegen, die Straßen reinigen zu laſſen, aber von einer haute police wüßten wir nichts. Ich nahm daher ſeinen Vorſchlag, eine Brigade franzöſiſcher Gensd'armen nach Weimar zu ſenden, gern an, denn es wäre ſehr gewagt geweſen, dem Herzog von Weimar die Verantwortlichkeit für die Sicherheit eines Eroberers zuzuſchieben, der die friedlichen Deutſchen in ſo tiefes Unglück gebracht hatte.

Unter den vielen Neugierigen, welche zu dieſer Jagd nach Weimar ſtrömten, hatten ſich zwei Preußen befunden, welche auf guten Pferden in Mäntel gehüllt (unter denen ſie Musquetons verborgen hatten) Napoleon am Webicht (einem kleinen Hölzchen bei Weimar) erwarteten, um ſeinem Leben ein Ende zu machen. Er kam in einem offenen Wagen an, aber wer ſaß neben ihm? — der Prinz Wilhelm von Preußen. Die Verſchworenen waren darüber einig, ihre Musquetons abzufeuern, wenn auch ein Vertrauter aus ſeinem Gefolge neben ihm durch eine der vielen ſtreuenden Kugeln als unſchuldiges Opfer fallen ſollte.

Als ſie den Bruder ihres Königs an Napoleons Seite erblickten, verſagte ihnen ihr Arm den Dienſt.

Die Frage: ob der Plan gut angelegt war, ob die That als eine unmoraliſche verwerfliche Handlung in der Vaterlandsliebe eine Beſchönigung oder Entſchuldigung finden konnte, mag hier ganz unbeachtet bleiben, ſo viel iſt gewiß, daß Napoleon durch einen Zufall einer großen Gefahr entging.

Der Prinz von Neufchatel als grand veneur hatte mich zuvor über die Art des Treibens ſehr genau befragt und darauf beſtanden, daß für die Schützen beim Feldtreiben tiefe

Löcher eingegraben würden. Dies geſchah, und bei der Jagd erwies ſich der gute Grund dazu.

Napoleon und der Kaiſer Alexander ſtanden neben einander, die franzöſiſchen Marſchälle rechts und links. Als der erſte Haſe ankam, wurden ſämmtliche Marſchälle in ihren tiefen Löchern unſichtbar und Napoleon ſchoß rückſichtslos auf die Stützen ſeines Reichs, auf die Haſen und Treiber.

Als nach der Jagd die Gewehre eingepackt wurden, und ich dem Prince de Neufchatel auf ſeine Frage erwiedern konnte, daß wir keine Verwundeten hätten, rief er „Dieu merci!" —

Durch die auf Vertrauen und verwandtſchaftliche Verhältniſſe gegründete Stellung des Herzogs von Weimar zum Kaiſer Alexander, wußte der Herzog, daß Napoleon in den Kaiſer von Rußland drang, daß er ſeinen anweſenden Marſchällen beſondere öffentliche Merkmale ſeiner Achtung und ſeines Wohlwollens geben möge, und der Kaiſer entſchloß ſich, obwohl ſehr ungern, den Uneigennützigen Orden zu verleihen, den Eigennützigen Geſchenke von großem Werth zu machen.

Von einer andern Seite hatte ich erfahren, daß der Marſchall Lannes geäußert hatte: Napoleon gebe ſich vergebene Mühe, Rußland in ſeine Intereſſen zu ziehen, es werde ihm nie gelingen, den Kaiſer Alexander zu ſeinem Freunde zu machen, daher ſei es ein Fehler, daß er ſeine Armee aus Preußen zurückziehe, und Rußland, Oeſtreich und Preußen ſich ſelbſt überlaſſe, um Spanien zu erobern.

Man hatte ihm geantwortet: Preußen ſei ohnmächtig, und die Allianz mit Rußland würde es verhindern, Oeſtreich zu Hülfe zu kommen, wenn Napoleon es an der Zeit fände, ihm die Federn auszurupfen.

Wir ſchloſſen daraus, daß Napoleon vorerſt den Marſchällen über ihr Mißtrauen gegen den Kaiſer den Mund ſtopfen wollte, aus andern Mittheilungen war ich jedoch berechtigt zu ſchließen, daß er die Vernichtung Oeſtreichs bereits beſchloſſen,

aber noch verſchoben habe, bis Spanien unterjocht ſei, womit er bis zur Mitte des nächſten Jahres fertig zu ſein dachte.

Der General Vincent, öſtreichiſcher Seits nach Erfurt geſendet, war der Einzige, dem ich von meiner Entdeckung Mittheilung machte, die er jedoch mit ächt diplomatiſcher Vorſicht, mein allzu großes Mißtrauen beklagend, aufnahm.

Er kannte mich zu wenig, um weiter zu gehen, ich erwartete auch nichts anderes, denn mein Zweck war vollſtändig erreicht; ich hatte dem General Vincent Facta gegeben, die er nicht kennen konnte, gewiß aber am rechten Ort benutzt hat.

Der Erzherzog Carl hatte eine Inſtruction über die höhere Kriegführung für die öſtreichiſchen Generale geſchrieben, welche geheim gehalten wurde. Ich hatte mir ein Exemplar verſchafft und ſchrieb Marginalien dazu, lediglich in der Abſicht, auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, welche der öſtreichiſchen Armee drohten, wenn ſie Napoleons Kriegführung nicht tiefer ſtudirte und gründlichere Gegenmittel anwendete. Napoleon ſah klar, daß es hohe Zeit ſei, auf die eine oder die andere Art den Krieg gegen Oeſtreich herbeizuführen. Er hatte in Erfurt nur zu gut erkannt, daß Preußen völlig gelähmt, und das nördliche Deutſchland wie das ſüdliche vor ihm zitternd, ſtumpf und ungefährlich waren. Meine Befürchtungen verwirklichten ſich im Jahre 1809.

Wir ließen in Weimar in den nächſten Jahren den Muth nicht ſinken, aber wir mußten die traurige Erfahrung machen, daß er in Deutſchland bedeutend ſank, und daß die deutſch geſinnte Parthei vor der franzöſiſch geſinnten immer mehr und mehr zurückwich.

Dieſe letzte Parthei wurde täglich inſolenter und als Napoleon endlich den Krieg gegen Rußland insgeheim beſchloſſen hatte, und einen Geſandten nach Weimar ſendete, um die Großfürſtin, die ruſſiſche und die antifranzöſiſche Parthei in der Nähe zu beobachten, da kam es ſo weit, daß auch in Weimar

die bis dahin in Zaum gehaltenen franzöſiſch Geſinnten das Haupt erhoben, und der franzöſiſche Geſandte Mr. Saint Aignon unter den deutſchen Bewohnern der guten Stadt Weimar (meiſtens Diener des Herzogs) eine völlig organiſirte Espionage hatte.

Traurige Zeit! Einer fürchtet den Andern, alles Vertrauen war völlig verloren! den Gutgeſinnten, aber Schwachen, ſchwebte der blutige Palm vor, und ſie verkrochen ſich, zu allem Ja ſagend, in ihre Häuſer. Von den Starken und Unbeugſamen ging der größere Theil nach Spanien oder Rußland, um den Krieg gegen den Unterdrücker deutſcher Freiheit fortzuſetzen.

Der Herzog und ich ſahen den Krieg in Rußland zwar als ſehr entſcheidend für Deutſchland an, allein wir hatten kein großes Vertrauen auf die Kräfte, welche der Kaiſer Alexander den ungeheuren Maſſen entgegenſetzen konnte, welche Napoleon gegen Rußland wälzte. Uns war der Unterſchied zwiſchen den papierlichen und effectiven Armeen der Ruſſen zu genau bekannt.

Indeß Napoleon konnte das Opfer einer Schlacht oder einer Krankheit werden, und dann fiel die Sache von ſelbſt auseinander.

Auf großen Umwegen (durch Oeſtreich) kamen zwar ſpät, aber doch ununterbrochen, Nachrichten aus Rußland in Weimar an, aus welchen ſich der wahre Stand der Sachen auf eine andere Art als aus den franzöſiſchen Bülletins ergab.

Als der Brand von Moskau den Frieden und zugleich die ruhigen Winterquartiere für Napoleon vereitelte, gelang es uns, die gebeugten Deutſchen wieder zu erheben und auf eine beſſere Zeit hinzuweiſen.

Der Aufruf des Königs an ſein Volk, war mir das Signal, mich beim Könige zum Wiedereintritt zu melden und ſeine Befehle zu vernehmen, wohin ich mich zu begeben habe.

Ich ſendete einen ſicheren Boten nach Berlin, zwiſchen deſſen doppelten Schuhſohlen ich mein Schreiben einnähen ließ.

Eine Antwort von Scharnhorſt, der allein davon unterrichtet war, daß ich meinen Abſchied nur zum Schein erhalten hatte, wies mich an: daß mein Wiedereintritt in die Armee bis zum Ausbruch der Feindſeligkeiten geheim bleiben müſſe.

Mit Beobachtung aller Formen erhielt ich den Abſchied aus dem Weimar'ſchen Dienſt, in welchem ich als Mitglied des geheimen Conſeils fungirte und traf am 18ten April in Altenburg ein, wo ich Scharnhorſt als Chef des Generalſtabes der Armee im Haupt-Quartier des General von Blücher fand*).

Der Plan, im Frühjahr 1813 mit der ruſſiſchen und preußiſchen Armee aus den Marken und Schleſien über die Elbe und durch Sachſen ſo weit gegen den Rhein vorzugehen, als Napoleon es ſich nach der Auflöſung ſeiner aus Rußland zurückgekommenen Armee gefallen laſſen mußte, rührte von Scharnhorſt her. — Er war darauf baſirt, daß vorausgeſehen werden konnte, alle Deutſchen würden ſich erheben, wenn Napoleon ſie nicht mehr ſchützen könne, und ihre Fürſten dadurch genöthigt würden, ſich vom Rheinbund loszuſagen. Der Kaiſer Alexander, von dem Gedanken begeiſtert, daß er der Befreier von Deutſchland werden würde, hatte in Scharnhorſt's Vorſchläge gewilligt und mit unſerm Könige die Ausführung gemeinſchaftlich angeordnet, — nachdem er ſeinen Armeen von Kaliſch nach Breslau vorausgeeilt war.

Der Kaiſer ſah die Schwierigkeiten nicht voraus, welche er bei ſeinem alten Feldherrn Kutoſof finden würde, den er ſo eben als den Retter des ruſſiſchen Reichs ausgerufen und

*) Von unſerm kurzen Feldzuge bis zum Waffenſtillſtand habe ich eine gedrängte Ueberſicht herausgegeben „die preußiſch-ruſſiſche Kampagne im Jahr 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenſtillſtande vom 5ten Juni 1813", auf welche ich mich im Nachfolgenden beziehe.

die bis dahin in Zaum gehaltenen franzöſiſch Geſinnten das Haupt erhoben, und der franzöſiſche Geſandte Mr. Saint Aignon unter den deutſchen Bewohnern der guten Stadt Weimar (meiſtens Diener des Herzogs) eine völlig organiſirte Espionage hatte.

Traurige Zeit! Einer fürchtet den Andern, alles Vertrauen war völlig verloren! den Gutgeſinnten, aber Schwachen, ſchwebte der blutige Palm vor, und ſie verkrochen ſich, zu allem Ja ſagend, in ihre Häuſer. Von den Starken und Unbeugſamen ging der größere Theil nach Spanien oder Rußland, um den Krieg gegen den Unterdrücker deutſcher Freiheit fortzuſetzen.

Der Herzog und ich ſahen den Krieg in Rußland zwar als ſehr entſcheidend für Deutſchland an, allein wir hatten kein großes Vertrauen auf die Kräfte, welche der Kaiſer Alexander den ungeheuren Maſſen entgegenſetzen konnte, welche Napoleon gegen Rußland wälzte. Uns war der Unterſchied zwiſchen den papierlichen und effectiven Armeen der Ruſſen zu genau bekannt.

Indeß Napoleon konnte das Opfer einer Schlacht oder einer Krankheit werden, und dann fiel die Sache von ſelbſt auseinander.

Auf großen Umwegen (durch Oeſtreich) kamen zwar ſpät, aber doch ununterbrochen, Nachrichten aus Rußland in Weimar an, aus welchen ſich der wahre Stand der Sachen auf eine andere Art als aus den franzöſiſchen Bülletins ergab.

Als der Brand von Moskau den Frieden und zugleich die ruhigen Winterquartiere für Napoleon vereitelte, gelang es uns, die gebeugten Deutſchen wieder zu erheben und auf eine beſſere Zeit hinzuweiſen.

Der Aufruf des Königs an ſein Volk, war mir das Signal, mich beim Könige zum Wiedereintritt zu melden und ſeine Befehle zu vernehmen, wohin ich mich zu begeben habe.

Ich ſendete einen ſicheren Boten nach Berlin, zwiſchen deſſen doppelten Schuhſohlen ich mein Schreiben einnähen ließ.

Eine Antwort von Scharnhorſt, der allein davon unterrichtet war, daß ich meinen Abſchied nur zum Schein erhalten hatte, wies mich an: daß mein Wiedereintritt in die Armee bis zum Ausbruch der Feindſeligkeiten geheim bleiben müſſe.

Mit Beobachtung aller Formen erhielt ich den Abſchied aus dem Weimar'ſchen Dienſt, in welchem ich als Mitglied des geheimen Conſeils fungirte und traf am 18ten April in Altenburg ein, wo ich Scharnhorſt als Chef des Generalſtabes der Armee im Haupt-Quartier des General von Blücher fand*).

Der Plan, im Frühjahr 1813 mit der ruſſiſchen und preußiſchen Armee aus den Marken und Schleſien über die Elbe und durch Sachſen ſo weit gegen den Rhein vorzugehen, als Napoleon es ſich nach der Auflöſung ſeiner aus Rußland zurückgekommenen Armee gefallen laſſen mußte, rührte von Scharnhorſt her. — Er war darauf baſirt, daß vorausgeſehen werden konnte, alle Deutſchen würden ſich erheben, wenn Napoleon ſie nicht mehr ſchützen könne, und ihre Fürſten dadurch genöthigt würden, ſich vom Rheinbund loszuſagen. Der Kaiſer Alexander, von dem Gedanken begeiſtert, daß er der Befreier von Deutſchland werden würde, hatte in Scharnhorſt's Vorſchläge gewilligt und mit unſerm Könige die Ausführung gemeinſchaftlich angeordnet, — nachdem er ſeinen Armeen von Kaliſch nach Breslau vorausgeeilt war.

Der Kaiſer ſah die Schwierigkeiten nicht voraus, welche er bei ſeinem alten Feldherrn Kutoſof finden würde, den er ſo eben als den Retter des ruſſiſchen Reichs ausgerufen und

*) Von unſerm kurzen Feldzuge bis zum Waffenſtillſtand habe ich eine gedrängte Ueberſicht herausgegeben „die preußiſch-ruſſiſche Kampagne im Jahr 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenſtillſtande vom 5ten Juni 1813", auf welche ich mich im Nachfolgenden beziehe.

belohnt hatte, den er also schonen mußte, wenn er ihm in Beziehung auf die weiteren Operationen widersprach.

Kutosof sah den russischen Krieg als beendet an, wollte die Grenze von Polen nicht überschreiten, das Großherzogthum Warschau als Kriegs-Entschädigung Rußland einverleiben und allen übrigen europäischen Nationen überlassen, sich eben so wie Rußland von Napoleon zu befreien.

Wenn der Feldmarschall Kutosof in Folge der York'schen Convention Preußen nicht als ein erobertes Land behandeln, noch als ein ganz fremdes ignoriren konnte, so waren ihm doch die Absichten des Kaisers Alexander, hinsichtlich der politischen Wiederherstellung seines Freundes, des Königs von Preußen, völlig fremd; von einem Uebergang über die Elbe wollte er eben so wenig etwas hören, und alle Bemühungen Scharnhorst's, ihn in eine günstigere Stimmung für Preußen zu bringen, waren fruchtlos. Die ganze Friedens-Parthei in der russischen Armee schloß sich dem Feldmarschall an und der Kaiser hatte einen schweren Stand. Bei meiner Ankunft in Altenburg fand ich Scharnhorst tief gebeugt, denn er konnte die Folgen dieses Widerstandes nicht übersehen. Unerwartet trat der Tod des alten starren Feldmarschalls Kutosof am 28sten April ein, und der Kaiser gewann dadurch die Mittel, seine eigene Politik zu verfolgen.

Die Nachrichten, welche ich Scharnhorst über die Stärke der französischen Armee mitbrachte, stimmten nicht mit den seinigen. Er hatte sie um 40 bis 50,000 Mann geringer angeschlagen, als sie war, indeß kam es darauf nicht so viel an. Napoleon mußte mit einer neuen in der Eile zusammen gebrachten Armee fechten, wir hatten größtentheils ältere Soldaten, es kam daher darauf an, unsere Gegner zu versuchen, und dabei nicht in die Uebermacht zu fallen. Wir verabredeten, über die wahrscheinliche Uebermacht zu schweigen und setzten unser Vertrauen in eine kräftige Offensive, bevor Napoleon

ſich mit dem Vice-König von Italien vereinigt und ſeine Kräfte aus der Tiefe entwickelt haben konnte. Bei der Schlacht von Lützen hatten wir zu beklagen, daß der Marſch zur Schlacht nicht einen Tag früher Statt fand, ſo wie daß der General von Miloradowitſch nicht heran gezogen wurde, Maaßregeln, welche durch einen ſchwerfälligen Geſchäftsgang nicht zur Ausführung kamen. Ueber die Schlacht ſelbſt verweiſe ich auf die offiziellen Relationen und die von mir herausgegebenen Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten ꝛc. 1825.

In der Schlacht war ich gerade verſendet, als Scharnhorſt verwundet und zurückgebracht wurde. Ich ſah ihn am Abend nach der Schlacht zum letzten Mal; er hielt ſeine Wunde für unbedeutend und hoffte bald wieder bei der Armee zu ſein. Man ſagte, daß er in Prag an den Folgen einer unrichtigen Behandlung verſtarb.

General von Gneiſenau übernahm ſeine Geſchäfte.

Gneiſenau, dem die charaktervolle Vertheidigung von Colberg mit Recht einen ſchönen Namen erworben hatte, war ein würdiger Vertreter des ausgezeichneten Scharnhorſt, der ihn beſonders hoch ſchätzte, obgleich ſie in ſich zwei ganz verſchiedene Naturen waren. Beide hielten immer feſt an ihrem Zweck, aber in den Mitteln, um ihn durchzuführen, waren ſie verſchieden. Scharnhorſt prüfte bedächtig Schritt für Schritt, unterſuchte alle Details und wollte dem Zufall nur ſo viel überlaſſen, als er ihm nicht entziehen konnte. Gneiſenau ging leicht darüber hin, im Vertrauen auf ſeine Geiſtesgegenwart, auf ſein Genie. Das im Voraus abwägen aller Fälle, wovon (wie er bemerkte) doch immer nur ein einziger, und zwar nie vollſtändig, ſo wie er erſonnen worden war, eintreten konnte, machte ihm Langeweile, bewußt, er werde ſich zu helfen wiſſen, wenn der Augenblick dazu eintrete, ſetzte er dieſelbe Gabe bei allen andern voraus, und überflog mit ſeinem

lebhaften Geiſt um ſo williger Raum und Zeit, als er für alles, was gewagt, aber auf Muth gegründet war, eine beſondere Neigung hatte. — Es war ihm nicht fremd, daß der Muth keine Alltagsgabe iſt, allein er wähnte, daß der Muth eine Eigenſchaft ſei, welche gegeben werden könne, und daß der Muthige — Muthige zu erſchaffen vermöge. — Hier verfiel er nun oft in eine Folgenreihe von Täuſchungen. Er nahm hervorgerufene Aufwallungen für Muth, er legte einem ſolchen Muth die Ausdauer bei, welche nur dem Beſonnenen, aus dem eigenen Innern ſich entwickelnden Muth angehört, er fühlte ſich begabt, edle Aufwallungen hervorzurufen, große Ideen zu erſchaffen, Begeiſterung zu wecken, er glaubte Alltags-Menſchen in Muthige umwandeln zu können.

Eine ſolche Richtung des Geiſtes, ſelbſt mit der vollſtändigſten Erkenntniß der Täuſchung hat etwas beneidenswerthes, aber es giebt nichts gefährlicheres für einen Feldherrn, als der Glaube, daß er ſeine eigene Kraft auf Andere übertragen könne und daß dieſe dann mit ſeinem Muth, mit ſeiner Ausdauer löſen würden, was er ihnen auftrage.

Gneiſenau war dadurch in den Fehler verfallen, jederzeit die eigenen Kräfte zu hoch und die ſeines Gegners zu gering anzuſchlagen. Alles Wagen hatte einen zu großen Reiz für ihn, der ſelbſt dann nicht geſchwächt wurde, wenn das Wagen überflüſſig war. Wo ſich der Zweck auf zwei verſchiedenen Wegen erreichen ließ, neigte er ſich jederzeit für den gewagteſten. In allen Beziehungen ein ritterlicher Mann, ein edler Menſch, höchſt gerecht, war er unfähig, einen ſelbſt begangenen Fehler auf andere zu wälzen, und immer bereit, fremdes Verdienſt anzuerkennen, obgleich es ihm ſchwer wurde, vorgefaßte Meinungen aufzugeben, eine Schwierigkeit, mit welcher die ſtarken, charactervollen Menſchen aller Zeiten zu kämpfen gehabt haben.

Gneisenau wünschte alle Geschäfte nach den von Scharnhorst getroffenen Einrichtungen fortzusetzen, aber der vorsichtige Scharnhorst hatte viele Gegenstände in seinem Kopf behalten, und nicht in den Acten niedergelegt.

Als wir auf unserm Rückzug die Elbe überschritten hatten, wurde ich nach Bautzen vorausgesendet, um über mancherlei Gegenstände mündliche Auskunft von ihm einzuholen. Als ich dort ankam, war er am Morgen nach Prag abgereist.

In Bautzen war man damit beschäftigt, eine feste Stellung für die große Armee auszuwählen, da es beschlossen war, eine zweite Schlacht bei Bautzen anzunehmen. Hierbei trat die Verschiedenheit der Grundsätze zwischen der russischen und preußischen Armee zum ersten Mal klar hervor. Die Russen suchten ihr Heil im Gefecht gegen Napoleon nicht allein im Massen-System, sondern auch im Zusammenklumpen ihrer Corps und Armeen in Massen.

Sie hatten bei Borodino zehn Treffen hoch gestanden, und betrachteten den nicht unrühmlichen Ausgang dieses Gefechts als eine Folge dieser Aufstellung.

Von preußischer Seite hielt man eine solche Aufstellung unter allen Umständen für fehlerhaft, vorzüglich aber Napoleon gegenüber, der als Artillerie-Offizier mit seinen großen Batterien einen solchen Fehler gehörig zu bestrafen wußte.

Wir Preußen bedurften eines solchen Mittels auch durchaus nicht, da unsere gesammte Infanterie im Tirailliren und Scheibenschießen wohl geübt war, während bei den russischen Armeen nur die Jäger-Regimenter tiraillirten, die übrige Infanterie aber das Einzel-Gefecht gar nicht kannte. Dagegen legten wir Preußen Werth darauf, in allen Stellungen ein Hinderniß vor die Fronte zu nehmen, welches der Gegner nicht ohne sich zu brechen, überschreiten konnte und wodurch wir Gelegenheit fanden, unsern Gegner anzufallen, wenn er am wenigsten widerstandsfähig war.

Flüſſe, Bäche, Sümpfe, Thäler ſind ſolche geeignetſte Hinderniſſe. Dies kannten die Ruſſen nicht, weil ſich im ruſſiſchen Kriegstheater (Steppenländer) wenig ſolche Verſtärkungsmittel finden.

Dagegen waren die Ruſſen daran gewöhnt, ſich durch Verſchanzungen zu verſtärken, und ihre Stellungen mit der Rückſicht darauf zu nehmen, was uns fremd war, und für's erſte bleiben mußte, da unſre Leute nicht die phyſiſchen Kräfte hatten, um am Tage zu marſchiren und in der Nacht Schanzen aufzuwerfen.

Auf unſerer Rückzugs-Linie fanden ſich übrigens ſo viel Terrain-Abſchnitte, daß man das Verſchanzen — immer nur ein Nothbehelf — ganz entbehren konnte.

Nachdem dieſe Dinge zur Sprache gekommen waren, war es rathſam, daß wir Preußen uns fügten, ſo viel es möglich war, ohne wichtige Grundſätze aufzugeben. Wir ließen die Ruſſen die allgemeine Stellung wählen, — wir bereiteten uns nach unſerer Art zur Vertheidigung vor.

Nachdem am erſten Tage der Schlacht von Bautzen (den 20ſten Mai) die Nacht dem kleinen Gewehrfeuer ein Ende gemacht hatte, forderte mich Gneiſenau auf, ihn nach Klein-Burſchwitz zu begleiten, wo die Souveraine den Befehl für den folgenden Tag geben wollten.

Wir fanden dort den Generaliſſimus Graf Wittgenſtein und ſeinen Chef des Generalſtabes, General-Lieutenant von Diebitſch. Der Kaiſer erſchien ohne den König und ſprach ſeine Ueberzeugung aus, Napoleon, der unſrer Cavallerie nicht eine gleiche Zahl entgegen zu ſetzen habe, werde mit ſeinem rechten Flügel unſern linken im Gebirge angreifen und überflügeln. Ich erlaubte mir einige beſcheidene Zweifel auszuſprechen, und als der Kaiſer Gründe verlangte, legte ich eine Aufnahme vom rechten Flügel unſerer Stellung vor, mittelſt welcher ich nachwies, daß der wahre Angriffspunkt unſerer

Stellung der rechte Flügel ſei, daß der Marſchall Ney ſich mit 2 Armee-Corps bereits in der Richtung auf unſern ſchwächſten Punkt befinde, und daß man nicht annehmen könne, Napoleon werde den Marſchall Ney von da weg gegen ſein Centrum ziehen, um den ſtärkſten Punkt unſerer ganzen Stellung, den linken Flügel anzugreifen.

Ich wies nach, daß wenn wir nicht unſern rechten Flügel bis zum Windmühlenberg bei Gleime ausdehnten, und mit einer ſtarken Batterie beſetzten, Marſchall Ney früher als wir in Weiſſenberg ſein würde. Durch Weiſſenberg führte aber die Chauſſee nach Görlitz, unſere Rückzugslinie des rechten Flügels und Centrums.

Der Kaiſer gab zwar ſeine Idee über Napoleons Angriff nicht auf, fand jedoch meine Auseinanderſetzung über die Verhältniſſe unſers rechten Flügels nicht richtig. — Er fragte den Generaliſſimus: wie ſtark iſt Barcley? Graf Wittgenſtein antwortete, ohne ſich zu beſinnen: 15,000 Mann. Der Kaiſer fragte nun mich: ſind dieſe ausreichend? und auf meine Bejahung befahl er, daß Barcley in die von mir angegebene Stellung rücken ſolle.

Als wir in unſer Bivouak an den Kreckwitzer Höhen zurückkamen, war es bereits Tag geworden, und bald darauf griff Napoleon unſern linken Flügel auf den waldigen Höhen an, wie der Kaiſer es vorausgeſehen hatte. Nach etwa einer Stunde begann der Angriff des Marſchalls Ney, der mit Energie über Klix gegen Barcley vordrang, was ich vorausgeſehen hatte, und der Kaiſer überzeugte ſich durch das lebhafte Kanonenfeuer bei Klix, daß es dort Ernſt, auf dem linken Flügel, wo ſich die Monarchen befanden, der Angriff nur ein falſcher ſei.

Ein Flügel-Adjutant des Kaiſers brachte dem General von Blücher den Befehl, mich mit meinen Aufnahmen zu Barcley zu ſenden und ihn von den Terrain-Verhältniſſen zu

unterrichten. — Ich fand Barcley auf dem Windmühlenberg, wo eine ſtarke Batterie eben ihr Feuer eröffnete. Ich machte Barcley mit der Unterredung in Klein-Burſchwitz bekannt, ſo wie, daß der Kaiſer, da er 15,000 Combattanten habe, auf die Erfüllung ſeiner ihm geſtellten Aufgabe rechne; Barcley ſchwieg.

Als Ney in dichten Maſſen zwiſchen Gegenſtänden vorrückte, welche ich auf dem Terrain überſehen und auf meiner Aufnahme mit dem Zirkel abmeſſen konnte, ſchlug ich die Kräfte welche ſich vor Barcley zeigten zu 40,000 Mann an. — Bei Gottamelde ſtand der ruſſiſche General Czaplitz im Kanonenfeuer, allein wir konnten nicht ſehen, was er vor ſich hatte. Barcley lud mich ein, mit ihm in das Haus des Windmüllers zu kommen, und riegelte mit großer Förmlichkeit die Thüre zu, obgleich die Ney'ſchen Kanonen-Kugeln das Häuschen bereits durchſichtig machten. „Sie glauben, daß ich 15,000 Mann habe, und der Kaiſer glaubt es ebenfalls. — Der Augenblick iſt zu wichtig, um länger zu ſchweigen. Ich habe 5000 Mann und Sie mögen ſelbſt urtheilen, ob ich mich gegen die 40,000 Mann halten kann, welche hier vor mir im Vorrücken begriffen ſind.

„Ich fordre Sie auf, ſich auf's Schleunigſte zum General Blücher zu begeben, ihm zu melden, was Sie geſehen haben, und mir Verſtärkungen zuzuführen."

Man wird mir die Schilderung meines Erſtaunens erlaſſen! Abgeſehen von der Unwahrheit, die der Generaliſſimus ſeinem Kaiſer geſagt hatte, als er das Corps von Barcley dreimal ſo ſtark angab, als es war, ſo hatte er dadurch die Schlacht leichtſinnig auf das Spiel geſetzt, denn als Ney die Spree überſchritten hatte, war bei der Ausdehnung des Schlachtfeldes keine Abhülfe des Uebelſtandes mehr möglich. Die Verſtärkungen, welche man Barcley ſenden konnte, mußten jedenfalls zu ſpät ankommen, denn ſie konnten nur von York oder

Kleiſt entnommen werden, welche hinter dem Centro der Armee bei Litten ſtanden.

Ich ſah nach der Uhr, in 25 Minuten mußte Ney im Beſitz des Windmühlenberges ſein. Ich jagte auf die Kreckwitzer Höhen zurück, berichtete Facta und zeigte die gefährliche Lage, in der wir uns befanden, an. Meine Abſicht, dem commandirenden General und Gneiſenau dies ganz allein mitzutheilen, konnte nicht erreicht werden, weil es Sitte geworden war, auf offnem Felde auch alles offen in Gegenwart aller Offiziere des Haupt-Quartiers zu verhandeln. Eine böſe Sitte*).

*) So viele Mühe ich mir auch ſpäterhin gegeben habe, dieſe Gewohnheit abzuſtellen, ſo habe ich es doch nie durchſetzen können, weil Blücher und Gneiſenau einen zu großen Werth darauf legten, ihre Umgebungen durch gute Einfälle in eine Heiterkeit zu verſetzen, welche nach Gneiſenau's Anſicht ſich weiter verbreiten müßte, wenn die Offiziere während des Gefechts nach allen Richtungen verſendet würden. — Die Verſchiedenheit unſerer Anſichten beruhte darauf, daß ich behauptete: ein General müſſe keine Schwarzſeher, die andere beſorgt oder verdrießlich machen, in ſeinem Gefolge haben. Gneiſenau dagegen fand es ſicherer, die Trübſals-Spritzen (wie Blücher ſie zu nennen pflegte), zu beſſern und wollte die Talente unſers Feldherrn auch auf dieſen Zweig benutzt wiſſen.

Dem war ich nicht entgegen, indeß das konnte geſchehen, ohne daß die Umgebungen, bis auf die Ordonnanz-Offiziere, nöthig hatten, ſich neugierig an den Commandirenden zu drängen, wenn Offiziere mit Meldungen ankamen.

Uebrigens hatte Blücher eine beſondere Gabe, übertriebene Darſtellungen durch ein bon mot in das richtige Gleis zurückzuweiſen. Da ſie zur Characteriſtik des gefeierten Mannes gehörte, ſo gebe ich ein Paar ſolcher Fälle.

Im Bivouak bei Bautzen hatte ein Regiments-Commandeur dem Commandirenden auf die rührendſte Art vorgeſtellt, daß ſein Regiment ſeit zwei Tagen nichts zu leben habe, und dieſer ihn auf ſeine Ankunft im Bivouak vertröſtet, wo ſämmtliche Commandeure vor die Mitte beſtellt waren. Dort angekommen, gab er die Mittel an, welche er angewendet habe, um ſich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen: Ich ritt hinter der Fronte. — Sie ſehen, ich reite ein gutes Pferd, aber ich fand dort geſetzte Haufen von einem ſolchen Umfang und einer ſolchen Höhe, daß das beſte Pferd nicht ohne zu ſtolpern durchkommen konnte. Hiernach iſt jede weitere Unterſuchung überflüſſig. Sie ſehen, daß ich gründlich prüfe,

Während meiner Abweſenheit bei Barcley waren die Truppen in die von mir angegebenen Poſitionen der Kreckwitzer Höhen eingerückt, der General Gneiſenau hatte ſie ſtark, ja unüberwindlich gefunden, ſich ſelbſt dabei etwas exaltirt und als Blücher den Bataillons anfeuernde Reden hielt, die Kreckwitzer Höhen als die preußiſchen Termopylen bezeichnet. — Dies alles war ſo eben geſchehen, ich hörte auf meinem Wege das Hurrahrufen mir entgegen ſchallen.

Ich, von dieſen Vorgängen nichts wiſſend, komme mit Nachrichten an, welche die reiflichſte Erwägung verlangten, — mein ſchaumbedecktes Pferd iſt für die Neugierigen des Hauptquartiers ein Signal, ſich an die Beſchützer der öffentlichen Verhandlungen ganz nahe anzudrängen, und unter dieſen Umſtänden blieb nur übrig, im Lapydar-Styl zu ſagen: General Barcley kann den Windmühlenberg von Gleime nicht halten, er verlangt eine Verſtärkung, welche ihn weder erreichen noch in unſerer Stellung entbehrt werden kann, er wird daher auf den Vogelsberg hinter Baruth zurückgehen; damit der Feind

---

mir nichts weiß machen laſſe, und daher ein Recht habe, mir ungründliche Anzeigen zu verbitten. — Alles lachte oder lächelte, und es kam keine Klage wieder.

Bei Heynau war dem Brigade-Commandeur des rechten Flügels gemeldet: daß eine feindliche Colonne um ſeinen rechten Flügel herum gegangen ſei, und ſich, Napoleon an der Spitze, bereits völlig in unſerm Rücken befinde. —

Der Brigade-Commandeur ſendete ſeinen Adjutanten in's Centrum an den Commandirenden. Der Adjutant ſtattete ſeine Meldung im tragiſchen Ton vor den verſammelten Offizieren des Hauptquartiers ab.

General Blücher fragte: in weſſen Rücken? in dem Ihres Commandeurs oder in dem meinigen?

Der Adjutant erwiederte im Tone des Bedauerns: in Ew. Excellenz Rücken.

Nun ſo ſagen Sie Ihrem Commandeur, daß ich mich außerordentlich über dieſe Nachricht freue, denn dann iſt der Kerl auf dem rechten Wege, mir eine beſondere Ehre zu erzeigen, zu welcher er nur von hinten kommen kann.

Der Adjutant ritt unter allgemeinem Gelächter zurück.

nicht vor uns Weiſſenburg erreicht; wir aber verlieren dadurch unſre Deckung der rechten Seite und müſſen ſchleunig Maaßregeln ergreifen.

Gneiſenau erwiederte mir, ich ſetze zu wenig Vertrauen in die Tapferkeit der ruſſiſchen Truppen; ich erklärte, in einer Viertelſtunde iſt der Windmühlenberg in den Händen des Marſchalls Ney, denn vor der großen Verſammlung von Offizieren, wollte ich weder von den 40,000 Mann, die ich geſehen hatte, noch von den 5000 Mann reden, aus denen Barcley beſtand.

Gneiſenau fand meine Anträge nicht beachtenswerth und Blücher hielt der Verſammlung eine neue anfeuernde Rede, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde, und womit meine vorgeſchlagenen Maaßregeln bei Seite geſchoben waren.

Als es mir gelang, Gneiſenau ſpäter unter vier Augen unſer Verhältniß klar auseinander zu ſetzen, verfiel er in ein düſteres Schweigen und übernahm die Rolle eines Ungläubigen.

Barcley fliehte auseinander, wie ich es vorher geſehen hatte, ich wollte Preititz beſetzt haben, es wurde für überflüſſig gehalten. Ich jagte nach Preititz und wurde bereits am Eingang mit feindlichen Flintenſchüſſen empfangen. Nun blieb nichts übrig, als die Reſerve (4 Bataillons Garden) mit der Wiedereroberung des Dorfes Preititz zu beauftragen.

In unſerer Fronte rückte Napoleon unter einer lebhaften Kanonade vor. Die uns zugegebene ruſſiſche Artillerie, 24 Zwölfpfünder, hatte ſich auf zu große Entfernungen eingelaſſen und ihre Munition verſchoſſen, es fuhr daher eine Batterie nach der andern ab. — In unſrer rechten Flanke rückte Ney mit einer großen Entwickelungs-Fronte gegen die unbeſetzten Höhen vor, von deren Vertheidigung auch gar nicht die Rede ſein konnte, da wir über die Reſerve disponirt hatten.

Unſre linke Flanke ſollte durch York und Kleiſt gedeckt werden. Die Souveraine hatten Kleiſt auf Barcley's Vorſchlag

zu ſeiner Hülfe gegen Baruth abgeſendet. York konnte nicht hindern, daß der Feind eine Batterie bei Baſantwitz auffuhr, wodurch wir auf den Kreckwitzer Höhen in ein dreifach ſich kreuzendes Kanonenfeuer kamen. Daß Ney ſich mit dem Kanonenfeuer begnügte, und nicht mit ſeiner ganzen Infanterie in einer Front von 3000 Schritt zwiſchen Pliskowitz und Klein-Bautzen auf die Höhen rückte, welche gar nicht vertheidigt werden konnten, und wodurch wir von allem Rückzug abgeſchnitten wurden, mußte als eine beſondere Höflichkeit angeſehen werden.

Blücher hielt mit Gneiſenau und den Offizieren des Hauptquartiers da, wo das Kanonenfeuer am wirkſamſten war, und überſah ruhig, was wir nicht hindern konnten, daß wir allmählich umringt wurden.

Niemand war darüber in Zweifel, daß wenn wir ſtehen blieben, wir uns bis zum letzten Mann vertheidigen oder das Gewehr ſtrecken mußten, wenn der Feind uns nicht angriff, da ein Durchſchlagen nicht möglich war.

General Blücher und Gneiſenau konnten, nach der Art, wie ſie ſich ausgeſprochen hatten, einen Rückzug nicht anordnen, ſie konnten höchſtens darin willigen. Als Ney nach langem Zaudern endlich anfing, die Höhen zu erſteigen, zog ich meine Uhr aus der Taſche und ſagte dem General Blücher, neben welchem Gneiſenau hielt:

> Wir haben noch eine Viertelſtunde Zeit, innerhalb welcher es möglich iſt, daß wir uns aus der Schlinge ziehen. Später ſind wir umringt. Benutzen wir dieſe Zeit nicht, ſo werden die Poltrons ſich ergeben und die Tapfern fechtend ſterben, aber leider ohne den geringſten Nutzen für das Vaterland.

Tiefes Schweigen. Gneiſenau kämpfte einen ſchweren Kampf. Endlich nahm er das Wort: Der Oberſt-Lieutenant Müffling hat Recht, und bei den jetzigen veränderten Umſtänden wird

alles Blutvergießen nicht allein überflüſſig, ſondern die Erhaltung der Kräfte für eine beſſere Gelegenheit eine Pflicht. — Blücher willigte in den Rückzug, und wir entkamen noch ſo eben über Groß-Burſchwitz.

Gern lege ich hier das Bekenntniß ab, daß während meines ganzen Lebens mir nichts ſchwerer geworden iſt, als dieſe wenigen Worte auszuſprechen.

Einen Muthigen zu muthig finden, hat an ſich ſchon etwas Bedenkliches, um wie viel mehr, wenn der Muth zum Beſchluß übergegangen iſt und ein begeiſterndes Hurrah hervorgerufen hat.

Obgleich ich in den gehaltenen Reden und der Erklärung, daß die Kreckwitzer Höhen Preußens Termopylen ſein ſollten, ein unüberlegtes Vorgreifen in die Begebenheiten und inſofern einen unerlaubten Mißbrauch der Gewalt erkannte, ſo bedurfte es dennoch in meinem Innern einer völligen Ergebung meines Willens unter das ſtärker mahnende Pflichtgefühl.

Gneiſenau's Benehmen verdient das höchſte Lob. Er war ſich bewußt, daß er eine Uebereilung begangen hatte, die er nicht anders gut machen konnte, als durch eine ihn compromittirende Inconſequenz. —

Er brachte ſeiner Eitelkeit willig dies Opfer.

Uebrigens muß man jetzt, wo alle Motive des Handelns, ſowohl von Seiten Napoleons als des Marſchalls Ney bekannt ſind, anerkennen, daß die falſchen Maaßregeln auf den Höhen von Kreckwitz uns im höchſten Grade begünſtigt haben.

Verließ der General Blücher die Kreckwitzer Höhen, als Ney mit der Tête von 40,000 Mann Preititz genommen hatte, ſo drängte Ney auf Weißenberg, was er unter allen Umſtänden vor uns erreicht hätte.

Das Feſthalten dieſer Höhen nöthigte Napoleon, ſeine Reſerve dagegen zu führen, und als Ney den Befehl erhielt, dazu mitzuwirken, ließ er Preititz Preititz ſein und rückte mit Allem, was er hatte, zwiſchen Malſchwitz und Preititz auf die Kreck-

witzer Höhen, wo er mit Napoleon zuſammentraf, als wir unter dem Schutz unſrer Reſerve-Cavallerie auf der Chauſſee nach Weißenberg einen ſolchen Vorſprung hatten, daß die Schlacht zu Ende war, ehe die Napoleon'ſchen und Ney'ſchen Maſſen wieder auseinander gewickelt werden konnten.

Unſer Verlaſſen der Kreckwitzer Höhen wurde von den Umgebungen der Souveraine bitter getadelt und ſelbſt der Kaiſer blieb nicht frei davon.

Nur unſer König, der, als er die feindliche Reſerve von Bautzen gegen Blücher führen ſah, nicht durchſetzen konnte, daß Gr. Wittgenſtein ſich mit dem linken Flügel gegen das Centrum ſchob, billigte Blüchers Rückzug vollkommen.

Dieſes Schieben des linken Flügels war die gebotene ganz richtige Bewegung. Sie unterblieb, weil die Ruſſen bis an die Zähne verſchanzt ſtanden und ihre unüberwindliche Stellung nicht verlaſſen wollten.

Der Vorwand dazu war leicht gefunden; Blücher, hieß es, mit York, Kleiſt und Barcley werden den rechten Flügel feſthalten, wie wir den linken, denn es iſt noch gar nicht ausgemacht, ob Napoleon nicht den Verſuch macht, uns aus der feſten Stellung zu locken, um dann ſeine Reſerve zu wenden und den linken Flügel mit ſeiner Uebermacht anzufallen, wenn dieſer die Beſatzung ſeiner Schanzen, in denen er ſeinem Gegner gewachſen iſt, vermindert hat.

Endlich ſetzte der König aber doch den Beſchluß durch, Blücher mit einem Theil des linken Flügels zu verſtärken.

Es war zu ſpät. Der Adjutant, der die Nachricht brachte, kam an, als wir eben die Kreckwitzer Höhen verlaſſen hatten.

Nach der Schlacht von Bautzen ſah ſich der Kaiſer Alexander genöthigt, dem General Barcley de Tolly das Ober-Commando über die ruſſiſchen Armeen zu übertragen. Ob dies in Folge der Unwahrheit geſchah, durch welche der Graf Wittgen-

ſtein das Schickſal der Schlacht auf das Spiel geſetzt hatte, iſt mir unbekannt geblieben.

Angegeben wurde, daß der Graf Wittgenſtein zu wenig Sorgfalt auf die innere Ordnung der Truppen verwendet habe.

Die Reconvalescenten kamen auf der Etappenſtraße aus Polen in Marſch-Bataillonen von 1000 Köpfen, von wenigen Offizieren geführt, in den Lägern der Armee, namentlich bei Bautzen an.

Anſtatt nun ein ſolches Marſch-Bataillon, welches Soldaten aus allen Regimentern der ganzen ruſſiſchen Armee enthielt, ſofort aufzulöſen, und die Leute in ihre Regimenter einzuſtellen, brachte man ſolche Bataillone bei Bautzen in's Gefecht, wo ſie ohne Organiſation, ohne Offiziere und Unteroffiziere unzuverläſſig fochten, unregelmäßig verpflegt wurden und, wenn ſie von ihrem Marſchbataillon abkamen, ſich nicht wieder zurecht finden konnten.

So ſchwärmten auf dem Rückzug von Bautzen bedeutende Maſſen eben aus den Lazarethen gekommener, noch ſchwacher, ſchlecht bewaffneter und bekleideter ruſſiſcher Soldaten umher, welche oft die Nummern ihrer Marſch-Bataillone nicht einmal wußten, und denen ſelbſt in dieſem Fall die ruſſiſchen Offiziere nicht anzugeben vermochten, wie ſie ſich wieder zu ihrem Marſch-Bataillon zurecht finden ſollten, da ſolche Nummern in der ruſſiſchen Armee gar nicht bekannt waren.

General Barcley war Kriegs-Miniſter geweſen, als guter Organiſateur bekannt und der Kaiſer traf eine richtige Wahl, als er ihn zum Ober-Feldherrn ernannte.

Für uns Preußen hatte jedoch dieſe Ernennung ſogleich eine unangenehme Folge.

Der methodiſche Barcley forderte ſogleich Blücher auf, an Stelle unſrer wohlüberlegten und zweckmäßigen Brigade-Aufſtellung die ruſſiſchen Fundamental-Stellungen (wie ſie bei Borodino Statt gefunden hatten) anzunehmen.

Ihm wurde geantwortet, daß der König unſere Stellungen vorgeſchrieben habe und daher nur allein die Abänderungen von Sr. Majeſtät befohlen werden könnten. — Der König wurde gebeten, nicht darauf einzugehen, und ſo hatte denn auch die Sache keine weitere Folge.

Barclay ſtellte dem Kaiſer vor, daß es bei der tief eingeriſſenen Unordnung unmöglich ſei, die Armee während der Operationen zu organiſiren, um ſo mehr, da es an allem, ſogar an der Munition der Artillerie fehle. Er müſſe ſich daher zur Bedingung machen, die ruſſiſche Armee nach Polen zurückzuführen und dort vollſtändig zu reorganiſiren.

Dieſe für die Zeit eines gezwungenen Rückzuges höchſt wunderbare Bedingung war dem Kaiſer unerwartet, für uns war ſie ein Donnerſchlag. Was ſollte aus Preußen werden, nachdem es in die ruſſiſche Allianz getreten war, wenn die ruſſiſche Armee nach Polen zurückging? Und in dieſem Fall, was ſollte Napoleon hindern, die einer Schlacht ausweichenden Ruſſen bis über die Weichſel zu treiben. Wo ſollte Barclay die Ruhe finden, die er ſuchte.

Das ganze Project ſchien wenig durchdacht, aber der Kaiſer Alexander konnte ſeinen Feldherrn nicht von der gefaßten Anſicht abbringen, der den Rückzug über Breslau fortzuſetzen verlangte.

Dies ſtand glücklicher Weiſe mit den Maaßregeln im Widerſpruch, welche mit Oeſtreich beſprochen waren.

Der Wiener Hof hatte ſeine Rüſtungen noch nicht vollendet und ſeine Kriegs-Erklärung bis zu dieſem Zeitpunkt verſchoben. Die Grundbedingung zu einer ſolchen Erklärung war aber eine in der Tripel-Allianz zu ergreifende Offenſive, und um dieſe möglich zu machen, mußte Oeſtreich verlangen, daß die verbündeten Heere ihren Rückzug längs dem ſchleſiſchen Gebirge gegen Neiße fortſetzten.

Auf dem Rückzuge von Bautzen in Jauer angekommen, befahl der Kaiſer dem das verbündete Heer commandirenden

General Barcley, von der Straße von Breslau rechts über Schweidnitz nach Neiße abzubiegen.

Wir hatten bei dieſer Rechtswendung das Verſteck bei Haynau gelegt, um den Geiſt der Preußiſchen Armee zu heben, um Napoleon etwas vorſichtiger in ſeiner Verfolgung zu machen und dadurch Zeit zu gewinnen.

Die Folge davon war, daß Napoleon unſern Faden bei Liegnitz vollſtändig verlor und uns in der Richtung auf Breslau folgte.

Nach der Affaire von Haynau erhielt ich den Befehl des Königs, mich zum General Barcley zu begeben mit dem offiziellen Auftrag, allen ſeinen Bedürfniſſen für die ruſſiſche Armee, ſo weit ſie in Schleſien zu beſchaffen waren, zu genügen mit dem geheimen Auftrag, den Feldherrn von dem Gedanken eines Rückzugs über die Oder abzubringen. Folgende Materialien wurden mir dazu übergeben:

Die Feſtung Schweidnitz war nach der Campagne von 1807 vor dem Abzug der Franzoſen aus Schleſien von ihnen geſprengt worden, und der König hatte die Herſtellung der Wälle dem Gouverneur von Schleſien befohlen, ſobald die Nachrichten vom Rückzug an der Bereſina eingegangen waren. Man ſetzte alſo voraus: Schweidnitz iſt hergeſtellt. Friedrich II. hatte im 7jährigen Kriege unter dem Schutz dieſer Feſtung das berühmte Lager bei Bunzelwitz gehabt, und die vereinten öſtreichiſchen und ruſſiſchen Armeen hatten es nicht gewagt, ihn darin anzugreifen. Man ſetzte alſo voraus, wir könnten daſſelbe Lager nehmen und Napoleon werde uns ebenfalls nicht anzugreifen wagen. Dadurch konnten wir die Zeit von 6 Wochen gewinnen, welche der Wiener Hof zur Vollendung ſeiner Rüſtungen bedurfte. Während der Schlacht von Bautzen hatte ich Aufträge des Kaiſers an den General Barcley zu überbringen, welche dieſer General treu und gehorſam in meinem Beiſein

ausrichtete, jedoch der Uebermacht weichen mußte. Der Kaiſer, über den Ausgang des Barcley'ſchen Gefechts an der Windmühle von Gleime unzufrieden, tadelte ſein Benehmen, was ich jedoch nach allen Kräften in Schutz nahm und dem Kaiſer einige geheime Aufſchlüſſe gab, welche Barcley vollſtändig rechtfertigten.

Ich habe daher Grund zu vermuthen, daß mich der Kaiſer dem Könige zu dieſem Auftrage beſonders vorgeſchlagen hatte. Ich überſah mit ſeiner Wichtigkeit zugleich die Vorſicht, welche er erforderte.

General Barcley empfing mich mit der ihm eignen Förmlichkeit, aber mit Offenheit, und kündigte mir die unabwendbare Nothwendigkeit an, das Kriegstheater von Schleſien mit der großen ruſſiſchen Armee auf 6 Wochen zu verlaſſen.

Er klagte bitter darüber, daß wir die kürzeſte Straße über Breslau verlaſſen hätten, was ihn zu Umwegen, vielleicht bis gegen Krakau führen könne. — Ich ſagte ihm, daß ich die Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe nicht verkenne, und in der höchſten Verwunderung ſei, wie viel ſeine zweckmäßigen Anordnungen bereits in den 8 Tagen, daß er das Commando habe, bewirkt hätten, indeß vermöchte ich doch nicht zu glauben, daß uns der Rückzug auf Breslau vortheilhafter geweſen ſei, da wir in der großen Ebene von Liegnitz bis Breslau und jenſeit der Oder bis Kaliſch einer Schlacht nicht ausweichen konnten, während uns der Rückzug längs dem Gebirge einen ſtets ſicher angelehnten linken Flügel und vortheilhafte Poſitionen gewähre, vor welchen wir Napoleon jederzeit zum Aufmarſch nöthigen und jede unvorſichtige Bewegung ſtrafen könnten. Ich wies auf das Unbequeme ſeiner Lage hin, in einer langen Kreislinie von Hof über Schandau längs dem Erzgebirge und den Sudeten an der Grenze eines zwar nicht erklärten Feindes, aber höchſt verdächtigen Freundes fortziehen zu müſſen, und legte nun den größten Werth

1) auf die Verstärkungen, welche uns erwarteten, namentlich der gesammten schlesischen Landwehr, welche völlig schlagfertig zur Versammlung bei Schweidnitz beordert war,
2) auf die hergestellte Festung Schweidnitz, als den Knotenpunkt vieler Straßen,
3) auf die berühmte Stellung von Bunzelwitz.

Barcley hörte mich ruhig an. Er sah, daß ich in den Ansichten seines Kaisers sprach, und daß ich die Reorganisation der russischen Hauptarmee nicht als eine Kleinigkeit bei Seite schieben wollte.

Auf seine Fragen über die Stellung bei Bunzelwitz und den Zustand der Festung Schweidnitz, konnte ich keine Antwort geben, sondern schlug vor, vorauszugehen und ihm beides an Ort und Stelle zu zeigen.

Bei Bunzelwitz angekommen, fand ich ein wellenförmiges Terrain ohne alle Hindernisse, (so wie ich es bereits aus dem Tempelhof kannte), und nach unserer jetzigen Fechtart zu einem verschanzten Lager und für die Stärke der Armee, durchaus nicht geeignet. Ich theilte dies dem mir nachfolgenden General Barcley mit und eilte nach Schweidnitz voraus.

Hier fand ich eine Ruine, d. h. die Wälle in demselben Zustande, wie sie am Tage der Sprengung lagen.

Der Gouverneur von Schlesien hatte die Königliche Ordre nicht in Ausführung gebracht.

Bei der Nachfrage nach der Landwehr wußte mir kein Mensch eine Nachricht davon zu geben. — Durch einen Zufall brachte ich in Erfahrung: daß in Boyendorf (1 Meile von Schweidnitz) 4 Bataillons angekommen seien, und daß der General-Lieutenant von Zastrow, dem der König das Commando über die gesammte schlesische Landwehr übertragen hatte, diese Bataillone dort eben mustere.

Für diese neue Formation waren einige 20,000 Commis-Gewehre in Oestreich angekauft worden, ihre Vollendung jedoch

dergeſtalt übereilt, daß bei ihrer Unterſuchung ſich das Bohren der Zündlöcher in die Läufe vergeſſen fand. Der Reſt der beſtellten Gewehre war gar nicht fertig geworden und die Landwehr-Bataillons für das Yorck'ſche Corps ohne Gewehre mit Lanzen bewaffnet.

Von allem, was meine Anſichten beim General Barcley unterſtützen ſollte, war alſo nichts brauchbar und die vollendete Landwehr ſo gut als ohne alle Waffen, da eine Zeit von mindeſtens 4 Wochen erforderlich war, um in die neuen Gewehre Zündlöcher einzubohren.

Was war zu thun?

Ich verſchwieg dem General Barcley nichts, und als er darauf mit Feſtigkeit erklärte:

nun bleibt mir nichts übrig, als nach Polen zurückzugehen,

ſetzte ich ihm die politiſchen und militairiſchen Verhältniſſe folgendermaßen auseinander:

Wenn wir bis zur erſten Hälfte des Monats Juli am ſchleſiſchen Gebirge unter dem Schutz der Feſtungen Silberberg, Glatz, Neiße und Coſel auszuhalten vermögen, ſo iſt Oeſtreich bereit, den Krieg zu erklären.

Wenn wir über die Oder gegen Warſchau zurückgehen, ſo iſt an einen Beitritt von Oeſtreich zur Coalition nicht zu denken.

Verfolgt uns Napoleon auf unſerm Rückzug bis zur Weichſel, oder befreit er ſeinen Verbündeten, das Großherzogthum Warſchau, von den ruſſiſchen Armeen, ſo iſt ſeine Stellung dieſelbe, welche er beim Ausbruch der Feindſeligkeiten im Jahre 1812 hatte, und es wird darauf ankommen, ob Oeſtreich ſeine Allianz mit ihm erneuert oder ſich neutral zu erhalten vermag, was es ohne Zweifel vorziehen würde.

Es fragt ſich jetzt vor allem andern: was ſoll, wenn Sie nach Polen zurückgehen, der König, mein Herr, thun?

Von den 80,000 Mann, welche er hier in Schleſien unter den Waffen hat, ſind circa 10,000 Mann in die Feſtungen zu werfen und 70,000 Mann disponible.

Folgt er mit dieſer Maſſe der ruſſiſchen Armee, ſo entgehen ihm alle Mittel, ſein Heer zu verpflegen und zu bezahlen, es läßt ſich gar nicht überſehen, wohin das führen würde. Der König kann alſo überhaupt gar nicht daran denken, der ruſſiſchen Armee nach Polen zu folgen. Es bleibt uns nichts anders übrig, als dieſſeits der Oder zurückzubleiben und in einem verſchanzten Lager bei Neiße das Ende des Krieges auf eine ehrenvolle Art herbeizuführen.

Der General Barcley zuckte mit den Achſeln: „ich kann die Armeen meines Kaiſers, da ſie nicht in ſchlagfertigem Zuſtande ſind, nicht aufopfern.“

„In 6 Wochen bin ich wieder hier, die preußiſche Armee muß ſich helfen, ſo gut ſie kann.“ — Auf meine Frage: was fehlt Ihnen, um eine Schlacht zu liefern? — Eiſenmunition. — Ich war autoriſirt, ſie zu liefern und wies ſie ihm auf die Feſtungs-Depots von Silberberg und Glatz auf der Stelle an.

General Barcley fühlte die Wichtigkeit des Schrittes, den er that, wenn er mein Anerbieten ablehnte. Beharrte er auf ſeinem Marſch nach Polen, ſo trennte er ſich von Preußen, von Oeſtreich, von ganz Europa. Er eröffnete mir, daß Napoleon einen Waffenſtillſtand angeboten habe, und daß er die Annahme dieſes Anerbietens als das einzige Mittel anſehe, eine Trennung der beiden Armeen zu vermeiden.

Der Gedanke an die Bedingungen, welche Napoleon vorſchreiben würde, durfte Schauder erregen, allein der Verſuch mußte gemacht werden, da Barcley um keinen Preis eine Schlacht mit Napoleon wagen wollte, in welcher wir mit circa 130,000 Mann hätten auftreten können. Napoleon, der ſeit ſeinem Vormarſch von Bautzen wenigſtens 20,000 Marodeurs hinter ſich hatte, hätte uns nicht viel mehr entgegenzuſtellen vermocht.

Barcley hatte mir wiederholt eröffnet, daß der Kaiſer ſeinen Anſichten völlig beiſtimme, und da ſonach alle weiteren Verhandlungen mit ihm zu nichts führen konnten, ſo begab ich mich ins Hauptquartier der Souveraine, um dem Könige über den von Barcley vorgeſchlagenen Ausweg mündlich Bericht zu erſtatten; denn daß er von den Winterquartieren in Polen nicht abgehen wollte, hatte ich bereits gemeldet.

Der König befand ſich bei meiner Ankunft in ſeinem gewöhnlichen Vortrag. Ich ging zu ſeinem General-Adjutanten, dem General von dem Kneſebeck, deſſen ſich der König als Stratege bediente, und deſſen militairiſche Anſichten auch der Kaiſer Alexander beſonders hoch ſchätzte. — General von dem Kneſebeck war es, der nach dem Rückzug von Bautzen, anſtatt bei Breslau über die Oder, die Richtung längs dem Gebirge über Schweidnitz empfohlen hatte.

General von dem Kneſebeck, ein mir wohlwollender Jugendfreund, hörte meine Argumente für den Abſchluß des von Napoleon angetragenen Waffenſtillſtandes, den die Souveraine nicht zurückgewieſen, ſondern Commiſſaire ernannt hatten, um Napoleon's Vorſchläge zu hören. Durch den Abgang des General von Kleiſt nach Neumarkt iſt dieſe Maaßregel in der preußiſchen Armee bekannt geworden und hat eine große Mißbilligung hervorgerufen, ja, eine ganz unpaſſende Aufregung veranlaßt. Kneſebeck erwiederte: ich kenne Barcley aus den Jahren 1806—1807, es iſt ein felſenfeſter Mann, der von ſeinem Rückzug nach Polen um ſo weniger abgehen wird, als er, rein militairiſch betrachtet, viel für ſich hat. Kömmt es aber dazu, ſo iſt die Allianz mit Oeſtreich verloren, weil, ſobald wir über die Oder gehen, das Wiener Cabinet der geſunden Vernunft gemäß in ſeiner neutralen Stellung beharren muß. Der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes iſt jetzt unſere einzige Rettung! Aber um dazu zu gelangen, tritt uns eine neue Schwierigkeit entgegen. Die Souveraine wiſſen, daß die preußiſche Armee

ſich gegen jeden Waffenſtillſtand erklärt, und ſehen dieſe unberufene Oppoſition als einen Beweis von Pflichttreue an. Eben ſo wiſſen ſie genau, daß die ganze ruſſiſche Armee, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, ſich nach Winterquartieren in Warſchau ſehnt.

Hierauf konnte ich bemerken, daß wenn Barcley ſich der Reorganiſation der Armee in Schleſien füge, wozu er 6 Wochen in Zeit berechne, die ruſſiſche Armee mit den guten Quartieren in Schleſien ohne Murren vorlieb nehmen werde. Was aber die preußiſche Armee betreffe, ſo hätte ich bemerkt, daß die Aufregung aus der Beſorgniß entſtehe: der Waffenſtillſtand werde nichts anders ſein, als die Einleitung zu einem ſchändlichen Frieden, den uns Napoleon durch ſeine bekannte Liſt aufſchwatzen werde, wenn wir uns einmal mit ihm eingelaſſen hätten. Um der krankhaften Idee: wer einen Waffenſtillſtand wolle, müſſe auch einen ſchlechten Frieden wollen, gehörig entgegenzutreten, gehe mein Vorſchlag dahin, daß der König mit der Bekanntmachung des Waffenſtillſtandes zugleich einen Aufruf an ſein Volk erlaſſe, des Inhalts: Keinen Frieden, Rüſtung zum Kampf auf Tod und Leben.

Wir entwarfen einen ſolchen Aufruf und gingen damit zum König, der mit uns einverſtanden zum Kaiſer ging, wohin er uns mitnahm. Kneſebeck hielt den Vortrag; der Kaiſer hörte ihn mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Ein von den Commiſſairen eingegangener Bericht war uns günſtig. Die beiden Generale Graf Schuwalof und von Kleiſt fanden, daß ſie rückſichtsvoller behandelt würden, als es bis jetzt bei ſolchen Conferenzen der Fall geweſen ſei, daß man ihre Einwendungen beachte und ſich nachgebend zeige. Obwohl ſie ſich die wahren Motive noch nicht zu erklären vermochten, welche Napoleon für den Waffenſtillſtand geneigt machten, ſo glaubten ſie doch bereits erkannt zu haben, daß die Verhältniſſe an der Nieder-Elbe, vielleicht ein Aufſtand in den Hanſeatiſchen Departements

und Oldenburg die Triebfeder zum Abſchluß eines Waffenſtillſtandes ſei. — Dieſer Umſtand ließ es mir als wahrſcheinlich erſcheinen, daß Napoleon in Schleſien, uns gegenüber, beſonders nachgiebig ſein werde, um ſo mehr, wenn unſere Commiſſaire etwas weitläuftig würden, während die franzöſiſchen Commiſſaire auf einen baldigen Abſchluß drängten.

Meine Anſicht wurde durch ein zweites Argument unterſtützt. Breslau war verlaſſen und von franzöſiſchen Truppen beſetzt worden. Ich hatte erwartet, daß Napoleon ſein Hauptquartier mit den Garden ſofort dahin verlegen würde, aber da er ruhig in Neumarkt blieb, ſo wußte ich mir dieſen Schritt nicht anders zu erklären, als daß er fürchtete, eine ſolche feierliche Beſitznahme der Hauptſtadt von Schleſien werde den Waffenſtillſtand rückgängig machen, und folglich, daß ihm mehr an dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes als an Breslau lag.

Mein Antrag ging daher dahin, die Räumung von Breslau als unerläßliche Bedingung zum Abſchluß des Waffenſtillſtandes zu verlangen. Die Souveraine zweifelten, daß dies zu erreichen ſein werde, genehmigten jedoch den Verſuch, und ſo kam, durch die feſte Haltung unſerer Commiſſaire der Waffenſtillſtand zu Stande, der unſeren Bedürfniſſen eben ſo, wie unſeren Wünſchen angemeſſen war.

Darüber, daß Napoleon durch den Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes einen bedeutenden Fehler beging, ſind ſpäterhin auch ſeine größten Verehrer nicht in Zweifel geweſen. Eben ſo iſt von preußiſcher Seite ſpäter erkannt worden, wie günſtig dieſer Waffenſtillſtand für Preußen war, aber nach ſeinem Abſchluß wurde er, vor allem von den Mitgliedern des Tugendbundes, als unnöthig und als ein Fehlgriff getadelt, ja als ein erſchlaffendes Staats-Unglück dargeſtellt. — Ich fand mich eben ſo wenig als der General von dem Kneſebeck berufen, die geheimen Veranlaſſungen zum Abſchluß aufzudecken, aber wir verſchwiegen es nicht, daß wir die Unterzeichnung für eine

höchſt weiſe Maaßregel des Königs erachteten. Ich hatte über dieſen Gegenſtand mehrere heftige Scenen mit dem General Gneiſenau, der in ſeiner Aufregung ein Schreiben an den König erlaſſen hatte, in welchem er bittern Tadel ausſprach. Der General wollte mich überzeugen, ich ſetzte die größte Ruhe entgegen, aber nachgeben konnte ich nicht, da er als Haupt einer Parthei ſprach, die ihren Sitz in der Armee hatte*).

Zur Fortſetzung des Krieges nach dem Waffenſtillſtande, nach welchem die Alliirten ſich vermehrten und das Kriegstheater ſich bedeutend erweiterte, bedurfte es nicht allein der Verabredungen unter den großen Mächten über die Vertheilung der Kräfte, ſondern auch eines feſten allgemeinen Operationsplanes. Dieſer erfolgte während des Waffenſtillſtandes bei der Zuſammenkunft in Trachenberg, bei welcher der Kronprinz von Schweden, durch den Kaiſer von Rußland eingeführt, eine bedeutende Rolle ſpielte. Der Kaiſer von Rußland bedurfte ſeiner in den ruſſiſchen Verhältniſſen zu Schweden, und dies war Veranlaſſung genug für uns, um den Kronprinzen dergeſtalt zufrieden zu ſtellen, daß der Kaiſer Vertrauen zu ihm faſſen und ſeine Kräfte aus dem Innern des ruſſiſchen Reichs, zum Vortheil ſeiner Verbündeten gegen Napoleon verwenden, und ohne Beſorgniſſe für ſeinen eigenen Staat bis zum Rhein vorrücken konnte.

---

*) Da der Name des Generals Freiherrn von dem Kneſebeck hier zum erſten Male genannt, und der bedeutende Einfluß praktiſch dargeſtellt iſt, den dieſer General in der erſten Hälfte des Feldzugs von 1813 ausübte, und da dieſer Einfluß ſich bis zum zweiten Pariſer Frieden, auch nach dem Hinzutreten von Oeſtreich, eben ſo fortſetzte, ſo wird es zweckmäßig, in einer eigenen Beilage die Veranlaſſungen zu dem großen Vertrauen zu entwickeln, welches die drei alliirten Souveraine ihm geſchenkt hatten.

Um dieſen Zweck zu erreichen, muß in die Lebensgeſchichte dieſes bedeutenden Mannes und in die Kriegsjahre von 1806 und 1812 zurückgegangen werden, was in der Beilage erfolgt, ohne die Begebenheiten des Feldzugs von 1813 zu unterbrechen.

Der Kronprinz von Schweden mochte aus unſern Procedés erkannt haben, daß er den Zeitpunkt, viel zu verlangen, nicht verabſäumen dürfe, genug, ſein Einfluß dehnte ſich nicht allein auf die Operationen, ſondern auch auf die Armee-Commandos aus. Mit dem Commando über die Nord-Armee war ihm ganz natürlich der Oberbefehl über die engliſch-hanſeatiſchen und norddeutſchen Truppen unter Wallmoden, über die ſchwediſchen Truppen und die Corps von Bülow und von Winzingerode zugefallen. Allein er verlangte auch den Befehl über den General Graf Tauentzien, deſſen Corps zu den Blockaden und Belagerungen beſtimmt, in vier beſondere Theile geſondert bleiben mußte und ganz andere Intereſſen zu vertreten hatte, als die des in engliſchen Subſidien ſtehenden Kronprinzen von Schweden.

Aber noch mehr; er verlangte auch den Oberbefehl über die ſchleſiſche Armee unter dem General Blücher, ſo daß er alſo von der däniſchen Grenze bis zum böhmiſchen Keſſel commandirt hätte, während die 3 Souveraine auf dem linken Flügel in Böhmen beſchränkt geweſen ſein würden.

Das ging zu weit und konnte von den Souverainen nicht bewilligt werden. Indeß wünſchte man ihn zufrieden geſtellt von Trachenberg nach Stralſund zurückkehren zu ſehen, und geſtand ihm zu, daß Fälle eintreten könnten, in denen die Umſtände es nöthig machen würden, daß er auch das Commando über das Corps des Grafen Tauentzien und über die ſchleſiſche Armee übernähme. Der Kronprinz kam, durch dieſe Anerkennung zufrieden geſtellt, von Trachenberg zurück. — Es waren dort auch Worte darüber gefallen: ob wohl Napoleon durch europäiſche Generale, denen ſeine Kriegführung fremd ſei, je geſchlagen werden könne? Dieſe Worte erhielten eine größere Bedeutung, als nach Ablauf des Waffenſtillſtandes, außer dem Kronprinzen, ehemaligen Marſchall Bernadotte als Befehlshaber der Nord-Armee, noch die beiden franzöſiſchen Generale

Moreau und Jomini in dem Hauptquartier der Souveraine als militairiſche Rathgeber angeſtellt wurden.

Aus dem Kriege vom Jahre 1812 hatten die ruſſiſchen Generale Wittgenſtein, Bennigſen, Miloradowitſch, Sacken, Barcley de Tolly, Woronzof, St. Prieſt und andere den Ruf mitgebracht, zum Commando von Armeen befähigt zu ſein, die preußiſchen Generale Yorck, Kleiſt, Bülow, Tauentzien genoſſen nebſt Blücher das Vertrauen ausgezeichneter Offiziere, alle dieſe wurden gleichmäßig durch die Nachricht verwundet, daß man ihnen nicht zutraue, Napoleon zu beſiegen, ſondern ſich zu dieſem Zweck Franzoſen verſchrieben habe.

Hierzu kam nun noch das ganz auffallende Benehmen des Kronprinzen von Schweden, der ſofort darauf ausging, das Commando über den General Graf Tauentzien und Blücher an ſich zu reißen, nebenbei aber höchſt zweideutige Verbindungen unterhielt, welche durch einen Privatmann beſorgt wurden, der ſich als Freund in ſeinem Hauptquartier befand.

Dieſe Verbindungen mit Frankreich und der franzöſiſchen Armee waren auf die Vorausſetzung gegründet, daß die Franzoſen der Regierung Napoleons müde ſeien, und ſie gern mit der Bernadott'ſchen vertauſchen würden, wenn er ihnen Beweiſe von Schonung und Milde gebe.

Bei der Bildung der ſchleſiſchen Armee wurde General Gneiſenau zu ihrem Chef des Generalſtabes ernannt und ich an die Stelle eines General-Quartiermeiſters bei dieſer Armee berufen. Ich darf ſagen, daß das Pflichtgefühl dazu gehörte, was mich beſeelte, um dieſes wichtige Amt mit der Hoffnung zu übernehmen, durch die Anwendung aller meiner Kräfte meinem Vaterlande nützlich zu werden.

Der General en Chef von Blücher war mir gewogen, und ſeit dem Gefecht von Haynau, zu welchem ich den Vorſchlag gemacht und, gegründet auf die Recognoscirung des dazu von mir beauftragten Major von Rühle, die Dispoſition entworfen

hatte, ſtand ich ihm noch näher, weil er darin erkannt zu haben glaubte, daß ich auch den Cavallerie-Dienſt verſtehe. Dies war ein Vortheil, den ich nicht verkannte, allein ich ſtand nicht unmittelbar unter ihm, ſondern unter Gneiſenau, und bei der großen Verſchiedenheit unſerer Anſichten wäre die Annahme: ich könne ſein ganzes Vertrauen gewinnen, eine thörichte Hoffnung geweſen. Ich mußte mich darauf beſchränken, das zu fordern, wozu ich ihn durch mein Benehmen nöthigen konnte, ſeine Achtung. Dazu aber gehörte, daß ich mich vom General en Chef fern hielt, und ſelbſt den Schein vermied, daß ich zu dieſem je in eine vertrauliche Verbindung treten könne, wenn eine ſolche auf das entfernteſte in die Verhältniſſe des Generals en Chef zu ſeinem Chef des Generalſtabes eingreife.

Bei der dienſtlichen Meldung in Folge meiner Ernennung ſprach ich mich offen gegen den General Gneiſenau in dieſem Sinne aus und erhielt eine eben ſo offene Antwort. Er hatte den Oberſten von Clauſewitz an meinen Platz gewünſcht, mit dem er perſönlich befreundet war. Das konnte ich ihm nicht verargen. Er wollte übrigens nicht zugeben, daß unſere Anſichten über die Kriegführung verſchieden ſeien, die Verſchiedenheit unſerer Anſichten liege vielmehr darin, daß ich weicher, bedenklicher ſei, als er, und daß mich dies geneigt mache, Rückſichten Opfer zu bringen, die er unbeachtet bei Seite ſchiebe.

Mit dieſen Worten hatte er ſeine Art, zu ſehen, auf eine ehrenwerthe Art ausgeſprochen, und ich würde ſie unterſchrieben haben, wenn er mich anſtatt weich und bedenklich, im Vergleich mit ihm ſelbſt, vorſichtiger und der Exaltation weniger ergeben, bezeichnet hätte.

Im Jahre 1824 hatte ich unter dem Titel „zur Kriegsgeſchichte", die Feldzüge der ſchleſiſchen Armee vom Waffenſtillſtand bis zum Frieden von Paris 1814 herausgegeben und zwar zu dem Zweck, ein treues aber allgemeines Bild von den Ereigniſſen zu geben, unter der Bedingung, daß kein unwahres

Wort darin aufgenommen werde. Daher hatte ich mich auf das zu beschränken, was aus den Akten zu entnehmen war.

Jetzt, wo die Leidenschaften ausgetobt haben, und für den eifrigen Forscher der Kriegsgeschichte noch manche Fragen ungelöst sind, läßt sich noch manches nachtragen, was mündlich verhandelt und außer mir nur wenigen noch lebenden Personen bekannt geworden ist. Falsche Schlüsse werden dadurch aufgeklärt, falsche Anschuldigungen, welche in einem Zeitraum von 30 Jahren laut geworden sind, berichtigt werden.

Man betrachte daher das Nachfolgende als eine Ergänzung des Werks zur Kriegsgeschichte*) von S. 30. der 2. Auflage 1827 ab.

Der General en Chef ritt zum Yorck'schen Corps; General Gneisenau und ich nach Christians-Höhe, in der Absicht, die Maaßregeln des Feindes zum Behuf der weitern Beschlüsse zu erforschen.

Wir trafen dort den Major von Hiller, der die Infanterie der Arriergarde commandirte. Seine Bataillone kamen so eben an. Nach seiner Versicherung sollte der Feind bereits mit bedeutenden Kräften auf dem Plateau sein. Der Befehlshaber der Arriergarde, Oberst von Katzler, sei mit der Cavallerie noch zurück. Der Regen beschränkte unsern Gesichtskreis auf 800—1000 Schritt.

Wir sahen nichts vor uns, wir hörten keinen Schuß.

Endlich kam Katzler an. Auf unsre Frage: wo ist der Feind? war seine Erwiederung: er folgt mir auf dem Fuß. Mehr konnte er nicht angeben, denn in seiner leichtfertigen Husaren-Manier hatte er alle Flanqueurs eingezogen. Ich gerieth darüber mit ihm in einen heftigen Wortwechsel, den der General Gneisenau damit unterbrach, daß er mir sagte: der Fehler

*) Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813—1814, die Feldzüge der schlesischen Armee, bei Mittler in Berlin, 2. Auflage. 1827.

iſt nun einmal gemacht, es bleibt nichts anders übrig, als daß wir den Feind aufſuchen; und ſomit ſetzte er ſich in Bewegung. Alle Offiziere folgten. Katzler wollte wieder vorgehen. Ich ſtellte dem General Gneiſenau vor, daß uns ein ſolches Vorreiten nicht zu dem Zweck führen könne, zu erfahren: ob der Feind in der Abſicht folgt, um uns anzugreifen.

Der Gegner habe keine Flanqueurs vorgezogen, folglich könne er eben ſo gut zurückgegangen ſein, als in dicht aufgeſchloſſenen Maſſen gegen uns vorrücken. Ein einzeln Vorreitender werde das eine wie das andere leicht entdecken, nicht aber eine große Geſellſchaft, welche die Aufmerkſamkeit des Feindes errege.

Ich erbot mich allein vorzureiten, wenn er, der General Gneiſenau auf dieſer Stelle mit allen Offizieren halten bleiben und meine Rückkunft abwarten wolle, wodann ſogleich die Dispoſition für die beiden auf dem Plateau befindlichen Corps gegeben werden könne, was vor meiner Rückkunft und ohne zu wiſſen, was der Feind thue, unmöglich ſei.

General Gneiſenau nahm meinen Vorſchlag an, und ich ritt nun Querfeldein nach den Kuhbergen. Ich ritt ein mäuſefarbenes Pferd und hatte einen grauen Mantel um, ſo daß ich bei dem heftigen Regen gar nicht auf 100 Schritt zu ſehen war. Uebrigens führte ich eine gute Aufnahme der Gegend aus der Plankammer bei mir, welche ich bereits vollſtändig auswendig gelernt hatte.

Von hier war in den Ebenen gegen Klein-Tinz nach Janswitz kein Menſch zu ſehen, noch in dem Thal gegen Ober-Weinberg etwas zu hören.

Ich ſetzte meinen Weg längs dem bewachſenen Thalrand fort, und kam mit vielen Umwegen bis an einen tief eingeſchnittenen Grund vor Jänowitz in der Linie von Nieder-Weinberg nach dem öſtlichen Ende von Jänowitz.

Hier ſah ich mich plötzlich in der Fronte-Verlängerung einer aufmarſchirten Cavallerie-Linie, in ſo großer Nähe derſelben, daß ich mein Pferd hinter einen belaubten Baum zurückzog, um unentdeckt zu bleiben. Ich ſah einige Batterien auf dem Wege von Nieder-Crayn nach Jänowitz der Cavallerie folgen. Ich hörte hinter mir Geſchrei in franzöſiſcher Sprache und ſah im Thal von Nieder-Weinberg kommend eine Colonne feindlicher Infanterie im Marſch, deren Tête beinah auf dem Plateau angekommen war.

Ich ſah nach meiner Uhr und ſchlich mich langſam bis an den Weg vor Nieder-Weinberg nach Brechtelshof zurück. Hier konnte ich die feindliche Cavallerie-Linie in der Fronte überſehen, und ſchätzte ſie auf 3000 Pferde.

Nun gab ich meinem Pferde die Sporen, traf den General Gneiſenau, berichtete, was ich geſehen hatte, und da derſelbe den General von Blücher erſuchen ließ, ſich zu uns zu begeben, ſo machte ich folgenden Vorſchlag:

> mit den beiden Corps von York und Sacken ungeſäumt dem Feinde entgegen zu gehen, mit dem Yorkſchen Corps zwiſchen Chriſtians-Höhe und Belawic*), mit dem Sacken'ſchen an den Flügel anſchließend, die rechte Schulter nach Klein-Tiez vornehmend.

Ich motivirte meinen Vorſchlag folgendermaßen mit der Uhr in der Hand:

Tritt der General von York ſogleich an und bleibt in Colonne im ununterbrochenen Marſch, ſo kann er in 51 Minuten den Punkt erreichen, wo ich die feindliche Infanterie-Colonne am Plateau geſehen habe. Da ſie in einem engen Schluchtwege marſchiren mußte, ſo iſt es nicht möglich, daß der General von York dort mehr als 10,000 Mann Infanterie findet, es ſei denn, daß über den Dohna-Steg eine zweite

*) So ſtand der Ort auf meiner oben erwähnten Aufnahme.

Infanterie-Colonne kommt, was ich nicht ſehen konnte. Dieſe könnte jedoch ebenfalls nicht ſtärker ſein, und folglich kann General York mit beiden allein fertig werden, ohne der Hülfe des General Sacken zu bedürfen, der dann gegen alles verwendet werden kann, was von der Seite von Liegnitz kömmt.

Wenn wir Schlaupe und Belawic geſichert haben, und uns an den Thalrand der Neiße halten, ſo iſt unſere Operation ohne alle Gefahr.

Dieſer Vorſchlag wurde vom General Gneiſenau gebilligt, und vom General en Chef als die Dispoſition zum Gefecht angenommen. Hierauf wurden ſofort Offiziere abgeſendet, um ſie mündlich zu überbringen.

Ich erhielt den Auftrag, die Colonne des Generals von York zu führen.

Mein Vorſchlag zu dieſer Colonnen-Führung ging dahin: 2 Brigaden rücken in der Ebene vor, eine halbe Brigade hält den Thalrand feſt, die andere Hälfte der Brigade beſetzt Schlaupe, Schlauphof und unterhält die Communication mit dem Corps von Langeron.

Die 4te Brigade folgt als Reſerve mit ihrem linken Flügel an dem Thalrand.

Nachdem dies ſo genehmigt war, ritt ich dem General von York entgegen, der aller meiner Vorſtellungen ungeachtet darauf beſtand, vor Antritt ſeines Weitermarſches zwiſchen Chriſtians-Höhe und Belawic aufzumarſchiren. Ich ſagte ihm, daß dieſer Raum durch 2 Brigaden mit ihren Batterien gerade ausgefüllt würde, daß ſeine Truppen in der beſten Ordnung in Colonne vorrückten, und daß jeder Zeitverluſt ihn in ein ſchwereres Gefecht an dem Punkt verwickeln werde, auf den ich ihn zu führen habe. Vergebens! Er ließ halten, deployiren und es blieb mir nichts übrig, als beim General en Chef Beſchwerde zu führen, durch welchen der General von York hierauf den Befehl erhielt: ſofort in Colonnen (die, wenn es noth-

wendig sei, die Linie sogleich herstellen könnten) den Marsch fortzusetzen.

Der verdrießliche Feldherr besann sich, gehorchte aber endlich mit wüthenden Gebehrden.

Ich führte den linken Flügel der beiden Brigaden gegen den Kuhberg, hinter welchem die feindliche Cavallerie, mit 5 oder 6 Batterien aufgestellt war, welche auf große Distancen schossen.

Sonst war nichts vom Feinde zu sehen.

Ganz unerwartet zeigte sich diesseits des Kuhbergs auf dem Kreuzberge feindliche Infanterie mit einigen Kanonen und die nächsten Truppen mußten verwendet werden, um sie schnell überzurennen, was auch gelang. Dies veranlaßte aber ein Stocken im Vorrücken und als nun die Episode auf dem linken Flügel beseitigt war, und ich auf den Vormarsch drang, befanden wir uns in dem wirksamen Kanonenfeuer der feindlichen Cavallerie-Batterien. Da hieß es denn:

wir müssen erst diese Batterien zum Schweigen bringen. Dies hätte eine stundenlange Kanonade gegeben.

Ich ermahnte daher den Oberstlieutenant Schmidt, er möge gleich eine überlegene Artillerie (er hatte über 100 Kanonen) auffahren lassen, um schnell mit der feindlichen fertig zu werden. Dies geschah; aber um diese Zeit erschien feindliche Cavallerie (welche aus dem Thal der Neiße gekommen sein muß) auf unserm linken Flügel, und ein Theil davon bis Belawic in unserm Rücken. Dies war war das Signal zu einer allgemeinen Abweichung von der Disposition. Unsere Cavallerie zersplitterte sich in einzelne Gefechte Escadronsweise, und die ganze Infanterie des York'schen Corps sah diesem stehenden Gefecht unthätig zu.

Was sich bis dahin an feindlichen Truppen dem Yorkschen Corps gezeigt hatte, bestand in Summa aus 3 vernichteten und aus 5 frischen Bataillons Infanterie nebst etwa

4000 Mann Cavallerie, von denen der größte Theil unſre Fronte bedrohte, und uns dadurch in eine vollſtändige Defenſive verſetzte, denn alles Commando, alles Zuſammenwirken der Kräfte hatte aufgehört.

Dieſer Zuſtand, in welchem die Bemühungen der Einzelnen, die Maſſe wieder in eine Vorwärtsbewegung zu bringen, fruchtlos blieben, mochte eine Viertelſtunde gedauert haben, als plötzlich die franzöſiſche Cavallerie in der Fronte uns den Rükken zeigte, und als unſere Cavallerie in Unordnung folgte, in wilder Flucht davon jagte. Die ruſſiſche Cavallerie hatte die feindliche von Klein-Tinz her, in Flanke und Rücken genommen.

Als hierauf die York'ſche Infanterie ihrer erſten Beſtimmung gemäß, wieder in Gang gebracht war, glaubte ich, daß nun das ernſte Gefecht mit der Maſſe der feindlichen Infanterie eintreten würde, allein zu meiner großen Verwunderung befanden ſich auf dem ganzen Plateau, und namentlich vom Kuhberg bis an den Weg von Jänowitz zum Thalrand, nicht mehr als 2 Bataillons Infanterie, welche ſich mit der Cavallerie zugleich in das Thal der Neiße hinabſtürzten.

Hiermit endigte das Gefecht auf dem Plateau, nach welchem wir bei der Verfolgung 32 Geſchütze mit ihren Fahrzeugen auf dem Wege nach Nieder-Crayn am Abhang verfahren und verlaſſen vorfanden.

Hier mußten nun neue Beſchlüſſe gefaßt werden, denn das Kanonenfeuer am linken Ufer der Neiße zog ſich immer weiter nach Jauer hin, und war bereits ſehr matt geworden.

Die während unſers Gefechts eingegangenen Berichte vom Grafen Langeron: daß er der Uebermacht weichen müſſe und ſeine letzte Stellung am breiten Berge und Hermannsdorf nicht werde halten können, waren auf meinen Antrag aus dem Grunde gar nicht beachtet worden, da er gute Stellungen mit 130 Geſchützen beſetzt hatte, in denen ihm nichts begegnen konnte. Meine Bemerkungen, daß ſeine Meldungen keine Abänderungen

in unſerer Dispoſition bewirken könnten und daß er beſchieden werden müſſe, er ſolle ſich halten, hatten jedoch Gneiſenau und den General en Chef über alles Maaß aufgeregt, und bei der Beſprechung am Thalrand von Nieder-Crayn wurde General Langeron ein elender Poltron genannt, den man dem Kaiſer zur Kaſſation anzeigen müſſe.

Sein (feiges) Benehmen wurde dann mit dem unſrigen verglichen, wodurch wir uns ohne weitern Commentar zu Helden ſtempelten; dieß ging in doppelter Beziehung viel zu weit. Mir war alſo hier abermals das ſchwere Loos gefallen, beglückende Selbſttäuſchungen durch nüchterne Wahrheiten zu zerſtören, um die Folgen ſolcher Unklarheiten mit der Wurzel abzuſchneiden.

Ich bemerkte daher:

Die ſchleſiſche Armee iſt durch die Neiße in zwei Hälften getheilt, wovon die Hälfte am linken Ufer die etwas kleinere iſt.

Der Feind entſendete bei Verfolgung der York'ſchen Arriergarde über die Neiße Truppen, erſtieg das Plateau und drang gegen uns vor, ohne daß wir wußten, ob er auch auf dem linken Ufer offenſiv verfahren werde.

Wir mußten am rechten Ufer darauf gefaßt ſein, mit Allem, was er hatte, angegriffen zu werden, und waren dann, wenn wir den Feind zur Entwickelung kommen ließen, ohnfehlbar geſchlagen.

Wir ergriffen daher den richtigen Entſchluß, auf die feindlichen Têten zu fallen und ſie vom Thalrand wieder herab zu ſtürzen. Dies iſt gelungen. Aber die feindlichen Abſichten haben ſich ſeitdem aufgeklärt. Er hat ſeine Kräfte am linken Ufer der Neiße; dort marſchirt er zur Schlacht, und wir haben am rechten Ufer mit der größern Hälfte der Armee nichts geſchlagen, als ſeine linke Seiten-Patrouille.

Es iſt alſo zur Entſcheidung des Tages nichts — noch gar nichts geſchehen.

Graf Langeron kann mit einer Uebermacht von 30,000 Mann angegriffen ſein, — wird er geſchlagen, ſo verſchwindet unſer Sieg am rechten Neiße-Ufer wie ein unbedeutendes Coſacken-Hurrah.

Wäre der General Graf Langeron ein völlig zuverläſſiger Mann, ſo würde ich vorſchlagen, ſofort mit allem, was wir haben, bei Crayn, bei Schlauphof und bei Schlaupe über die Neiße zu gehen, rechts zu verfolgen, was wir geſchlagen haben, und links den Feind, der Langeron angreift, in den Rücken zu nehmen.

Das würde jedoch zu gewagt ſein, ſo lange wir nicht die Lage des General Langeron am linken Neiße-Ufer genau kennen, und beſtimmt wiſſen, daß er das, was er thun kann, auch thun will*).

Ich ſchlage daher vor:

1) Das Defilée vor uns ſofort von allen verfahrnen feindlichen Fahrzeugen räumen und wieder gangbar machen zu laſſen,
2) die Reſerve-Brigade des York'ſchen Corps über Schlauphof zum Angriff des Feindes vorgehen zu laſſen,
3) den Feind aus Nieder-Crayn verdrängen und es ſtark mit der dazu nächſten Infanterie-Brigade beſetzen zu laſſen.
4) dem Sacken'ſchen Corps aufzugeben, daß es ermittelt, was ſich vom Feinde von Dohna bis Liegnitz befindet, und ſich

*) Zur Zeit dieſes Vortrags wußten wir nicht, daß das feindliche 3te Corps von Schmachwitz bis Liegnitz ſich an der Katzbach befand, und zum Marſch auf das Plateau beſtimmt war. Ebenſo wenig wußten wir, daß die feindliche Diviſion Charpentier bereits auf dem Plateau geweſen, und ſich ohne Gefecht bei Dohna wieder über die Katzbach zurückgezogen hatte. Man mußte annehmen, daß dieſe Beſtandtheile der feindlichen Armee ſich ſämmtlich beim Angriff gegen Graf Langeron befänden.

mitten auf dem Plateau als Reſerve zu allen weiteren Bewegungen bereit zu halten.

Ferner trage ich darauf an, mich mit den dazu nöthigen Vollmachten auf der Stelle zum Grafen Langeron zu ſenden, bis zur Erſtattung meines mündlichen Berichts jedoch alle weiteren Anordnungen zu verſchieben.

Der Eingang zu dieſen Vorſchlägen war mit Empfindlichkeit aufgenommen, jedoch die Vorſchläge ſelbſt ohne Widerlegung genehmigt.

Die Befehle 1, 2 und 4 expedirte ich noch ſelbſt, und erinnerte daran, daß zum Befehl Nr. 3 ein Offizier in das Thal der Neiße hinabgeſendet werden müſſe, um ſofort die Beſezzung von Nieder-Crayn zu bewirken, dem General York aber zugleich die Nachricht: wie dies geſchehen, zu geben ſei.

Hierauf jagte ich mit einigen Adjutanten über Schlaupe*) nach dem breiten Berg, wo ich den General Langeron fand, der im Abziehen begriffen war. Mit einer berechneten Lebhaftigkeit rief ich ihm entgegen:

> Au nom de Dieu, général, vous battez en retraite, pendant que nous avons remporté une victoire brillante! Délivré de notre ennemi nos réserves sont en pleine marche pour passer la Neisse et pour prendre en revers tout ce que vous avez devant vous.

Die Generale Fürſt Czerbatow, Olſuwief, Rudczewitſch und andere, nebſt dem Oberſt Ende waren an ſeiner Seite und hörten meinen Ausruf.

Colonel! erwiederte Langeron beſonnen, Vous êtes mon sauveur, und umarmte mich. Ich entgegnete: Allons attaquons sur le champ, je resterai avec vous, il me faut être témoin de votre gloire, comme je l'ai été de celle du général Sacken.

*) Während wir durch Schlaupe ritten, wurde bereits an dieſem Dorfe gefochten.

Der Ruhm des General Sacken bewegte die ruſſiſchen Generale freudig. Ende rief aus: wir haben nichts mehr hier als die Arriergarde, 100 Kanonen ſind längſt zurückgeſendet, — „laßt alles zurückkommen," rief ich, „und laßt uns mit dem angreifen, was wir haben!"

Alles ſtimmte mir bei, nur General Langeron fragte feierlich:

Colonel! Est ce que vous êtes sûr que le général en chef ne dispose de mon corps que pour couvrir sa retraite?

Dies war die feſtgewurzelte fixe Idee des Grafen Langeron, die ihn zu den falſchen Maaßregeln verleitet hatte. Ich erwiederte:

Je suis sûr mon général, que le général en chef passera la Neisse pour ecraser l'ennemi qui vous attaque, ainsi il faut tenir ferme, il faut réparer les erreurs et intimider les présomptueux, les attaquant tambour battant.

Hierauf flogen die Adjutanten, um die Zurückgeſendeten wieder in ihre Stellungen zu führen, und als die preußiſche Reſerve-Brigade unter Oberſt von Steinmetz über Schlaupe und Schlauphof fechtend und unterſtützend vordrang*), ſetzten ſich alle Generale an die Spitze ihrer Truppen und nach einem energiſchen, vom Feind ganz unvorhergeſehenen Angriff wurde der Weinberg und ein Theil von Hennersdorf wieder genommen.

Von dieſem Augenblick an war der Feind in der Defenſive und verhielt ſich ohngeachtet ſeiner Ueberlegenheit ſchlaff und unentſchloſſen.

Er mußte gegen die Brigade Steinmetz eine Flanke bilden. Seine Stärke ließ ſich vom breiten Berg vollſtändig überſehen und daraus folgern, daß General Langeron, am andern Morgen,

*) Dieß mochte etwa um 6 Uhr erfolgen.

wenn er sein Corps wieder vollständig beisammen hatte, ihm gewachsen war.

Wir verabredeten, daß das Corps mit dem Anbruch des Tages vorrücken werde, es sei zum Angriff oder zur Verfolgung. Als der Tag sich neigte, ritt ich über Schlaupe zurück, wo uns das Wasser der wüthenden Neiße nicht allein bis an den Sattel ging, sondern auch die Pferde abwärts fortriß.

Ich dirigirte den General von Hünerbein, den ich bei Schlaupe fand, auf Schlauphof und theilte ihm die Lage des Langeron'schen Corps und meine Verabredungen mit. Dies geschah um 8 Uhr, ich kam jedoch in Folge der Finsterniß erst nach 11 Uhr in Brechtelshof an, wo bereits, ohne mich abzuwarten und gegen die Abrede, auf bloße mündliche Erzählungen über die Lage des Langeron'schen Corps, Dispositionen für den 27sten ausgegeben waren, theils unpractisch, theils ganz unausführbar.

Die Absendung des oben erwähnten Befehls Nr. 2 war vergessen worden, und Nieder-Crayn nicht besetzt. Die Yorkschen Truppen waren mit Einbruch der dunkeln Nacht auf dem durchweichten Boden liegen geblieben, wo sie sich befanden, ohne Stroh, ohne Holz, abgemüdet und abgehungert. Der Regen fiel noch immer in Strömen, und die neue Disposition bestimmte: daß eine Brigade um 2 Uhr Morgens aufbrechen und nach Nieder-Crayn vorgehen sollte, um einen Uebergang bei Kroitsch über die Katzbach zu versuchen.

Diese Anordnung war in jeder Beziehung tadelnswerth und durchaus nicht durchdacht. Sie nimmt an, daß der Feind, der beim Sinken des Tages mit 30 bis 40,000 Mann zwischen dem Mönchswald und Schlauphof stand, in dieser finstern Nacht nach Goldberg zurückgegangen sein werde. Ganz im Gegentheil mußte angenommen werden, daß der Feind, ehe er den Rückzug von Hennersdorf antrat, ihn sicher zu stellen habe, und dazu war die von uns vernachlässigte Besetzung von Nie-

der-Crayn die nothwendigſte Maaßregel, denn die Hauptſtraße von Hennersdorf nach Goldberg führt auf nicht volle 3000 Schritt bei Nieder-Crayn vorbei. Im Fall aber auch dies vom Feinde verabſäumt ſein ſollte, und die Brigade des von York'ſchen Corps ſich ungehindert durch Nieder-Crayn gegen Kroitſch zu wenden vermochte, ſo konnte der Feind vernünftiger Weiſe nur in 3 Colonnen nach Goldberg zurückgehen, und dann mußte ſeine Colonne des linken Flügels durch Nieder-Crayn marſchiren, wo ſie auf die York'ſche Brigade in ihrem Rücken traf, die, wenn ſie die Brücke bei Kroitſch zerſtört fand, dann weder vor- noch rückwärts konnte.

Zum Glück war dieſer ganz unpractiſche Befehl zugleich unausführbar, da keine der zerſtreuten York'ſchen Brigaden um 2 Uhr aufbrechen konnte. Solche unausführbare Befehle haben die Folge, daß ſie den Gehorſam untergraben und dem Armee-Commando alles Vertrauen entziehen. Meine Vorſtellungen, wie ſanft ſie auch waren, wurden ſehr übel vom General Gneiſenau aufgenommen, noch mehr aber, daß ich ſpäter nachwies: wie die Brigade von Horn den Befehl um 2 Uhr aufzubrechen, vier Stunden ſpäter, um 6 Uhr erhalten.

Dieſe Dispoſition, welche den General von York ſehr verſtimmte und der Gegenſtand einer ſcharfen Kritik wurde, iſt als die Einleitung zu der verdrießlichen Correſpondenz zu betrachten, welche zwiſchen dem General en Chef und dem General von York während der Verfolgung entſtand, denn der General von York wollte keine unausführbaren Befehle vertreten, und fragte daher über alles an, um von der Verantwortung entbunden zu ſein.

General Blücher hatte die fixe Idee, er habe die ganze franzöſiſche Armee total geſchlagen, und es komme nur darauf an, ſie lebhaft zu verfolgen, wozu die Cavallerie vollſtändig ausreiche. General Gneiſenau, dem ich auseinander geſetzt hatte, daß nur $\frac{1}{10}$ der gegenüber befindlichen Armee auf dem

Plateau gegen uns gefochten habe, daß von den 8 Bataillons, — mehr hatten wir alle nicht geſehen, — 5 zurückgekommen und 3 ſogar in guter Ordnung, mußte mir zugeſtehen, daß das Gefecht auf dem Plateau keine Veranlaſſung zu einer Auflöſung der ganzen Armee geben konnte, aber er ging in die Idee des Generals Blücher ein, ſagte zu Allem, was dieſer wünſchte, ja, und gab ihm zu, daß durch dieſe Huſaren-Verfolgung Macdonald allein nach Dresden kommen werde.

Dies war eine Folge des von ihm angenommenen Grundſatzes:

> man muß immer mehr verlangen, als geleiſtet werden kann, denn bei der practiſchen Ausführung geſchieht doch immer weniger, als gefordert worden iſt,

ein Grundſatz, den ich ſtets für eben ſo gefährlich als unrichtig gehalten habe.

Unſre Verfolgung jenſeits der Katzbach, ohne eine Maſſe von Infanterie und Artillerie blieb unvollſtändig. War dieſe jedoch über die Katzbach gebracht, ſo mußten, wie es der General en Chef verlangte, alle Kräfte in Anſpruch genommen werden.

Die Schwachen und Ermüdeten mochten liegen bleiben und nachkommen, ſie gingen der Armee nicht verloren.

Wenn unſere unvollſtändige Verfolgung dennoch ein ſo großes Reſultat brachte, ſo war dies die Folge von zwei Fehlern bei der franzöſiſchen Armee.

Der erſte: daß, als die Flucht auf dem Plateau begann, die Flüchtlinge nicht bei Nieder-Crayn geſammelt und hinter die Katzbach bei Kroitſch geführt wurden, in welchem Fall ihre Flucht ohne Einfluß auf den übrigen Theil der Armee, und ohne alle Bedeutung geblieben wäre.

Der zweite Fehler fällt dem Marſchall Macdonald, der am linken Ufer der Neiße ſelbſt commandirte, zur Laſt.

Bis 6 Uhr Nachmittags war er in der vollſtändigſten Offenſive. Als er um dieſe Zeit von Langeron angegriffen wurde, vertheidigte er ſich ſtehenden Fußes, obwohl matt, bis um 7 Uhr, wo die Sonne unterging.

Ob der Entſchluß zum Rückzug auf Goldberg eine Folge dieſes Angriffes war, mag dahin geſtellt bleiben, immer aber mußte er ſich ſagen:

> die Truppen ſind ſeit dem frühſten Morgen mit großen Anſtrengungen in Bewegung. Morgen früh geht die Sonne um 7 Uhr auf, folglich liegen 11 Stunden Nacht vor mir, während deren Dauer der eben ſo ermüdete Feind mir nichts anhaben kann.
>
> Was iſt nun zweckmäßiger: kochen, füttern, während 10 Stunden ruhen laſſen und dann den Rückmarſch von 2 Meilen Entfernung bis hinter Goldberg mit dem Grauen des Tages antreten laſſen? oder während der Nacht allmählich abzuziehen?

Er hatte, wie es ſcheint, nicht vorausgeſehen, daß im letzten Fall die Truppen bei Goldberg nicht anders als in einem ſolchen Zuſtand der Erſchöpfung ankommen konnten, daß ſie nicht mehr gefechtsfähig waren und dann in die Hände ſeiner Feinde fielen.

In dieſem Zuſtand fand der General Graf Langeron das 5te Corps denn auch in der That, als er es in Goldberg am 27ſten Morgens einholte.

Dieſer Fehler der Ueberanſpannung menſchlicher Kräfte war vom preußiſchen Armee-Commando weder vorausgeſehen noch eine Dispoſition für den folgenden Tag darauf gebaut, und ohne dieſen Fehler hätte die Verfolgung, wie der General en Chef ſie angeordnet hatte, wahrſcheinlich gar keine Erfolge gehabt.

Der kräftige Angriff des Langeron'ſchen Corps am 26ſten um 6 Uhr Abend iſt wahrſcheinlich die Veranlaſſung zu Macdo-

nald's übereiltem Rückzug geworden, und wenn das Corps von Langeron in deſſen Folge am meiſten zur Auflöſung der Macdonald'ſchen Armee beitrug, ſo war es ein wohlverdienter Lohn.

Indeß nahmen der General en Chef und General Gneiſenau keine weitere Notiz von dieſer Waffenthat, und ſahen die ſpäter eingebrachten Trophäen lediglich als Folgen des Hurrah's am rechten Ufer der Neiße an.

Daß Macdonald ſich übereilt während der Nacht zurückgezogen habe, daß er mit dem Sinken des Tages ſeine Reſerve (welche nicht zum Gefecht gekommen war) aus dem Plinſengrunde bis in die ſtarke Stellung von Prausnitz, ¾ Meilen, zurückgehen und ſie dort bivouakiren laſſen mußte, um am andern Morgen das Corps in derſelben aufzunehmen und den Tag hätte abwarten ſollen, um, wenn ſeine Leute und Pferde wieder Kräfte geſammelt hatten, mit Ordnung zurückzugehen, wurde mir nicht zugegeben, ſondern behauptet: Macdonald's Rückzug während der Nacht ſei in Folge der Deroute ſeines linken Flügels unvermeidlich nothwendig geworden, woraus folge, daß die Auflöſung des 5ten feindlichen Corps ebenfalls eine Folge dieſer Deroute geweſen, wie dies in der am 26ſten Abends 9½ Uhr gegebenen Dispoſition richtig vorhergeſehen ſei.

Das Geſchehene konnte nicht ungeſchehen gemacht werden, mir kam es daher nur darauf an, für die Zukunft unausführbare Befehle zu vermeiden, und anſtatt die Uneinigkeit des Generals en Chef mit ſeinen Corpsführern zu vermehren, ſie zu der Anerkennung zu nöthigen, daß das Armee-Commando ſtreng nach den gegebenen Vorſchriften und den vorwaltenden Umſtänden geführt werde.

General von Gneiſenau hatte aber noch andere Zwecke. Ihm war es darum zu thun, daß der Sieg auf dem Plateau von ganz Europa als eine allgemeine Niederlage für die ganze

Macdonald'ſche Armee betrachtet werde, weil dies in ſein Electriſirungs-Syſtem paßte.

Daß ich zu einer ſolchen Anſicht nicht fortzureißen war, hatte ihm mein nüchterner Vortrag am Thalrand von Nieder-Crayn gezeigt.

Ob ich nun geneigt ſein würde, öffentlich auszuſprechen, daß das Gefecht auf dem Plateau ein unbedeutendes Rencontre geweſen ſei, darüber war er ungewiß, und doch erſchien dies für ihn, durch beſondere Umſtände veranlaßt, von großer Wichtigkeit.

Es war nämlich während des Waffenſtillſtandes durch mich und andre zur Sprache gebracht worden, daß unſre Preußiſchen Zeitungen über die Kriegsbegebenheiten bis zum Waffenſtillſtande Nachrichten aufgenommen hatten, welche zum Theil die Ereigniſſe völlig entſtellten, die Armee nicht ſelten compromittirten, und zum Theil unſern Alliirten gegründete Veranlaſſung zum Mißvergnügen geben mußten. Auch ich hielt die Abſtellung dieſes Uebelſtandes für dringend nothwendig, hatte jedoch folgende Betrachtungen daran geknüpft.

Das lebhafte Intereſſe, welches das preußiſche Volk vom Höchſten bis zum Geringſten an den Ereigniſſen dies wahrhaften National-Krieges nimmt, kann nur erfreulich ſein, und unſre Zeitungen folgen nur dem wahren Bedürfniß und den allgemeinen Wünſchen, wenn ſie darüber ſo viel Nachrichten geben, als ſie können. Offiziell wird ihnen nichts mitgetheilt, oder, wenn es geſchieht, ſo bekommen ſie es ſo ſpät, daß die neuen Begebenheiten die alten bereits in den Hintergrund gedrängt haben.

Die Zeitungen der drei Reſidenzſtädte nehmen daher mit Freuden die Briefe der Freiwilligen auf, die mit Unbefangenheit ihren Verwandten erzählen, was ſie geſehen und gehört haben, indeß ganz abſichtslos oft das Unwichtigſte mit dem Wichtigſten verwechſeln und dadurch ſowohl ein ganz falſches

Bild von der Lage der kriegführenden Armeen geben, als auch durch das Wiedererzählen gehörter Mißbilligungen, es sei gegen eigne oder alliirte Führer, ohne Kenntniß der Sache und ohne eignes Urtheil ungerecht und verletzend werden.

Durch solche unüberlegte Mittheilungen wird eine öffentliche Meinung gebildet, die sich durch spätere offizielle Artikel nicht mehr berichtigen läßt.

Den Zeitungsschreibern muß also die Aufnahme ungesichteter Berichte von der Armee durch die Censur untersagt werden; dann aber muß etwas anderes an die Stelle treten. — Offizielle Artikel — einfach und wahrhaftig, keine Napoleonsche Lügen-Bülletins. Es läßt sich im Kriege nicht Alles sagen, es muß über Vieles Schweigen beobachtet werden, allein was offiziell bekannt gemacht wird, muß so wahr sein, daß der schärfste Kritiker später keine Unwahrheit nachweisen kann.

Solche Armee-Befehle erwecken Vertrauen und sind dem Gouvernement wie dem Volk wahrhaft nützlich.

Der König hatte dieselbe Ansicht. Er war mit der ruhigen Darstellung der von mir herausgegebenen Brochüre über den Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande zufrieden und übertrug mir den Entwurf solcher Berichte für die schlesische Armee, welche an ihn eingesendet und nach erfolgter Genehmigung gedruckt werden sollten.

Ich stellte vor: daß solche Berichte, wenn sie den Weg nach Böhmen und zurück nach Berlin machen sollten, dadurch so alt würden, daß sie viel von ihrem Interesse verlieren müßten, daß ich es daher für besser erachte, die Armee-Berichte aus den offiziellen Meldungen im großen Hauptquartier zusammenstellen zu lassen, wo sie dann viel früher in die Zeitungen kommen würden.

Der König genehmigte dies nicht, sondern bestimmte: daß meine vom General en Chef genehmigten Entwürfe aus dessen

Hauptquartier unmittelbar an die preußiſchen Hauptzeitungen geſendet werden ſollten.

Mir wurde beſonders eröffnet: der König erwarte, daß dieſe Armee-Berichte der Würde und des Tacts nicht entbehren würden, welche unſre Verhältniſſe erforderten.

Was ich vorausgeſehen hatte, daß dieſe Berichte eine Quelle von Verdruß für mich werden würden, trat nur zu bald ein.

Bereits mit dem erſten Bericht war General von Gneiſenau nicht zufrieden. Er fand ihn zu kalt, zu abgemeſſen, zu pedantiſch. Der General en Chef vermißte darin das Lob ſeiner tapfern Waffengefährten, was er ihnen, um gerecht zu ſein, nicht verſagen könne. Dem erſten erwiederte ich in Demuth: ich habe mich der Proſa unſers Dienſtſtyls befleißigt; anders zu ſchreiben verſtehe ich nicht, indeſſen glaube ich auch nicht, daß ein anderer, als dieſer Styl hierher gehöre.

Dem General en Chef ſtellte ich vor, daß dieſe Berichte kurz ſein müßten, daß, wenn Lob und Tadel darin aufgenommen werden ſollten, ſie nicht allein ellenlang werden, ſondern daß darin die Souveraine einen Eingriff in ihre Rechte finden konnten, da es vorkommen werde, daß dieſe Armee-Berichte in allen Zeitungen ſtehen, ehe die auf die Berichte der Corps-Führer gegründeten Vorlagen an die Souveraine, welche zu belohnen und zu ſtrafen haben, im großen Hauptquartier angekommen ſind.

Alle dieſe Vorſtellungen halfen zu nichts. General von Gneiſenau ſchmückte mit Phraſen und Blumen aus, General Blücher trug preußiſche Namen ein. — Ich war entſchieden, in einer Angelegenheit des Dienſtes nicht nachgeben zu können, und erklärte: ich kann mich irren, und darüber wird der König entſcheiden. Ich ſuche indeß in dieſem ertheilten Auftrag an einen untergeordneten Offizier, der nur die Facta einfach niederſchreiben und weder zu loben, noch zu tadeln ſich erlau-

ben darf, den sichersten Beweis, daß der König keine andern Armee-Berichte will, als in der Art, wie dieser erste von mir niedergeschrieben ist.

General Gneisenau lenkte ein, denn er wollte die Sache nicht zur Entscheidung des Königs gebracht sehen. Blücher beruhigte sich, als ich ihm sagte, daß Waffenthaten, die in sich selbst das höchste Lob trügen, als Facta und mit der davon unzertrennlichen Nennung des Namens aufgenommen werden könnten, jedoch ohne alle lobenden Zusätze.

Wenn hiermit die Sache abgethan schien, so traten nichts destoweniger bei jedem Bericht neue Kämpfe ein, denn meine Gegner hatten nachgegeben, aber ich hatte sie nicht überzeugt.

Gneisenau gab mir Schuld: ich sähe alles, was die schlesische Armee leiste, als Kleinigkeiten an, die nicht der Rede werth wären. Blücher wollte jeden gut ausgeführten dienstlichen Auftrag als Waffenthat erwähnt und gerühmt wissen.

In diesem fortwährenden Conflict hatte Gneisenau die Besorgniß, daß ich im nächsten Armee-Bericht das Gefecht auf dem Plateau als ein Kosacken-Hurrah darstellen würde, und bearbeitete mich unaufhörlich, um dessen Wichtigkeit in einem größern Umfang anzuerkennen.

Was ich um 4 Uhr vor Nieder-Crayn gesagt hatte, war an der Zeit und am rechten Ort; als der General Graf Langeron in Folge unsers Sieges und darauf folgenden Ueberganges über die Neiße um 6 Uhr die Offensive begann, erhöhte sich die Wichtigkeit unsers Gefechts, und als Marschall Macdonald durch Uebereilung sein 5tes Corps außer Gefecht setzte, wurde dieses Gefecht die Hauptveranlassung zu den später eintretenden Niederlagen.

Die Verschiedenheit unserer Ansichten bestand also nur darin: daß ich das große Resultat 3 Momenten zuschrieb:

1) Unserm Gefecht auf dem Plateau,

2) dem gleich darauf folgenden Uebergang über die Neiße und dem Angriff des Oberſten von Steinmetz,

3) dem Angriff des Grafen Langeron um 6 Uhr Abends.

Auch beſtritt General Gneiſenau den Einfluß von 2 und 3 aus keinem andern Grunde, als um den Eindruck von 1 nicht geſchwächt zu ſehen.

Er mühte ſich indeß unnöthig ab, denn wenn ich die Verpflichtung übernommen hatte, die Ereigniſſe gedrängt und mit Wahrhaftigkeit darzuſtellen, ſo bedingte dies nicht, in Details einzugehen, welche, wenn ſie beſtritten waren, der Einigkeit in der Armee, nach der ich ſtrebte, höchſt gefährlich werden konnten.

Bis zu unſrer Ankunft vor Nieder-Crayn hatten wir noch keine Schlacht geliefert. Dieſe Bezeichnung wurde erſt gerechtfertigt, nachdem nicht allein alle 3 Corps, ſondern auch ihre Reſerven zum kleinen Gewehrfeuer gekommen waren. Daß die ſchleſiſche Armee eine Schlacht geliefert, in deren Folge ſo viel Gefangene, ſo viel Kanonen, Adler ꝛc. eingebracht wurden, konnte daher nicht beſtritten werden, und der Armee-Bericht war nach ſeinem Zweck vollſtändig, wenn er ſich auf dieſe Facta beſchränkte. Wollte man das Gefecht vom Corps von Langeron am Abend 6 Uhr ignoriren, ſo erforderte die Conſequenz, die partiellen Gefechte auf dem Plateau nicht als eine Schlacht der ſchleſiſchen Armee zu bezeichnen.

Mit dem 3ten Armee-Bericht, in der Nacht nach der Schlacht geſchrieben, waren die Ruſſen unzufrieden. Vom Corps von Sacken, weil zu wenig von ihm geſagt ſei, von Langeron, weil es gar nicht erwähnt worden.

Mit dem 4ten Armee-Bericht wurden die Relationen der beiden ruſſiſchen Feldherrn abgedruckt, weil die Politik forderte, ſie zufrieden zu ſtellen. Dies machte den General von York wieder höchſt unzufrieden, weil ſeine Relation nicht mit abgedruckt war. General Blücher und Gneiſenau neigten ſich jeder-

zeit zu den Unzufriedenen, und ich hatte von ihnen keine Vertretung zu erwarten.

Die Erfahrungen dieſer Zeit haben mich belehrt, daß es unpraktiſch iſt, die Abfaſſung von dergleichen Armee-Berichten dem Commandirenden zu entziehen. Iſt die Beſorgniß vorhanden, daß er zu weit gehen könnte, ſo mag man ihm durch Inſtructionen Feſſeln anlegen.

Beim Vorrücken vom Bober und der weitern Verfolgung der franzöſiſchen Armee hatte ſich die Verſtimmung Gneiſenau's gegen mich verloren, und meine Vorſchläge zu den Bewegungen und Gefechten hatten ſich wie früher ſtets der unbedingten Genehmigung zu erfreuen.

Am 4ten September, wo ich wieder mit dem Antrag einer Schlacht gegen Napoleon auszuweichen, vortreten mußte, fügte ſich der General en Chef leicht, da wir durch ſichere Nachrichten gewiß wußten, daß wir mit Ueberlegenheit angegriffen werden würden.

Am 5ten September gab ich auf der Landskrone den Augenblick zum Abzug, um ohne ein ernſtes Gefecht über die Neiße-Brücken zu kommen, ganz richtig an, allein es traten beim Yorck'ſchen Corps ſolche unnöthige Verzögerungen ein, daß ein Stopfen an der Neiße-Brücke, und ein nachtheiliges Gefecht unvermeidlich wurde, wenn nicht die geſammte Cavallerie der Arriergarde durch eine Furth ging, wozu ſie wegen ihrer Tiefe keine Neigung hatte, ſondern der Infanterie gegen den erhaltenen Befehl den Brücken-Uebergang verſtopfte.— In dieſer Verlegenheit ſchlug ich dem General en Chef vor, das Beiſpiel zu geben. Er bedachte ſich keinen Augenblick, ſondern ritt mit ſeinem ganzen Hauptquartier bis an den Sattelknopf durch das Waſſer. Die ganze Cavallerie mußte folgen und wir kamen unter dem Schutz einer 12pfündigen Batterie an das rechte Ufer, ohne einen Mann zu verlieren.

Einem Feldherrn, der auf eine ſolche Art die Beſchwerden des gemeinſten Reiters theilt, folgt der Soldat freudig und ohne Murren.

Bei der zwei Tage darauf wieder ergriffenen Offenſive, um den König von Neapel in Flanke und Rücken zu nehmen, kam alles darauf an, dem Feind den Links-Abmarſch zu verbergen, und daher war dem General Grafen Langeron beſonders empfohlen, in dem Bivouac bei Oſtritz keine, von der Landskrone aus zu überſehenden nächtlichen Feuer anzünden zu laſſen.

Langeron wußte nicht, daß Napoleon wieder nach Dresden zurückgegangen war, und hielt den Uebergang über die Neiße bei Oſtritz für ein höchſt gewagtes Unternehmen. Er hatte die Anweiſung, keine Feuer anzünden zu laſſen, nicht befolgt und lud daher den Verdacht auf ſich, daß dieſer neue Ungehorſam uns nicht unabſichtlich um die Früchte dieſer Bewegung gebracht habe. Er erhielt ſeine Verweiſe wohlverdient, allein gegen den Verdacht einer Abſicht mußte ich ihn in Schutz nehmen. Er hatte den Befehl, am andern Morgen bei Oſtritz überzugehen, er konnte den Marſch nicht mehr abwenden, es wäre daher mehr als unſinnig geweſen, Napoleon auf eine Gefahr der Umgehung aufmerkſam zu machen, da dieſer einen ſolchen Wink ohnfehlbar benutzt haben würde, um mit allem, was er hatte, über die ſchleſiſche Armee herzufallen.

In Bautzen, wohin der General von Blücher am 15ten September ſein Hauptquartier verlegte, gingen wichtige Dinge vor.

Der General Bülow, der dem nach Schweden berufenen Marſchall nie Vertrauen geſchenkt hatte, bewachte die Machinationen in dem Hauptquartier des Kronprinzen, ſtellte ſeine Indiscretionen mit ſeinen abſichtlichen Andeutungen zuſammen, und hatte bald die Fäden des Geſpinnſtes. Er warnte Tauentzien und Blücher, er traf geheime Abreden mit Winzingerode, wie

weit ſie gehorchen und in welchen Fällen ſie den Gehorſam zur Vermeidung unerſetzlicher Nachtheile verſagen müßten.

Nach dieſen Anſichten und Abreden iſt das Benehmen des Generals von Bülow bei Groß-Beeren, bei Dennewitz, bei Leipzig, bei der Eroberung von Holland und ſeinem Marſch nach la Fere, das Vorrücken des Generals von Winzingerode bei Leipzig, der Widerſtand des Generals Grafen Tauentzien, ſich den Befehlen des Kronprinzen von Schweden unbedingt unterzuordnen, zu erklären. Dieſe Anſichten geben aber auch zugleich den vollſtändigen Aufſchluß über die Maaßregeln des Generals von Blücher von der Zeit ab, als derſelbe nach der Schlacht an der Katzbach mit der ſchleſiſchen Armee in Bautzen angekommen war.

Nach der Schlacht von Dennewitz traf ein vertrauter Offizier des Generals von Bülow ein, der dem General Blücher die täglich weiter gehenden Maaßregeln vorlegte, welche der Kronprinz ergriff, um der franzöſiſchen Armee klar zu machen, daß er nicht allein als ihr Landsmann, ſondern auch als ihr Freund handle und weit davon entfernt ſei, ſie durch ſeine Schweden vernichten oder ihr Blut vergießen zu wollen.

Dieſe Anzeigen waren weit umfaſſend und von ſo neuem Dato, daß ſelbſt, wenn der General von Bülow ſie den Souverainen vorgelegt hatte, ſie noch nicht im großen Hauptquartier angekommen ſein konnten. — Sie beſtimmten den General von Blücher zu dem Beſchluß: jedem politiſchen Hochverrath durch einen ſchleunigen Rechts-Abmarſch vorzubeugen, und er beharrte bei dieſem Entſchluß ſelbſt dann, als er faſt zugleich den Befehl der Souveraine erhielt, ſich links an ſie heran nach Böhmen zu ziehen.

So mußte alſo einer der drei Franzoſen, die die Souveraine ſich geholt hatten, um Napoleon zu beſiegen, durch eine Armee von 100,000 Mann bewacht werden.

Der zweite wurde ihnen vor Dresden durch eine Kanonenkugel entriſſen, und der dritte dieſer Franzoſen zeigte ſich an demſelben Tage zwar als ein ſublimer Docent, indeß ſo unpraktiſch auf dem Schlachtfelde, daß er nicht weiter um Rath gefragt wurde.

Die Zeit und die Begebenheiten hatten übrigens das Vertrauen der Souveraine zu ſich ſelbſt und zu ihren Generalen ſo geſtärkt, daß von einer Maaßregel, Fremde heranzuziehen, nicht mehr die Rede war.

Zu dieſer Zeit war, ſo weit die obere Leitung der Kriegführung von ihnen ausging, manches ganz gut organiſirt, allein es fehlte an der Thätigkeit, welche einem Napoleon gegenüber unentbehrlich war, es koſtete zu viel Zeit, ehe die Beſchlüſſe reif wurden, und die Ausfertigungen waren an zu viel Formen gebunden.

Im Hauptquartier des Generals von Blücher hatte ſich der Geſchäftsgang dadurch bedeutend gebeſſert, daß meinen Bitten und Wünſchen gemäß, meine Vorträge über die Operationen nur in Gegenwart des Generals von Gneiſenau Statt fanden, und die Geheimniſſe beſſer bewahrt wurden.

Im dritten Abſchnitt von S. 54 bis S. 69 iſt angegeben, was in der Zeit bis zum Uebergang über die Elbe (am 2ten October) ins Geheim vorbereitet wurde, und wovon weder die fremden noch die preußiſchen Offiziere im Hauptquartier das Geringſte erfuhren.

Der Kaiſer Alexander hatte den ruſſiſchen Obriſt Theyl für eine Anſtellung beim General Blücher beſonders ausgewählt, um dem General en Chef etwas Angenehmes zu erzeigen.

Dieſer Obriſt, früher im holländiſchen Dienſt, lebte nach der franzöſiſchen Eroberung von Holland 1794, als Emigrant in Münſter, wo er Jahre lang als Freund des Generals en Chef ſein Haus- und Tiſchgenoſſe war. General von Blücher nahm ihn in ſeinem Hauptquartier in alter Weiſe wieder auf.

Theyl war ein braver, aber bis zur Aengſtlichkeit vorſichtiger Mann.

Am 24ſten September wurde die Dispoſition zum Rechts-Abmarſch ausgegeben, durch welche das ganze Hauptquartier von dieſem Marſch die erſte Nachricht erhielt.

Niemand wußte, daß er von den Souverainen genehmigt war. Der preußiſche General von Rauch befand ſich im Hauptquartier der ſchleſiſchen Armee, um für den Fall, daß ſie zurückgedrängt würde, für die ſchleſiſchen Feſtungen beſondere Aufträge auszuführen. Er kannte den ſchlechten Vertheidigungszuſtand dieſer Feſtungen am beſten, und dies veranlaßte ihn, das Rechtsſchieben der ſchleſiſchen Armee als höchſt gefahrvoll für ſeine Feſtungen anzuſehen.

Der Obriſt Theyl ging noch weiter. Er ſah durch dieſe Bewegung die Erfolge des ganzen Feldzugs leichtſinnig auf das Spiel geſetzt. Er benutzte ſeine grandes entrées beim General en Chef, um ihm die dringendſten Vorſtellungen zu machen, ſich von Gneiſenau und mir nicht zu ſolchen gewagten Unternehmungen fortreißen zu laſſen. Blücher antwortete ihm: „ſeid ruhig, alter Freund, es iſt alles reiflich erwogen," aber Theyl proteſtirte förmlich gegen den Marſch.

Blücher ſtutzte, ſah ihn mit großen Augen an und erwiederte: Herr Oberſt, der Kaiſer, ihr Herr, hat Sie hierher geſendet, um ihm zu berichten, wozu ich Ihnen alle Materialien mit der größten Bereitwilligkeit liefere. Wenn Sie gegen meine erlaſſenen Befehle proteſtiren, ſo fallen Sie gänzlich aus der Ihnen zugetheilten Rolle; Sie ſind nicht zu meinem Rathgeber beſtellt! Deshalb verbitte ich mir Ihre Redensarten und empfehle mich, womit er ihn ſtehen ließ.

Der General von Rauch hatte verſucht, bei dem General von Gneiſenau ſeine Anſichten geltend zu machen, und da dies nichts fruchtete, ſein Glück beim General en Chef verſucht. Dort kam er aber noch übler an, als Obriſt von Theyl.

General von Blücher machte aus dieſen Unterredungen kein Geheimniß, was die Folge hatte, daß dieſe beiden Offiziere andere Anſtellungen nachſuchten und erhielten; zugleich aber, daß die Opponenten vorſichtig wurden*).

Bis zu der Zeit, wo wir uns mit der Nord-Armee vereinigten, hatte die mir obliegende Correſpondenz mit dem Kronprinzen von Schweden eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit erfordert, weil es mehr eine diplomatiſche als militairiſche war. Jedes Wort mußte abgewogen und unterſucht werden, welche Conſequenzen ſich daraus ziehen ließen.

Wir hatten die Erfahrung gemacht, daß die Mittheilungen des Kronprinzen durchaus nicht mit ſeinen mündlichen Aeußerungen übereinſtimmten, von welchen wir durch die preußiſchen Offiziere in ſeinem Hauptquartier Kenntniß erhielten.

General von Gneiſenau, der den Kronprinzen mit der vollen Energie ſeines Characters haßte, hielt dafür, daß man durch mündliche Beſprechungen weiter mit ihm kommen werde, als durch ſchriftliche Verhandlungen, und der General en Chef verabredete eine Zuſammenkunft in Puch auf den 7ten October. Der General von Blücher bedurfte dazu eines Dollmetſchers, eine Rolle, welche Gneiſenau durchaus nicht übernehmen wollte, ſondern zu meinem großen Schreck mir übertrug und, mich mit einer unausführbaren Inſtruction über das, was ich bewirken ſollte, verſehend, unter einem ſchicklichen Vorwand zurückblieb. Der Kronprinz fiel bei ſeiner Ankunft in Puch ſeinem cher frère d'armes mit der bonhomie eines alten Soldaten um den Hals, und ging (S. 63) in die Vorſchläge, die ich ihm zum

*) Es iſt von vielen Schriftſtellern, welche über den verewigten Helden geſchrieben haben, erwähnt, daß er feſt an ſeinen einmal gefaßten Beſchlüſſen hielt und ſich, wenn er ſein Vertrauen gegeben hatte, nicht davon abbringen ließ. Hier iſt der ſtärkſte Beleg zu dieſer Wahrheit. Blücher brach mit einem langjährigen Freund, weil er die Perſonen verdächtigen wollte, welche zur Bearbeitung ſeiner Operationen bei ihm angeſtellt waren und ſein Vertrauen beſaßen.

Marſch auf Leipzig zu machen hatte, vollſtändig ein, dem General en Chef dabei immer freundlich zunickend. Hierauf nahm er das Wort, und ſprach im Eingang mit den ſchönſten Redensarten in unſerm Sinn, wich aber allmählich in weſentlichen Theilen ſo bedeutend ab, daß unſer Vorſchlag gar nicht mehr derſelbe war. Er ſchloß mit den Worten: ainsi nous sommes d'accord. Ich mußte widerſprechen, widerlegen, er wußte über alle meine Gründe mit franzöſiſcher Leichtigkeit hinweg zu gleiten, und wendete ſich immer zum General en Chef: mais nous sommes d'accord. Das D'accordſein beſtand aber darin: daß wir eine Schlacht wollten, um der großen Armee das Debouchiren nebſt dem Vorrücken zu erleichtern, und zwar zu einer Zeit, in welcher Napoleon ſich noch nicht mit allen ſeinen Kräften vereint auf uns werfen konnte. Der Kronprinz dagegen wollte keine Schlacht, weder früher noch ſpäter, aber er wollte ſich das Anſehen geben, als wenn er ſie gewollt, ja geſucht habe und durch die Umſtände davon abgehalten ſei. Er ging davon aus, daß es der wichtigſte Dienſt für die große Armee ſei, die franzöſiſche Armee zu verlocken, daß ſie von Leipzig gegen die Mulde vorrücke, und ſich dadurch von der Hauptarmee entferne. Dies zugebend, entgegnete ich: wenn wir uns mit 150,000 Mann hinter die Mulde verkröchen, ſo könnte dieſer Zweck nie erreicht werden.

Napoleon werde in dieſem Fall mit überlegenen Kräften der Hauptarmee in der Gegend von Penig und Altenburg eine Schlacht liefern, und wir, zu weit davon entfernt, könnten keinen Theil nehmen.

Der Kronprinz verſicherte: das ſei ja gerade ſeine Anſicht, ſagte alles zu, was von unſerer Seite vorgeſchlagen war, und reiſte nach den größten Liebkoſungen ſeines cher frére d'armes ab. — In den Wagen geſtiegen, ſagte ich meinem Feldherrn: „morgen früh erhalten Sie Entſchuldigungen. Er wird es nicht wagen, jede Theilnahme an dem Vormarſch von

ſich zu weiſen, aber er wird Gründe genug finden, um ſich im zweiten Treffen zu halten und beim erſten Kanonenſchuß über die Elbe zurückzugehen, mit den ſchönſten Worten: alles das geſchehe nur im Intereſſe der großen Armee.“ Blücher meinte, er hätte zu viel guten Willen ausgeſprochen, als daß er an eine ſolche verdeckte Abſicht glauben könne.

Der Erfolg rechtfertigte meine Beſorgniß.

Seite 67. Bei einer zweiten Conferenz war der Kronprinz viel aufgeregter und nicht mehr ſo beſonnen. Die großen Entſcheidungen lagen näher; wir hatten es bereits aufgegeben, durch Gründe irgend etwas zu erlangen.

Die Furcht, compromittirt zu werden, und den alliirten Souverainen, die ihre Truppen ſeiner Führung anvertraut hatten, die Veranlaſſung zu Beſchwerden zu geben, war das einzige Mittel, ihn aus ſeiner Paſſivität zu reißen.

Der engliſche General Lord Stuart, Bruder des Miniſters Lord Caſtlereagh, war in dem Hauptquartier des Kronprinzen, um über die Erfüllung des von England mit Schweden abgeſchloſſenen Subſidien-Tractats zu wachen und die Subſidien-Gelder anzuweiſen.

General Gneiſenau war mit ihm bekannt, befreundet, und darüber einverſtanden, daß Schweden eine politiſch zweideutige Rolle ſpiele.

Der Kronprinz behandelte den engliſchen Commiſſarius mit beſondern Egards und ſuchte deſſen Meinung für ſeine Thaten und Anſichten zu gewinnen, worin er jedoch nicht immer ganz glücklich war.

Lord Stuart war nicht abgeneigt, bei einer neuen Widerſpenſtigkeit dem Kronprinzen zu ſagen, daß es ſeiner Inſtruction gemäß Veranlaſſungen geben könne, in denen er die Anweiſung auf die Zahlung der Subſidien-Gelder verweigern müſſe.

Bei den täglich fortgesetzten Weigerungen des Kronprinzen zur Schlacht von Leipzig vorzugehen, hat sich endlich Lord Stuart veranlaßt gesehen, mit seiner Drohung vorzutreten, ohne sich durch die darauf folgende Empfindlichkeit noch durch schmeichelhafte Anerbieten zur Versöhnung, davon abbringen zu lassen.

Diesem Umstand verdankten die Fluren von Breitenfelde, daß sie von einem Nachfolger des großen Königs von Schweden betreten wurden. Dem General en Chef der schlesischen Armee wäre es nimmermehr gelungen, ihn zur Theilnahme an der Schlacht von Leipzig zu bewegen.

Als die commandirenden Generale am 19ten October mit den Souverainen auf dem Markt von Leipzig zusammentrafen und die Elster-Brücke eben gesprengt war, wurde die schlesische Armee bereits zur Verfolgung des Feindes nach Lützen mit Benutzung aller Elster-Brücken von Leipzig abwärts in Marsch gesetzt.

Ich zeigte diese Maaßregel den General-Quartiermeister-Stäben der großen und der Nordarmee an, mit der Bemerkung, daß, da die schlesische Armee bis jetzt in der Ordre de Bataille das Centrum gehalten habe, und ihren Nachschub beordern müsse, die Chaussee nach Frankfurt ihre natürliche Verfolgungs-Linie scheine, während die Linie der Nordamee, über Cassel und Düsseldorf, die Verfolgungslinie der großen Armee über Würzburg und Mannheim über den Rhein führen dürfte.

Indeß war weder über die nächste Verfolgung, noch über das System und Linien im Großen eine Antwort zu erhalten, denn alles war zu beschäftigt dazu*).

*) Hier auf dem Markt besprach ich mich mit dem General Knesebeck ohne Zeugen über unsere weitere Operationen. Wir waren beide der gleichen Ansicht, daß wir uns nicht allein an Napoleon anhängen müßten, um ihn über den Rhein zu treiben, sondern mit ihm zugleich überzugehen und auf Paris zu folgen, um dort den Frieden

Die Complimente mit dem König von Sachsen und mit dem Kronprinzen von Schweden, der ein besonderes Interesse daran hatte, seine wohlerhaltenen Schweden noch an diesem Tage den Souverainen en parade zu zeigen, anstatt sie nach Halle in Marsch zu setzen, und endlich die nothwendige Verdauung der Freude über den Sieg, das alles kostete so viel Zeit, daß Napoleon darüber einen nicht wieder zu ersetzenden Vorsprung gewann.

Ohne diesen Vorsprung und wenn die schlesische Armee in ihrer Verfolgung geblieben wäre, würde das Gefecht bei Hanau wahrscheinlich zu einem andern Resultat geführt haben, denn von Eisenach ab befand sich der Feldmarschall Blücher alle Nachmittage in demselben Zimmer, welches Napoleon am Morgen verlassen hatte.

Indeß die große Armee folgte aus dem Werra-Thal auf Fulda und übernahm von da ab die Verfolgung, wodurch die

---

zu schließen. — Knesebeck zweifelte zwar nicht an der Zustimmung des Kaisers Alexander und unsers Königs, sah aber einigen Widerstand von Seiten Oestreichs voraus, welcher durch seinen Krieg in Italien veranlaßt werden könnte; die Haupt-Schwierigkeit aber sah er in den Klageliedern der commandirenden Generale, ihren Armee-Corps doch endlich einmal eine Ruhezeit zur Ausrüstung für ein so weit führendes Objekt, zur Bekleidung, Versehen mit Munition und Herstellung der Waffen zu gönnen. Die schnelle Verfolgung bis zum Rhein war ganz unerläßlich, zur Sprengung des Rheinbundes und Befreiung der Rheinbunds-Truppen aus den französischen Divisionen, in welche sie noch eingeschachtelt waren. — Knesebeck hoffte, daß wenn Blücher es übernähme, Napoleon auf dem Fuß zu folgen, es gelingen werde, die große Armee über Würzburg und die Nord-Armee über Cassel und Preußisch-Minden an den Rhein zu dirigiren.

Auf diese, in aller Eile genommene Rücksprache, hatte ich meine Mittheilung gebaut, als eine Anregung zur Thätigkeit, welche alle zeitraubenden Berathungen ausschloß. Knesebeck übernahm alles weitere im Conseil der Souveraine durchzusetzen. Gneisenau, mit dem ich gleich darauf (noch auf dem Markte sprach, während unser General en Chef von den Kaisern cajolirt wurde) war vollständig einverstanden, und erklärte sich (wie später erwähnt wird) auch so — öffentlich.

ſchleſiſche Armee um ſo mehr in die Richtung auf Coblenz gedrängt wurde, als die Nord-Armee nicht gegen den Rhein vorgerückt war, ſondern der Kronprinz mit ſeinen Schweden nothwendig gefunden hatte, Geſchäfte gegen Dänemark abzuthun, welche einen Marſch nach Holſtein erforderten.

In Frankfurt angekommen, glaubten die Souveraine ſich mit dem, was mit ſo vielem Blute erlangt war, begnügen zu können, und hielten die Fortſetzung des Krieges weder nothwendig noch rathſam, da man auf eine Eroberung von Holland durch den General von Bülow nicht gerechnet hatte und eine Offenſive gegen Paris eine gewagte Operation ſchien. Hätte Napoleon ſich mit dem Rheinufer begnügt und die in Preußen und Deutſchland noch beſetzten Feſtungen geräumt, ſo hatten wir den Frieden, und der nimmer ruhige Napoleon überzog uns, wenn die Ruſſen in ihre Heimath zurück waren, von neuem mit Krieg. — Der Feldmarſchall, der General Gneiſenau und ich boten vergebens unſre ganze Beredtſamkeit auf, um die Lage von Europa dieſem Ehrgeizigen gegenüber darzuſtellen und zu zeigen, daß wir eine Million Soldaten disponible hatten, denen er nur die Cadres ſeiner geſchlagenen Armee und mißvergnügte Conſcribirte entgegenſtellen konnte.

Wir wurden in unſern Anſichten durch England unterſtützt, aber Napoleon allein verdankten wir den Beſchluß zur Fortſetzung des Krieges, durch welchen ſein Kaiſerreich unterging und er ſelbſt nach Corſika gebannt wurde. Sein Uebermuth geſtattete ihm nicht, ſich in das Unvermeidliche zu finden, und die Forderungen, welche er zum Abſchluß eines Friedens machte, waren ſo anmaaßend, daß die Souveraine nicht darein willigen konnten, ohne ſich ſelbſt der Schwäche und der Vernachläſſigung der Intereſſen ihrer neuen Verbündeten anzuklagen.

Es blieb daher nichts übrig, als das auszuführen, was Gneiſenau und ich bereits auf dem Markt von Leipzig am

18ten October geantwortet hatten, als wir befragt wurden: was nun? Fortſetzen, was wir begonnen haben, die Macht des Tyrannen gründlich brechen und nur in Paris den Frieden ſchließen!

Die Berathungen über die weiteren militairiſchen Maaßregeln fanden in Frankfurt bei dem Fürſten Schwarzenberg mit großer Ruhe Statt. Ich hatte mich auf einen Marſch der Verbündeten nach Paris ſo gründlich vorbereitet, daß ich die Operations-Abſchnitte nach Zeit und Raum mit allen ihren Beziehungen klar im Kopfe hatte. Gneiſenau und der Miniſter von Stein ſahen es daher gern, wenn ich zu den Conferenzen gezogen wurde, wenn gleich ich nicht dahin gehörte. Der General Graf Bubna, deſſen Stimme als Militair wie als Diplomat bei den Oeſtreichern, mit Recht, eine gewiſſe Geltung hatte, wollte nicht über den Rhein, wußte jedoch ſeine Anſicht nur durch das ſchwache Argument zu unterſtützen: daß unſer Uebergang für ganz Frankreich das Signal zu einem National-Kriege ſein würde, einem Kriege, dem wir nicht gewachſen wären. Er ſtellte daher für uns den leitenden Grundſatz auf:

> man müſſe es ſorgfältig vermeiden, ein Volk durch Beleidigungen ſeiner Ehre zu verzweifelten Entſchlüſſen zu treiben!

Wir ſetzten dieſer Anſicht die Erwartung entgegen, daß ganz Frankreich *mit* uns ſein würde, wenn es ſähe, daß wir nicht als Feinde des franzöſiſchen Volks, ſondern des nimmer ruhenden Napoleon, in tiefer Demuth und mit einer Million Soldaten nach Paris kämen, um uns dort den Frieden zu erbitten.

Graf Bubna fand keine Unterſtützung, und es mochte ihm mit der *militairiſchen* Oppoſition auch wohl nie rechter Ernſt geweſen ſein.

Die allgemeine Bereitwilligkeit der Deutſchen, zur Vollendung des großen Werks in Gemeinſchaft mit den drei-Armeen

der verbündeten Souveraine und England beizutragen, erleichterte den Beſchluß, mit dem Jahrestage des Jahres 1814 über den Rhein zu gehen und concentriſch gegen Paris vorzurücken.

Von der ſchleſiſchen Armee war vorzüglich auf dieſe Beſchleunigung des Uebergangs gedrungen, um der franzöſiſchen Armee keine Zeit zur Reorganiſation und Ausfüllung der Cadres zu laſſen.

Der König war nach Berlin gegangen, um dort die wichtigſten Angelegenheiten des Reichs zu reguliren, und kam erſt Ende Dezember nach Frankfurt a. M. zurück, als die Souveraine bereits mit der großen Armee den Marſch nach der Schweiz zum Uebergang über den Rhein angetreten hatten.

Sein Staats-Kanzler, Fürſt Hardenberg, hatte Vollmacht zur Vertretung der Stimme Preußens bei den großen politiſchen Fragen, und wir hatten uns ſeiner völligen Zuſtimmung über die Nothwendigkeit eines ſchnellen Rhein-Ueberganges zu erfreuen gehabt.

Der König hatte gewünſcht und gehofft, daß der Friede zu Stande kommen würde, und erfuhr erſt in Frankfurt das Gegentheil, ſo wie, daß der Rhein-Uebergang auf den 1ſten Januar verabredet war. Durch dieſe Nachricht in die übelſte Laune verſetzt, ließ er Gneiſenau und mich rufen, um uns ſeine Unzufriedenheit mit dieſem Rhein-Uebergang kund zu thun und uns mit Vorwürfen zu überhäufen, daß wir nicht von einer ſo gewagten Unternehmung abgerathen hätten.

Wir bekannten ſogleich freimüthig, dieſe Maaßregel auf das dringendſte empfohlen zu haben, als Napoleon die Friedens-Unterhandlungen durch die Aufſtellung von ganz lächerlichen Bedingungen zurückgewieſen hatte.

Wir ſetzten dem Könige weitläuftig auseinander, was oben angeführt iſt; wir fügten hinzu, daß von den 3 großen Mächten gerade Preußen das größte Intereſſe habe, den kriegsluſtigen, ihm ſo feindſelig geſinnten Napoleon vernichtet zu ſehen,

am beſten durch Entthronung, und wenn dies nicht zu erreichen ſein ſollte, durch die Zurückweiſung des jungen Frankreichs in ſeine alte Grenze.

Wir konnten ferner nicht zugeben, daß der Uebergang in militairiſcher Beziehung mit irgend einer Gefahr verbunden ſei. Hier konnte von zwei verſchiedenen Fällen nur einer eintreten.

Entweder, das von 20jährigen glücklichen Feldzügen siegestrunkene franzöſiſche Volk wird nüchtern und friedliebend, oder es greift zu den Waffen, um das Prinzip des Krieges zu vertheidigen.

Im erſten Fall haben wir in einigen Monaten den Frieden, im zweiten leben wir mit einer Million Soldaten auf franzöſiſche Rechnung, was der beſte Dämpfer der Kriegsluſt ſein wird.

Wir geſtanden zu, daß der Uebergang von Baſel bis Düſſeldorf fehlerhaft angelegt ſei, und daß die große Armee hätte bei Mannheim übergehen müſſen. Indeß konnten wir keinen ſo großen Werth auf die Beachtung aller Regeln legen, da Napoleon uns erſt dann eine entſcheidende Schlacht liefern konnte, wenn wir im Vorrücken auf Paris mit der großen Armee vereinigt waren.

Der König hörte uns zwar ruhig an, wurde jedoch durch unſer Raiſonnement nicht zufrieden geſtellt und blieb bei ſeiner Beſorgniß, daß die Expedition auf Paris ſchlecht ablaufen werde.

Wir hatten ſpäter die Genugthuung, daß am 26ſten Januar, als die ſchleſiſche Armee in Brienne eingetroffen war, die vollſtändigſte Vereinigung der ſchlagfertigen Heere Statt fand, und die ſchleſiſche Armee ſich an der Spitze, wohin ſie principienmäßig gehörte, dort, auf dem Schloß zu Brienne, wo Napoleon ſeine erſten Studien gemacht hatte, befand.

Zweiter Abschnitt.

Der Feldzug von 1814 bis zum ersten Pariser Frieden.

Der Feldzug von 1814.

Die Bewegungen der schlesischen Armee vom Waffenstillstand bis zum Rhein-Uebergang, haben weder während dieses Feldzuges noch nach demselben eine Veranlassung zur Kritik gegeben. Nicht so ist es der Fall mit den Bewegungen dieser Armee in dem Feldzug vom Jahr 1814, und da neben den Aufschlüssen, welche ich als Beiträge zur Geschichte zu geben vermag, es zugleich darauf abgesehen ist, den Leser in den Stand zu setzen, ein selbstständiges unbefangenes Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser öffentlich gewordenen Critik zu fällen, so muß ich mancherlei hier vorausschicken, was ich zu übergehen vorgezogen hätte, weil es persönliche Verhältnisse betrifft.

Seit der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten (Mitte August) war mir das Quartiermeister-Amt der schlesischen Armee übertragen, d. h. ich hatte alles zu bearbeiten, was die großen Operationen, die Quartiere, Läger, Märsche, Gefechte und Schlachten betraf.

Ich übersah nicht allein die Wichtigkeit meiner Stellung vollkommen, sondern auch, daß bei so rasch vor- oder zurückschreitenden Bewegungen, die mir obliegenden Geschäfte, ver-

bunden mit dem Studio des immer wechſelnden Terrains, alle meine Kräfte und Zeit in Anſpruch nehmen würden. Ich ſagte mich daher von allem, was mich verhindern konnte, meine Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, von allen geſellſchaftlichen Verbindungen, los, ich ſonderte mich ab, nahm ein ſtrenges Schweigen über alle Staatsangelegenheiten an, und habe ſpäter zu beklagen gehabt, daß ich als Folge meiner Stellung der Armee ſehr entfremdet worden war.

Auf der andern Seite aber entging ich dadurch allem fremden Einfluß auf mein eigenes Urtheil, denn wer den Wahn mit ſich herumträgt, daß eine Beſprechung über wichtige Gegenſtände, es ſei mit Freunden oder mit Gegnern, auf die eigne Meinung ohne alle Einwirkung bleibe, dem mangelt die Erfahrung und er kennt die menſchliche Natur nicht.

Der Geſchäftsgang war dahin geordnet, daß alle bei Tag oder Nacht eingehenden Meldungen über die Bewegungen des Feindes, alle Ausſagen der Deſerteure, Gefangenen oder Espione mir ſogleich mitgetheilt wurden. Die Vorſchläge zu den Bewegungen, die Dispoſitionen zu den Gefechten und Schlachten, gingen von mir aus. —

Ich legte ſie — jederzeit bei verſchloſſenen Thüren — mit allen Motiven dem General Gneiſenau vor, und wenn dieſer meine Entwürfe genehmigt hatte, gingen wir zum Feldmarſchall, dem ich die vorgeſchlagenen Maaßregeln mit der Karte in der Hand abermals vorzutragen hatte. Niemand war dann zugegen, als Gneiſenau, der meine Anträge durch neue und ſehr ſcharfſinnige Gründe zu unterſtützen pflegte.

Der Feldmarſchall genehmigte ſie, und ich beſorgte hierauf die Ausfertigungen, die Correſpondenzen. —

Der Feldmarſchall machte nie Schwierigkeiten, wenn von Vorwärtsgehen oder von Angriffen die Rede war.

Bei rückgängigen Bewegungen, wenn er auch ihre Nothwendigkeit anerkannt hatte, übermannte ihn zuweilen ſein Ver-

uß über eine ſolche Nothwendigkeit, er fand ſich jedoch bald ieder.

Nach Ablauf des Feldzuges von 1813 waren Gneiſenau ıd ich in den Grundſätzen über die höhere Kriegführung ein- ıher näher gekommen, er hatte ſich an mich gewöhnt, mehr ertrauen gewonnen und in allem, was die großen Angelegen- iten betraf, waren wir entweder einverſtanden oder verſtän- gten uns leicht.

Nicht ſo war es, wenn es zu den Details eines Marſches or dem Feind, oder zu einer Dispoſition des Angriffs kam.

Mich reizte eine unternehmende Kriegführung, aber für is Wagen, — vor allem ohne Noth wagen, — hatte ich e eine Begeiſterung gewinnen können. Nach meiner inneren berzeugung und aus Pflichtgefühl, trat ich daher Gneiſenau tgegen, wenn er zu weit gehen wollte. In der Regel ver- ngte er zu viel von den Truppen, oft das Unmögliche.

Er hörte jedoch immer meine Gründe und gab nach, wenn ir die Zeit blieb, ſie vollſtändig zu entwickeln, oft ſogar gegen ne innere Neigung.

Auf einem Punkt jedoch konnten wir nie zu einer gründ- hen Verſtändigung kommen. Waren ſeine Aufgaben an die ihrer auf der einen Seite zu hoch geſtellt (wie er es oft nach iner Auseinanderſetzung zugeſtehen mußte), ſo geſtattete er f der andern Seite den untergeordneten Befehlshabern einer antgarde, einer Diviſion oder eines Corps, im Laufe des efechts ohne zeitraubende Anfragen alles zu unternehmen, is ihrem Zweck dienlich erſcheine, um dem Feinde große Nach- ile beizubringen.

Ich wendete dagegen ein: daß eine ſolche Inſtruction für en Monarchen an ſeinen Feldmarſchall ganz zweckmäßig ſein ne, jedoch einen Unterfeldherrn, der nur ein Glied einer tte iſt, zu bevollmächtigen, daß er nach dem handele, was

er für richtig hält, vielleicht aber von der ganzen Armee als unrichtig bezeichnet wird, sehr gefährlich sei.

Wenn einem Kommandeur gestattet ist, seinen ihm gegenüberstehenden Feind zu vernichten, ohne weiter anzufragen und ohne zu wissen, ob die dazu nöthigen Maaßregeln in die Pläne des Ober-Feldherrn passen, so fordert seine Ehre, von einer solchen Befugniß Gebrauch zu machen. Dadurch aber können Schlachten verloren gehen und Armeen in das tiefste Unglück gestürzt werden.

Wenn drei Corps, jedes von 4 Divisionen neben einander in einer Defensiv-Stellung stehen, der Gegner mit gleicher Stärke angreift und vor einem der Flügel-Corps eine Division läßt, um die beiden andern Corps mit Uebermacht zu erdrükken, so ist keine Frage, daß das Flügel-Corps mit der vor ihm stehenden Division fertig werden kann, aber die natürliche Folge ist dann, daß wenn das eine Corps zu einem leichten Sieg mit vierfacher Uebermacht, die ihm angewiesene Stellung verläßt, die beiden andern Corps mit 8 gegen 11 erliegen.

Daher muß es Grundsatz bleiben, daß der Feldherr die ihm untergeordneten Truppen nicht — wie man zu sagen pflegt — aus der Hand giebt, daß er gewiß weiß: sie sind da, wenn er über sie disponiren will, und daß er nicht genöthigt wird, in die Thorheiten, die sie begehen können, mit hineingezogen zu werden.

Die ganze Sache liegt so klar auf der Hand, daß man es kaum errathen wird, wie eine solche Irrlehre vertheidigt werden kann. Aber Gneisenau blieb dabei, und demonstrirte:

Es verderbe eine Armee, wenn man den Grundsatz ausspreche, niemand dürfe ohne Befehl angreifen; denn daraus folge der Grundsatz:

wer ohne Befehl angreife, bleibe dafür verantwortlich.

Hinter dieſen letzten Satz verkröchen ſich die Faulen und die Feigen.

Das Jahr 1806 hätte uns doch wohl hinlänglich über dieſe falſche Theorie belehrt, daß zu allen Handlungen vor dem Feinde Befehle abgewartet werden müßten.

Friedrich II. hätte erklärt, daß er jeden Cavallerie-Offizier, der ſich angreifen laſſe und ſeinem Feinde nicht entgegen gehe, kaſſiren werde, und von dieſem Augenblick an wäre ſeine Cavallerie immer ſiegreich geweſen.

Da ich bei der Schlacht von Belle-Alliance noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurückkommen muß, ſo behalte ich mir deſſen gründliche Behandlung bis dahin vor.

Auf dieſe hier auseinandergeſetzte Art entſtanden bei der ſchleſiſchen Armee alle Dispoſitionen zu den Schlachten und Märſchen, vom Waffenſtillſtand bis zum Fall von Paris.

Nancy war die erſte der guten Städte Frankreichs, in welche wir einrückten; Gneiſenau hielt es für angemeſſen, daß dies mit einem gewiſſen Pomp geſchehe und daß der Feldmarſchall dieſe Gelegenheit benutze, um ſein Programm zur Kenntniß von ganz Frankreich zu bringen, wozu die Zeitung von Nancy eine gute Gelegenheit bot. Der Feldmarſchall war einverſtanden. Am 16ten Januar, als die Avantgarde von Sacken eingerückt war, wurde der Oberſt Graf Noſtitz nach Nancy vorausgeſchickt, um dem Maire anzukündigen, daß er den Feldmarſchall feierlich mit einer Rede zu empfangen habe, und zwar in der altdeutſchen Stadt, mit einer Rede in deutſcher Sprache, wovon er das Concept einzureichen habe.

Graf Noſtitz kam in der Nacht damit zurück, Gneiſenau verfaßte eine Antwort, die der Feldmarſchall zwar genehmigte, aber behauptete, auf dem Wege nicht auswendig lernen zu können. Nun wurde ich zum Souffleur beſtellt und zu ihm in den Wagen geſetzt, um ihm die Rede einzuſtudiren.

Der beängſtigte Maire hatte die Notablen der Stadt in dem Saal bereits verſammelt, als der Feldmarſchall, von ſeinem zahlreichen Gefolge umgeben, eintrat und die künſtlich geſchraubten Redensarten des Maire mit Huld anhörte. Man konnte auf der einen Seite die Angſt vor Napoleon nicht verkennen, der bei einem zu viel geſagten Wort leicht eine Füſiliade vornehmen konnte, auf der andern Seite imponirten unſere ehrwürdigen Koſacken, mit ihren langen und gut geſpitzten Bleiſtiften unter dem Arm, auf ihre Intelligenz in der Aufzeichnung der Geſchichte deutend.

Aber wie verklärten ſich alle Geſichter, als der Feldmarſchall ſich mit ſoldatiſcher Derbheit gegen die rats des caves (Spottname der Beamten, welche die Keller zu controlliren hatten) ausſprach, und die droits réunies für aufgehoben erklärte! Die Rede wurde gedruckt und ging mit den Poſtwagen, die wir überall durchließen, in alle Richtungen von ganz Frankreich ab.

Der Maire hatte einen alten Schlüſſel, an dem ein Mann zu tragen hatte, als Stadtſchlüſſel abgeliefert. Er wurde den Souverainen durch einen eigenen Courier geſandt in der Erwartung, die Schlüſſel aller übrigen bonnes villes bald nachſenden zu können.

Der dankbaren Stadt wurde zu verſtehen gegeben, ſie müſſe den Feldmarſchall durch ein Diner fetiren.

Sie fügte ſich, der Feldmarſchall trank auf das Wohl der guten Stadt, und alles war im vortrefflichſten Gang, die Stenographen vollauf beſchäftigt — da erhob ſich der General von Sacken:

> Ich erſuche Sie, meine Herren, mit mir ein Glas zu leeren auf das Wohl von Frankreich, auf den Frieden und die Freundſchaft dieſes ſchönen Landes mit allen Völkern von Europa, die ihm freundlich die Hand bieten und erwarten, daß es auf eine würdige Art ein-

ſchlägt; (die franzöſiſchen Hände erhoben ſich) wir ſind gekommen, um Euch Glück und Freiheit zu bringen, aber Ihr werdet ſelbſt einſehen, daß dies nur unter einer Bedingung möglich iſt — Tod und Verderben dem Tyrannen, der zu lange ſchon die Geißel des franzöſiſchen Volks, die Qual von Europa geweſen iſt.

Die franzöſiſchen Hände hatten ſich allmählich wieder geſenkt, es entſtanden lange und blaſſe Geſichter, wir Soldaten leerten mit General von Sacken unſre Gläſer und waren zu discret, um von unſern Wirthen mehr zu erwarten, als ein Niederſchlagen der Augen und einige nicht compromittirende Seufzer.

In Brienne kam General Steigenteſch, vom Fürſten Schwarzenberg geſandt, bei uns auf dem Schloß an, mit dem Auftrag, die vertrauliche Unterredung von Frankfurt gewiſſermaßen fortzuſetzen. — Nichts konnte erwünſchter ſein, als daß der Fürſt einen Mann wie Steigenteſch ſandte, der geiſtreich, gewandt und mit der Geſchichte und Diplomatie bekannt, mit tüchtigen Geſinnungen ein gutes militairiſches Urtheil verband.

Der Fürſt Schwarzenberg hatte bemerkt, daß man in dem ruſſiſchen Hauptquartier ſich mit unſerer Anſicht: Napoleon müſſe vom Thron geſtoßen werden, immer mehr und mehr befreundete, und bei dem zarten Verhältniſſe der beiden Kaiſer zu einander, hielt es Oeſtreich nicht rathſam, ſich über das der Sache zu gebende militairiſche und politiſche Ende in klare und beſtimmte Erörterungen einzulaſſen. Steigenteſch ſollte nun erforſchen, was und wie wir uns die Sache dachten. Er ſollte uns widerlegen, er ſollte uns das Beſſere zeigen.

Wir wußten, daß ſeine Fähigkeiten vom Fürſt Schwarzenberg ſo wie vom Fürſt Metternich geſchätzt wurden und daß er ihr Vertrauen beſaß. Steigenteſch trug die öſtreichiſchen Anſichten gründlich vor, er unterſtützte ſie mit dem ſchweren Gewicht der Gefühle und durch eine gewandte Dialectik.

Wir ließen uns auf keine Widerlegung der östreichischen Politik ein, aber wir entwickelten die Vortheile und das Uebergewicht unsrer militairischen Kräfte, wir zeigten die Bedrängniß Napoleons, so wie, daß seine Vernichtung von uns abhing; wir suchten zu beweisen, daß wenn es Oestreich nicht über sich gewinnen könne, an dieser Vernichtung Theil zu nehmen, die Alliirten sie auch ohne Oestreich ausführen könnten. Wir ermahnten an ein festes Zusammenhalten und versicherten, daß der Fürst Schwarzenberg, wenn er die Napoleon'sche Armee zertrümmern wolle, — ganz auf den Feldmarschall Blücher und auf den größten Gehorsam rechnen könne — im Gegensatz aber, — wenn er jetzt zögern wolle, so könnten wir für nichts stehen.

Daß diese übermüthige, hochfahrende Napoleon'sche Armee vor allen Dingen erst gedemüthigt und in die Verhältnisse der übrigen europäischen Soldaten zurückgebracht werden müsse, hielt Steigentesch so wie wir, nothwendig; auch wollte er nicht läugnen, daß der, nach einem jetzt zu schließenden Frieden, taubenartig sanfte Napoleon — (wie man ihn östreichischer Seite sich vorstellte) durch seine Soldaten, (wenn ihnen der Hochmuth nicht ausgetrieben werde) leicht zu neuen Kriegen verleitet werden könne, wovon ihn abzubringen, Marie Louise schwerlich vermögen werde.

Nach langen und lebhaften Unterredungen kam es uns zuletzt vor, als ob wir völlig mit einander einverstanden wären.

Steigentesch hatte während seines Aufenthalts im Blücherschen Hauptquartier alle dabei angestellten, so wie viele in der schlesischen Armee dienende Offiziere gesprochen und überall Uebereinstimmung der Ansichten gefunden. Beim Abschied sagte er uns:

> Ihr Freunde, bei Euch wird es einem alten Soldaten wohl; Ihr habt das Gefühl von Kraft und die Sicherheit, die sich daraus entwickelt.

bgleich ſpäterhin keiner von uns vom General Steigenteſch fahren hat, wie er ſich gegen die Fürſten Schwarzenberg und etternich über den Fürſten Blücher und deſſen Hauptquartier äußert haben mag, ſo hat die Folge doch bewieſen, daß der irſt Schwarzenberg von dieſem Zeitpunkt ab ſich mit beſonrer Achtung und Freundſchaft gegen den Feldmarſchall behm, wovon er wenige Tage darauf Beweiſe gab.

Der General von Sacken war bei Lesmont zu dem doplten Zweck aufgeſtellt, die Brücke bei Lesmont als einen der aupt-Uebergänge über die Aube feſtzuhalten, und den Marhall Mortier, den wir in Troyes wußten, von den Marſchälen, welche ſich von Châlons bis Vitry an der Marne befann, getrennt zu erhalten.

Vor uns, längs der Aube auf der Chauſſee von Lesmont er Arcis bis Merry an der Seine, befand ſich nichts vom inde. Die große Entfernung von Troyes bis Châlons, elche beiden Punkte durch die Marſchälle beſetzt waren, welche h vom Rhein her vor uns zurückgezogen hatten,) verbunden it der Nachricht, daß ſich zwiſchen beiden Flügeln kein Cenum befand, daß die Uebergänge über die Aube gar nicht beßt waren, veranlaßte folgende Betrachtungen:

1) Dieſe getrennten Marſchälle können bei ihren geringen Kräften ſich mit uns, die wir concentrirt in einer großen Tiefe mit 140,000 Mann längs der Aube an die Seine auf der Chauſſee nach Paris vorrücken, in kein ernſtes Gefecht einlaſſen, wenn ſie nicht von Paris, wo Napoleon mit ſeinen neuen Formationen beſchäftigt iſt, bedeutende Verſtärkungen erhalten.

2) Laſſen ſich die Marſchälle mit uns in Gefechte ein, ſo beweiſt dies unwiderleglich, daß Napoleon mit ſeinen Formationen nicht fertig iſt, und daher Zeit gewinnen will; denn nur dieſer Grund kann ihn nöthigen, ſich der Gefahr auszuſetzen, daß ſeine Marſchälle durch überlegene

Kräfte erdrückt werden, ehe er eine Schlacht zu ſeiner Rettung wagen kann. Bedarf er aber noch einiger Zeit, um eine Schlacht zu liefern, ſo wird er beſſer thun,

3) ſeine Marſchälle vor uns langſam bis in eine Linie zwiſchen der Seine und Marne, den rechten Flügel Melun, den linken la ferte sous Jouarre zurückgehen zu laſſen und ſie dort mit allen Verſtärkungen aufzunehmen, um zu einer Schlacht überzugehen.

4) Wenn Napoleon jedoch mit ſeinen Formationen fertig iſt, und ſich ſtark genug hält, in den Ebenen der Champagne eine Schlacht zu wagen, ſo bleiben ihm zu dieſem Zweck drei Mittel:

   a) Napoleon führt die Verſtärkungen über Nogent auf Merry, wo er ſeinen rechten und linken Flügel rückwärts concentriren kann;

   b) er rückt an der Marne vor und vereinigt ſich mit ſeinem linken Flügel, dem ſtärkſten von beiden, während er den rechten an ſich heranzieht.

   c) Er marſchirt auf Troyes und zieht den linken Flügel an ſich heran.

Dieſer letzte Fall erſchien als der unwahrſcheinlichſte.

Dieſe Anſichten waren dem General von Steigenteſch vorgelegt, der nichts dagegen zu erinnern fand und die er dem Fürſten Schwarzenberg vorzutragen hatte. Wir waren ferner darüber einig, daß vor allen Dingen erſt die große Armee aus dem Aube-Thal, welches von Bar bis Trannes ein Defilée bildet, heraus ſein müſſe, ehe über die weiteren Operationen etwas beſchloſſen werden könne; General Steigenteſch gab die Zeit, in welcher die große Armee dieſen Marſch zurückgelegt haben könne, auf den 2ten bis 3ten Februar an. Bis dahin mußten ſich Napoleons Abſichten aufgeklärt haben, und wir konnten uns mit York vereinigt haben, den wir den 28ſten bis 29ſten in St. Dizier erwarteten.

Als am 29ſten früh die Meldung einging: daß der Feind auf der Straße von St. Dizier über Mortier en Der auf Brienne vorrücke, daß die Koſacken ſtarke Colonnen ſelbſt geſehen hatten, zweifelte Niemand im ganzen Hauptquartier, daß es Napoleon ſelbſt ſei, der gegen uns anrücke, und daß wir die Maaßregeln zu ergreifen hatten, welche für dieſen Fall vorbereitet waren. (oben 4. b.)

General Sacken wurde ſofort beordert, ſich bei Brienne mit dem Feldmarſchall zu vereinigen. — Gleich darauf wurde ein gefangener Offizier eingebracht, der am Tage zuvor aus Vitry an den Marſchall Mortier abgeſendet war, um ihm den ſchriftlichen Befehl zu bringen, ſich von Troyes über Arcis mit Napoleon zu vereinigen. So unterrichtet, traten wir auf den Schloßhof und ſtellten unſre Perſpective auf, um Napoleons Anmarſch zu beobachten, da man von dieſer Höhe über die Stadt Brienne bis nach Maiziere die ganze Ebene überſieht. Graf Pahlen, der die Avantgarde von Wittgenſtein commandirte, kam von Joinville an, und ging auf die Einladung des Feldmarſchalls durch die Stadt, um ſich jenſeit derſelben mit ſeiner Cavallerie und einigen Jäger-Bataillons in der Ebene gegen Maiziere ſo aufzuſtellen, daß er den Marſch des von Sacken'ſchen Corps deckte und verbarg. Als die feindliche Avantgarde aus Maiziere vorgerückt war, machte ſie Halt, wartete das Gros ab, und man ſah die geſammte Cavallerie ſich rechts herausziehen und gegen Graf Pahlen formiren. Mein Vortrag ging dahin:

> Napoleon will ſich mit Mortier vereinigen, der heute Abend in Arcis ſein kann (wenn er das Duplicat ſeiner Ordre erhalten hat), wenigſtens von Napoleon dort erwartet wird und folglich morgen Abend die Vereinigung bewirkt haben kann.
>
> Was wir von Napoleon hier vor uns ſehen, läßt ſich nicht höher als 30,000 Mann anſchlagen. Wir

werden ihm alſo an Kräften gleich ſein, ſobald das Corps von Sacken angekommen iſt.

Da er auf morgen die Verſtärkung durch Mortier erwartet, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er uns heute angreift. Es fragt ſich aber, ob wir ihn angreifen ſollen, bevor er durch die Vereinigung mit Mortier uns überlegen wird?

Ein ſolcher Angriff von unſerer Seite würde jedoch fehlerhaft ſein, da wir in wenigen Tagen durch das Corps von York verſtärkt ſind, und die große Armee mit uns vereinigt ſein wird. Endlich aber würde ein ſolcher Angriff ganz gegen die mit dem Fürſten Schwarzenberg genommene Verabredung ſein.

Es wurde daher beſchloſſen:

1) Napoleons Angriff abzuwarten, und wenn er nicht erfolgen ſollte, mit dem Corps von Olſuwiew die Stadt zu halten, mit dem Corps von Sacken zwiſchen der Stadt und Alt-Brienne zu bivouakiren, die Cavallerie rechts auf der Straße nach Joinville,
2) den Rückzug nach Trannes zu nehmen — wenn Napoleon angreift.

Als Napoleon um 3 Uhr Nachmittag eine Kanonade begann, antwortete Olſuwiew mit ſeinen 24 Geſchützen, während Sacken durch die Stadt in ſeinen angewieſenen Bivouak marſchirte.

Die franzöſiſchen Granaten zündeten einige Häuſer in Brienne, was jedoch das Defiliren des Sacken'ſchen Corps nicht hinderte.

Das Beobachten von der Terraſſe langweilte den Feldmarſchall, er ſetzte ſich zu Tiſch. Der gefangene Ordonnanz-Offizier war mitgeladen. Während beim Diner die gewöhnliche Heiterkeit herrſchte, ſchlugen einige franzöſiſche Kanonenkugeln durch das Schloß. Der Feldmarſchall machte ſeinem Gaſt Entſchuldigungen und trug einem Offizier ſeiner Stabswache auf,

ihn an einen ſichern Ort zur Vollendung des Diners zu geleiten. Der franzöſiſche Offizier erklärte, er befinde ſich in einer zu guten Geſellſchaft, um ſie zu verlaſſen.

Unter den Gäſten befand ſich ein Mann, der als freiwilliger Vaterlands-Vertheidiger vom Soldaten-Handwerk nicht Profeſſion machte, und von dem Getöſe der Kanonenkugeln und dem Poltern der zuſammenfallenden Felder in den Wänden über unſern Köpfen ſo inkomodirt wurde, daß er ſich entfärbte und mit dem Stuhl hin und her rückte, als ob er dem Einſturz der Decke ausweichen wollte. Da alle Augen auf den Unruhigen gerichtet waren, ſo rief ihm der Feldmarſchall über den Tiſch zu: Gehört Ihnen dies Schloß? Mir? Nein. Nun, dann können Sie ganz ruhig ſein, das Schloß iſt ſolide gebaut, die Reparaturkoſten werden nicht bedeutend ſein und am Ende, — Sie bezahlen ſie nicht.

Als wir nach Tiſch wieder auf die Terraſſe des Schloſſes traten, ſahen wir, daß Napoleon ſeine ganze Cavallerie dem General Graf Pahlen folgen ließ, der, als das Corps von Sacken durch die Stadt war, langſam auf demſelben Wege zurückging, ſo daß die franzöſiſche Cavallerie ſich keilförmig zwiſchen die Gehölze an der Chauſſee nach Lesmont und die Stadt eindrängte, wo ſie ſteile Weinberge in der Fronte vor ſich hatte, während die feindliche Infanterie unbeweglich ſtand, mit dem linken Flügel in einer Ebene ohne alle Bedeckung.

Unſere aus 6000 Mann beſtehende Cavallerie unter den Generalen Waſiltſchikoff und Graf Pahlen, war in der Verlängerung der feindlichen Infanterie-Linie, in der Entfernung von etwa 1500 Schritt von derſelben angekommen, was ſich von der Terraſſe genau überſehen ließ.

Der Feldmarſchall erkannte ſogleich, daß es der feindlichen Cavallerie, welche auf dem äußerſten rechten Flügel in einen Sack gekrochen war, nach Zeit und Raum unmöglich wurde, dem Preis gegebenen linken Flügel der Infanterie zu Hülfe zu

kommen. Einen ſolchen Fehler ungeſtraft zu laſſen, konnte er nicht über ſich gewinnen. Ich übernahm es, die nöthigen Befehle an die Cavallerie zu bringen. Dort angekommen, jagten wir los; leider ſank bereits der Tag; wir kamen in die junge Garde und unſer rechter Flügel bis an die weit rückwärts ſtehende Reſerve auf der mit Bäumen beſetzten Straße von Brienne nach Maiziere, wir eroberten zwei Batterien und der Feind gerieth in die größte Unordnung, allein, wie es bei einem Cavallerie-Gefecht zu gehen pflegt, wenn alles auseinander iſt, — die Leitung hörte auf, die franzöſiſchen Flüchtlinge liefen nach ihrem Centro an die Allee, und als das Gefecht bei völliger Dunkelheit von ſelbſt endete, ohne daß ein Befehl dazu gegeben war, fand ſich, daß wir nur 5 der eroberten Kanonen und wenige Gefangene zurückgebracht hatten. Während dies auf dem feindlichen linken Flügel vorging, war von dem rechten ein Bataillon bis in die Weinberge und einzelne Tirailleure davon auf das Schloß Brienne gekommen, wo ſich der Feldmarſchall, von ſeiner Stabswache (1 Compagnie) gedeckt, befand.

Dieſe feindlichen Tirailleure erkannten beim Schein der brennenden Stadt auf dem Schloßhofe Handpferde, auf welche ſie ſchoſſen. Der Feldmarſchall verließ hierauf mit ſeinem Gefolge und der Stabswache das Schloß, und ritt über das Feld zum Sacken'ſchen Corps, um den Weg durch die brennende Straße nicht zu verſtopfen. —

Das war das Ereigniß, welches im großen Hauptquartier als ein Ueberfall bezeichnet wurde.

Von dem Cavallerie-Gefecht des rechten Flügels zurückkommend, fand ich den Feldmarſchall beim Corps von Sacken und machte ihm die Meldung von dem Erfolg des raſchen Cavallerie-Angriffs. Dies änderte ſeine Abſicht, das Corps von Olſuwiew aus der brennenden Stadt zurückzuziehen. Er rief:

„Nun darf der Kerl nicht in Brienne ſchlafen,"

und befahl einen Angriff durch das Corps von Sacken auf das

Schloß. Dieſer Angriff hatte nun zwar nicht die erwartete Folge, indeß der Zweck, daß Napoleon im Bivouak ſchlafen mußte und in ſeinem Bülletin nicht ſagen konnte, daß er Brienne mit gewaffneter Hand erobert habe, wurde vollkommen erreicht: Bei der Stellung der beiderſeitigen Armeen, der großen, auf einen engen Raum zuſammengedrängt im Thal der Aube, und Napoleon ihr gegenüber, um Paris zu decken, war eine Schlacht nicht allein nothwendig für die Alliirten, ſondern durch alle Regeln der Kriegskunſt geboten.

Sie wurde beſchloſſen, und dem Feldmarſchall Blücher das Kommando des Centrums übertragen, wozu ihm das Kommando über die Corps von Giulay und Kronprinz von Würtemberg durch den Fürſten Schwarzenberg abgetreten war. Am 31ſten Januar ſchien es, als ob Napoleon die Abſicht habe, den Feldmarſchall in ſeiner Stellung von Trannes anzugreifen. — Nichts hätte uns erwünſchter ſein können. Die Stellung auf vortheilhaften Höhen, mit einem gut an die Aube angelehnten linken Flügel, und den rechten, an unwegſamen Wäldern, wurde durch den Umſtand noch ganz beſonders verſtärkt, daß die Höhen mit ihrem ganz aufgeweichten Lehmboden ſchwer zu erſteigen waren.

Wir verſchoben daher den beſchloſſenen Angriff bis zum 1ſten Februar um 12 Uhr des Mittags, in der Hoffnung, daß Napoleon uns angreifen und dadurch, ehe wir in die Offenſive übergingen, etwas mürbe werden würde.

Da er jedoch um 12 Uhr noch ganz ruhig in ſeinem Bivouak ſtand, ſo brachen wir auf.

Ich hatte die Dispoſition zur Schlacht entworfen, und hatte auf des Feldmarſchall Blüchers Befehl ſie bei der Ankunft der Souveraine (welche beim Beginn der Schlacht gegen Mittag mit Fürſt Schwarzenberg erfolgte) übergeben müſſen. Der Kaiſer Alexander, für den ſie in's Franzöſiſche überſetzt war,

that mir verſchiedene Fragen, war gut von der Localität unterrichtet und ſchien durch meine Antworten befriedigt.

Die Höhen von Trannes geſtatteten eine völlige Ueberſicht des Schlachtfeldes, mit Ausnahme unſers rechten Flügels.

Während der Schlacht wurde ich einigemal auf dieſe Höhen, wo ſich die Souveraine mit den Reſerven befanden, geſendet, und erſtattete mündliche Rapporte an den König unſern Herrn, der mir den Auftrag gab, dem Kaiſer Alexander dieſelben Meldungen zu machen. Während der Schlacht hatte ſich der General Toll, General-Adjutant des Kaiſers Alexander, zum Kronprinzen von Würtemberg begeben, und fand ihn, als er eben das mit 2 Bataillons angegriffene la Gibrie wieder verloren und dies dem Feldmarſchall Blücher mit dem Erſuchen um Verſtärkung gemeldet hatte. Der Feldmarſchall ſandte ſeinen erſten Adjutanten, Oberſt Graf Noſtitz, um dem Kronprinzen zu ſagen:

> die Schlacht müſſe in der Ebene von La Rothière entſchieden werden, wo Napoleon mit ſeiner Hauptmacht und ſeinen Reſerven ſich befinde. Verſtärkung könne er ihm nicht ſenden, (der Kronprinz war ſchon über 3000 Schritt dem Centro vor,) aber er möge La Gibrie mit 12 Bataillonen anſtatt mit 2 Bataillons angreifen, ſobald wir in ſeiner Höhe wären.

Noch ehe dieſe Beſtellung gemacht war, kam General Toll an und rief aus der Entfernung dem Feldmarſchall deutſch zu: „der Kronprinz muß Verſtärkung erhalten.“

Der Feldmarſchall, hinter welchem der General von Gneiſenau und ich hielten, ſah den General Toll groß an und antwortete kein Wort. General Toll wiederholte ſeinen Satz mit erhöhter Stimme. General Gneiſenau erwiederte endlich: „es würde hier an alles gedacht, und was Noth thue, vom Feldmarſchall beſorgt.“

General von Toll ſchrie hierauf mit einer Stentor-Stimme: „wer die Höhen hat, hat die Thäler," und da er keine Antwort erhielt, ſo wiederholte er ſeinen Satz unaufhörlich. — Ich wußte, daß General von Toll weder mit dem Feldmarſchall noch einem von uns perſönlich näher bekannt war, und wurde daher durch deſſen Benehmen ſo aufgeregt, daß ich ihm mit lauter Stimme zurief:

„wer die Thäler hat, hat die Höhen, und wer in einer Schlacht die Entſcheidung auf einem falſchen Punkte ſucht, verdient es nicht beſſer als geſchlagen zu werden."

General von Toll wendete hierauf ſein Pferd mit der größten Heftigkeit und jagte zum Kaiſer, der ſpäter einen Adjutanten ſandte:

er ſtelle eine Diviſion des Grenadier-Corps unter die Befehle des Feldmarſchalls mit dem Wunſch, daß er eine Brigade davon zur Verſtärkung des Kronprinzen von Würtemberg abſenden möge.

Hierauf wurde ich abermals geſchickt, um zu verhindern, daß der Kaiſer durch einen falſchen Vortrag irre geleitet, die Entſcheidung der Schlacht auf einem falſchen Punkt ſuche.

Ich überzeugte den Kaiſer ſogleich, daß die Schlacht in der Ebene an der großen Chauſſee, aber nicht auf den Höhen im dichten Wald entſchieden werden müſſe, allein Sr. Majeſtät wünſchten eine Entſendung zum Kronprinzen, befahlen auch, daß die Reſerve-Cavallerie unter Großfürſt Conſtantin an die Befehle des Feldmarſchalls übergehe und trugen mir auf, dem Feldmarſchall zu ſagen: die ganze Reſerve, inclusive der Garden ſtehe zu ſeiner Unterſtützung bereit*).

*) Ich überzeugte mich, daß dieſe Entſendung aus perſönlicher Theilnahme an den Kronprinzen gewünſcht wurde, welche auch ſpäterhin ſich durch die beſchloſſene Vermählung zwiſchen dem Kronprinzen und einer Schweſter des Kaiſers (was damals noch ein Geheimniß war) aufklärte.

Der Feldmarſchall ließ ſich eine ſolche Nachricht nicht umſonſt überbringen. Fürſt Schwarzenberg, der (durch Steigenteſch) ſeine Geſinnungen genau kannte, hatte ihm ein großes Commando übertragen, alſo mußte er Napoleons Vernichtung wollen.

Der Kaiſer Alexander überträgt dem Feldmarſchall die Dispoſition über die Reſerven; dies wurde als eine Ermahnung angeſehen, Napoleon nicht zu ſchonen, und wenn er mit ſeinen eigenen Truppen nicht ausreiche, auch die Garden mit daran zu ſetzen.

Leider war der Tag zu kurz, ſonſt hätte die Blücher'ſche Abſicht ein außerordentliches Reſultat gegeben.

Wenn wir jedoch unſre Anſtrengungen während der Nacht fortſetzten, ſo mußten am andern Morgen die Folgen noch größer werden. So wollte es der Feldmarſchall, und ich wurde mit dem Antrag hierauf zu den Souverainen geſchickt.

Ich trug ihnen auf den Höhen von Trannes kurz vor dem Einbruch der Nacht vor:

> Die Schlacht ſei ſo gut als gewonnen, wir bedürften nur noch der Wegnahme von La Rothiére, zu welcher wir ſo eben anrückten, und welches die junge Garde ohne Artillerie vertheidigte, da wir von ihren Batterien 5½ von 6 erobert hatten.
>
> Es entſteht nun die Frage: ſollen wir nach dieſer Wegnahme in Marſch bleiben, Brienne nehmen, dem Feind keine Ruhe laſſen, und morgen früh die bei ihm während der Nacht eingetretenen Unordnungen zu ſeiner Vernichtung benutzen, oder ſollen wir nach der Wegnahme von La Rothiére unſer heutiges Tagewerk beſchließen, die Leute ruhen, kochen, die Pferde füttern laſſen, und morgen mit dem Tage wieder anfangen.

Die beiden Souveraine waren gleicher Meinung:

den Truppen während der Nacht — nachdem ein Theil davon bereits ſeit Tages-Anbruch in Marſch war — Ruhe zu geben und am Morgen wieder anzufangen, und dieſe Entſcheidung war wohl begründet.

Der Feind hatte ſich in keiner Flucht gezeigt, er würde gewiß die leicht zu vertheidigende Stadt Brienne feſt gehalten haben, dann aber konnte leicht bei uns, den in ſo dunkler Nacht Vorrückenden, Verwirrung entſtehen, und dieſe Gefahr vermehrte ſich durch den Umſtand, daß die auf dem Schlachtfeld zuſammengekommenen Truppen verſchiedener Armeen und Nationen, ſich unter einander gar nicht kannten und wegen Verſchiedenheit der Sprache nicht verſtanden.

Am andern Morgen kamen die Souveraine auf das Schloß von Brienne, wo ich mit der Avantgarde eingetroffen war, und den Marſch Napoleons auf Lesmont beobachtet hatte.

Der Kaiſer Alexander ließ ſich von mir hierüber einen Bericht erſtatten und nahm mich ſpäter in ein Zimmer allein.

Der Kaiſer verlangte hier meine Anſicht über die weiteren Operationen.

Ich erwiederte: die heftigſte Verfolgung des geſchlagenen Napoleons und die Benutzung unſrer ungeheuren Ueberlegenheit über ihn müſſe wohl unter allen Umſtänden das leitende Princip ſein. —

Napoleon's Intereſſe ſei jetzt, ſich rückwärts zur Hauptſchlacht, nicht zu nahe an Paris, zu concentriren, das unſrige, ihn an dieſer Vereinigung zu verhindern.

Er habe durch ſeinen Uebergang über die Aube ſich von Macdonald und ſeiner größern Cavallerie-Maſſe getrennt (welche General von York vor ſich hertreibe), wahrſcheinlich um ſich mit Mortier zu vereinigen und dagegen vielleicht Marmont auf die Vereinigung mit Macdonald verwieſen.

Die große Armee mit ihren 6 Corps befinde ſich bei Brienne in der kürzeſten Linie von Langres und Chaumont

nach Paris, und könne mit einiger Anſtrengung in 6 Tagen nach Paris marſchiren.

Das mit der großen Armee vereinigte Corps von Sacken (nebſt einem Detachement von Langeron) hätte ſeine Nachfuhren auf der Chauſſee von Nancy nach Châlons, und mache einen Haupt-Beſtandtheil der ſchleſiſchen Armee.

Die ſchleſiſche Armee, in Echellons zwiſchen der Marne und Mainz habe gewiß Macdonald, vielleicht auch noch Marmont an der Marne vor ſich.

York habe den Befehl, mit ſeinen 20,000 Mann dreiſt vorzurücken und anzugreifen; er ſei im Marſch auf Châlons und verlaſſe ſich auf die ihm zugeſicherte Unterſtützung.

Dies mache es nothwendig, mit Sacken (das 7te der hier verſammelten Corps) ſofort rechts gegen die Marne abzumarſchiren, die Vereinigung mit York zu bewirken, dadurch den Nachſchub zu ſichern und längs der Marne in gleicher Höhe mit der großen Armee, welche ſich an die Seine zu halten habe, nach Paris vorzurücken.

So würde die ſchleſiſche Armee, zwiſchen der Nord-Armee, welche ſich auf Rheims dirigire und der großen Armee die Verbindung machen, und die Alliirten in der Breite von Rheims bis Troyes keilartig auf Paris vorrücken*).

---

*) Zu den Gründen, welche es nothwendig machten, daß das Corps von Sacken und ein ſchwacher Theil von Langeron (welche die ſchleſiſche Armee repräſentirten, da ſich der Feldmarſchall bei ihnen befand,) rechts an die En Echellon vorrückende ſchleſiſche Armee heranziehen mußte, gehörte ganz beſonders, daß in die Front-Linie von Brienne (wo ſich Sacken befand) bis Châlons, der Kronprinz von Würtemberg, der General von Wrede und der Graf Wittgenſtein gerathen waren, und daß die Herſtellung der Ordre de Bataille um ſo nothwendiger wurde, als die Communications-Linien dieſer 3 Corps aus der Schweiz über Langres führten, während die ſchleſiſche Armee ihre Communicationen vom Mittelrhein (rechts und links von Mainz) über Nancy hatte, und beide Linien des Nachſchubs mit einander parallel laufen mußten, aber ſich nicht kreuzen durften.

Der Kaiſer billigte dieſe Anſicht; er glaubte ſo wie ich, daß Napoleon von Lesmont über Arcis und Mery zurückmarſchire, er billigte jedoch nicht, daß alle 6 Corps der großen Armee ihm in dieſer Richtung auf dem Fuß folgen ſollten, ſowohl weil Napoleon ohnfehlbar die Brücke bei Lesmont abbrechen werde, als weil es beſſer ſei, daß die Garden (welche noch bei Trannes ſtanden) auf Bar-ſur-Aube zurückgingen, um die große Chauſſee von da über Troyes wieder zu gewinnen.

Ich ſtellte vor:

> daß dadurch zwei Marſchtage rein verloren würden, und ein Stocken in alle Bewegungen kommen müſſe; ſo wie, daß wir die Brücke bei Lesmont gar nicht bedürften, da uns die ſteinerne Brücke bei Dienville für die Garden zu Gebote ſtehe, von welcher man am linken Ufer leicht wieder in die Chauſſee von Lesmont nach Mery kommen könne;

indeß der Kaiſer hatte bereits beſtimmt befohlen, mit allen Reſerven nach Bar-ſur-Aube zurückzugehen. Meine Gründe wurden durch die Aeußerung widerlegt: von Dienville führe keine Chauſſee am linken Ufer der Aube, und ohne Chauſſee ſei bei den ſchlechten Wegen nicht fortzukommen. Ueberdies marſchire Graf Colloredo in dieſer Richtung. Ich glaubte politiſche Gründe zu erkennen, welche dem Kaiſer von einer großen Eile bei der Verfolgung abriethen, — mir ſchien es, als wolle er die Zeit mit Anſtand hinbringen, um Napoleon das Mittel, durch den Congreß von Chatillon ſeinen Frieden zu machen, nicht abzuſchneiden*).

Auch ſchien es mir, daß meine Aeußerung:

> die ſchleſiſche Armee könne in ihrem Marſch längs der Marne mit ihrer Stärke zwiſchen 50 und 60,000 Mann

*) Vor dem Eintritt in das Cabinet, wo der Kaiſer ſich befand, hatte ich gehört, daß ein Courier mit neuen Inſtructionen nach Chatillon abgegangen ſei, oder ſofort abgehen werde.

sich in den Besitz von Paris setzen, wenn Napoleon der großen Armee eine Schlacht anbiete und sie solche anzunehmen geneigt sei,

nicht in dem Sinn des Kaisers war. Bevor ich entlassen wurde, machte ich auf die große Entfernung zwischen der Chaussee von Châlons nach Paris und der Chaussee von Nogent nach Paris aufmerksam, und bat dringend: wenn Wrede, der Kronprinz von Würtemberg und Giulay bei Lesmont über die Aube gingen, um Napoleon auf den Fersen zu folgen, das Corps von Wittgenstein in dem Zwischenraum der Marne und Aube vorrücken zu lassen.

Der Kaiser sicherte dies zu. Graf Wittgenstein sollte am rechten Ufer der Aube marschiren, dessen Avantgarde unter Graf Pahlen zwischen der Aube und Sezanne. Auch versprach der Kaiser, daß außer diesem Corps noch der General Seslawin mit 12 Kosacken-Regimentern zwischen Blücher und Graf Pahlen eingeschoben werden solle. Ich gab für diesen General die Direction über Sezanne und La Ferté-gaucher an.

Die Disposition, welche hierauf mit dem Kommandirenden, Fürst Schwarzenberg, verabredet wurde, fiel ganz in dem Sinn meines Vortrags an den Kaiser aus.

Blücher war am 4ten Februar mit 24,000 Mann in Sommesous, hatte in der Nacht dieses Tages Sezanne besetzt und dadurch Macdonald und Sebastiani unmöglich gemacht, sich ohne einen bedeutenden Umweg in der Richtung von Paris mit Napoleon zu vereinigen.

Hier ging die Nachricht ein, daß Napoleon sich nach Troyes zurückgezogen, also einen Flankenmarsch gemacht habe. Mein Vortrag an den Feldmarschall Blücher war hierauf folgender:

Napoleon ist durch diesen Marsch ganz aus dem Bereich der schlesischen Armee gerathen. Hätte er bei Mery, und darauf bei Nogent über die Seine gehen wollen, so brauchte er nicht den Umweg über Troyes zu nehmen; er kann also nur

die Rückzugslinie über Sens eingeſchlagen oder aber ſich bei Troyes aufgeſtellt haben, um einige Tage Zeit zu gewinnen.

Im erſten Fall entfernt ſich Napoleon immer mehr von der ſchleſiſchen Armee und ihr Auftrag wird ein doppelter:

1) die franzöſiſchen Truppen an der Marne von Napoleon getrennt zu erhalten und
2) die Vereinigung der ſchleſiſchen mit der großen Armee beim Vorrücken längs der Marne für den Fall der Nothwendigkeit auf allen Punkten der Marſchlinie durch einen Linksabmarſch vorzubereiten.

Im zweiten Fall werden drei Corps (Colloredo, Grenadier- und Garde-Corps) in Napoleons Fronte, und drei Corps (Kronprinz von Würtemberg, Wrede und Giulay) in ſeiner linken Flanke ohnweit Troyes ſtehen, Wittgenſtein aber zwiſchen uns und der Aube.

Hier iſt aber keine Veranlaſſung vorhanden, anders als der erſte Fall es für die ſchleſiſche Armee vorſchreibt, zu verfahren, denn an der großen Armee iſt es alsdann, uns zur Vereinigung entgegen zu kommen.

Meine Anſichten wurden gebilligt.

Der 5te Februar wurde verwendet, um den ſich zurückziehenden General Sebaſtiani von der Seine abzuhalten, bei welcher Gelegenheit wir 30 beladene Munitionswagen eroberten, welche einen ſehr großen Werth für uns hatten, da das Corps von York die Park-Colonnen Nr. 1, 3 und 5 am Rhein zurückgelaſſen hatte, bis ſie mit der noch nicht abgelieferten Munition gefüllt, nachkommen konnten, und nur die Colonne Nr. 13 mit dem Corps marſchirte.

Am 6ten ſtellte General von York die Brücke von Châlons her, am 7ten wurde die Munition ergänzt, und am 8ten fingen die Operationen nach folgenden allgemeinen Betrachtungen wieder an.

Macdonald war auf der Poſtſtraße von Châlons über Epernay und Château Thierry zurückgegangen. Von Epernay bis Château Thierry begleitet ein Höhenzug die Marne. Die Chauſſee bleibt im Thal der Marne, Querſtraßen (mit Geſchütz zu paſſiren) giebt es gar nicht, folglich war es klar, daß Macdonald die Marne bei Château Thierry paſſiren mußte. Die Poſtſtraße führt bei La Ferté-ſous-Jouarre wieder an's linke Ufer und dann gegen Meaux hin, bei Trilport abermals an das rechte Ufer der Marne. — Es war wahrſcheinlich, daß Macdonald über La Ferté und Trilport marſchirte, wenn wir ihm nicht bei La Ferté zuvorkamen, in welchem Fall er dann auf Umwegen und chemins de traverses ſich in die Straße von Soiſſons auf Paris werfen mußte.

Dann aber war ſeine Vereinigung mit Napoleon möglichſt erſchwert.

Wenn es hiernach in der natürlichen Aufgabe für die ſchleſiſche Armee lag, die beiden Marſchälle von Napoleon getrennt zu erhalten, ſo blieb die Frage, ob dies nach Zeit und Raum möglich war, ohne beim Vorrücken das gegebene Verhältniß zur großen Armee zu verlieren.

Man durfte annehmen, daß Troyes ſpäteſtens den 5ten oder 6ten von uns beſetzt ſein werde. Arcis war es bereits am 3ten oder 4ten, und da eine Linie von Rheims nach Troyes, die Orte: Epernay, Vertus und Arcis durchſchneidet, ſo mußte am 8ten, wo unſere Operationen von Châlons und Vertus anfingen, die große Armee um 2 Tage Vorſprung gegen Paris haben.

Mein Vorſchlag ging dahin:

York folgt Macdonald mit circa 18,000 Mann nach Château Thierry,

Sacken mit circa 20,000 Mann folgt der Cavallerie von Sebaſtiani über Montmirail nach La Ferté und ſchneidet daſelbſt Macdonald vom Uebergang ab.

Der ruſſiſche General Olſufiew mit circa 4000 Mann Infanterie und 24 Geſchützen, bleibt in Champeaubert und Gegend. Mit ihm werden ſich am 9ten oder am 10ten die Corps von Kleiſt und Capczewitſch, circa 15,000 Mann ſtark, vereinigen.

Sezanne bleibt, bis zur Ankunft des Generals Seslawin vom General Carpow mit ſeinen Koſacken-Regimentern beſetzt.

Dieſer Vorſchlag wurde genehmigt.

Da wir in den Beſitz von Vitry gekommen waren, welches ſich nicht im vertheidigungsfähigen Stande befand, jedoch Wall und Graben hatte, ſo ſchlug ich vor, es ſchleunig paliſadiren zu laſſen und durch die bei La Rothière eroberten Geſchütze zu armiren.

Dieſe Vorſichtsmaaßregel wurde genehmigt und es war allerdings ſehr wichtig für uns, dadurch einen Platz zu erhalten, der gegen einen Coup de main geſichert war, allein leider hatte der Ort wenig Räume zur Unterbringung von Lazarethen und Magazinen.

Die Truppen cantonnirten und wurden von ihren Wirthen verpflegt, da die Jahreszeit noch zu rauh war, um regelmäßig zu bivouakiren, und auf Requiſition aus den Dörfern zu leben, womit dann zugleich das Plündern unvermeidlich geworden wäre.

Olſufiew cantonnirte am 9ten Februar in Champeaubert, Baye und Etoges hatte Sacken in Montmirail vor ſich, York in Dormant zur Rechten, den General Carpow in Sezanne zur Linken, es konnte ihm alſo nichts begegnen und der Feind ihm nicht unerwartet auf den Hals kommen. — Der General Carpow in Sezanne gehörte zum Corps von Sacken.

Wer konnte daran denken, daß General Carpow, vom Feinde gedrängt, Sezanne verlaſſen und ſich gerade auf Montmirail zurückziehen würde, ohne dem General Olſufiew in Baye oder dem General Blücher in Etoges die geringſte Nachricht zu geben.

Im Laufe des 9ten Februars war eine Meldung vom General Carpow aus Sezanne an den General von Blücher eingegangen: daß seine Kosacken am 8ten durch einen von Villenoxe kommenden Feind nach Sezanne mit Uebermacht zurückgedrängt worden waren.

Kurz darauf gingen Depeschen aus Bar-sur-Seine vom 6ten Februar ein:

Vom Kaiser Alexander,

daß Wittgenstein zu schwach sei und daher Kleist unvorzüglich zu ihm stoßen solle, dagegen Winzingerode mit seinem aus den Niederlanden kommenden Corps an die Befehle des Generals von Blücher gewiesen sei.

Vom Fürst Schwarzenberg,

daß er Napoleon, der sich von Troyes nach Nogent zurückgezogen habe, nicht folge, sondern es vorziehe, links auf Sens nach Fontainebleau zu marschiren.

Kleist solle in der Richtung von Nogent-sur-Seine zu Wittgenstein stoßen, der sich noch zwischen Seine und Aube befinde.

Hiermit war nun eine völlige Abänderung der Disposition von Brienne eingetreten. Die große Armee breitete ihren linken Flügel noch weiter links aus und zog die schlesische Armee durch Kleist sich nach.

Was den Feind betraf, so schloß ich aus der Meldung des Generals Carpow und aus den übrigen Nachrichten, daß Napoleon von Nogent über Villenoxe nach Sezanne detachirt habe, um die Straße von Sezanne nach Paris in seiner Disposition zu behalten, vielleicht, wenn seine Absicht war, bei Nogent stehen zu bleiben, die schlesische Armee, durch eine Besetzung von Sezanne vom weiteren Vorrücken längs der Marne abzuhalten.

General von Gneiſenau hielt das Vorgehen des Feindes von Villenoxe auf Sezanne für eine Recognoscirung ohne alle Bedeutung.

Das Hauptquartier wurde am 9ten Abends von Vertus nach Etoges verlegt.

Am Abend 8 Uhr ſaß der Feldmarſchall Blücher mit allen ſeinen zum Hauptquartier gehörenden und im Schloß zu Etoges einquartierten Offizieren am Tiſch, als ein ruſſiſcher Offizier mit dem Ruf „der Feind iſt da" in das Zimmer ſtürzte. — Ein im Ort zur Deckung des Hauptquartiers einquartiertes ruſſiſches Bataillon rückte auf ſeinen Allarmplatz (den Ort vor ſich habend) und das Hauptquartier ſammelte ſich dabei zu Pferde; indeß man hörte keinen Schuß und erfuhr erſt ſpäter:

feindliche Cavallerie (man hatte nur einige Escadrons polniſcher Lanciers beiſammen geſehen) hätten das Quartier vom General Olſufiew, Baye, überfallen und wären erſt, nachdem verſchiedene ihrer Angriffe abgeſchlagen waren, auf den Weg von Baye nach Sezanne, wo ſie hergekommen waren, wieder zurückgegangen.

Hierauf trug ich dem General von Gneiſenau vor: geſchloſſene Escadrons von Sezanne kommend, kündigten nicht allein den Beſitz von Sezanne an, ſondern ihr entſchloſſener Angriff deute zugleich auf eine zwiſchen Sezanne und Baye befindliche offenſive Macht.

Daher ſei es nothwendig, vor allen Dingen den General Sacken von Montmirail nach Champeaubert zurückzurufen.

Dieſem Vorſchlag war General Gneiſenau völlig entgegen, da er ſich nicht überzeugen konnte, daß von Sezanne aus Gefahr drohe.

Alle meine Vorſtellungen, die ich in der dunkeln Nacht zu Pferde, auf freiem Felde, ohne von einer Karte unterſtützt zu ſein, ihm machte, konnten nur bewirken:

daß dem General von Sacken die beſtimmte Ordre gegeben werde: in Montmirail ſtehen zu bleiben und den Marſch nach La Ferté-ſous-Jouarre aufzugeben.

Seine Nachrichten müßten ergeben, ob etwas Bedeutendes über Sezanne gegen Champeaubert anrücke.

In dieſem Fall könne er, in der Stellung von Champeaubert, zurückgehen.

General von Gneiſenau ſchloß folgendermaßen:

„Es hängt dann eben ſo von ihm ab, ſich von Montmirail auf Château Thierry zurückzuziehen, wo er mit York gemeinſchaftlich über die Marne gehen und ſich über Rheims mit Winzingerode vereinigen kann. Nimmt Sacken die Stellung von Champeaubert, ſo behält er den Rückzug auf Bergères frei, wo er mit Oſufiew morgen die Corps von Kleiſt und Capczewitſch, 15,000 Mann ſtark, zur Aufnahme findet; dann ſind 39,000 Mann hier, 18,000 Mann bei Château Thierry. Wenn ſich Sacken auf York zurückzieht, ſo ſind 38,000 Mann bei Château Thierry vereinigt, welche ſelbſtſtändig ſind und vollkommene Widerſtandsfähigkeit haben. Wir behalten dann hier 19,000 Mann.“

War eine beſtimmte Ordre an General Sacken zum Rückmarſch nach Champeaubert nicht zu erlangen, wie ſie allerdings hätte vom Armee-Commando gegeben werden müſſen, anſtatt daß es in die Hände eines untergeordneten Generals gelegt wurde, entweder ſtehen zu bleiben oder zurückzukommen und dadurch über das Schickſal der Armee zu entſcheiden, ſo ließ ſich Sacken's Rückmarſch noch erwirken, wenn ein Offizier geſendet wurde, der von allen Meldungen und Verhältniſſen genau unterrichtet, ſie dem General von Sacken zum Behuf ſeines Entſchluſſes vortragen konnte. — Ich wählte dazu meinen Adjutanten, Lieutenant von Gerlach, der bereits viele Aufträge

an den General von Sacken ausgerichtet hatte und dem der General von Sacken beſonders gewogen war. Ich inſtruirte ihn, was er zu beſtellen habe, und trug ihm auf, ſich vor ſeinem Abreiten bei dem Feldmarſchall Blücher und General Gneiſenau, welche ohnweit von uns hielten, zu melden, während ich noch andere Angelegenheiten beſorgte.

Die Ausführung der Ordre vom 6ten aus dem großen Hauptquartier wurde durch einen abgeſendeten Feldjäger dem Fürſten Schwarzenberg angezeigt.

Außer den oben erwähnten Ordres, das Corps von Kleiſt betreffend, war noch ein Befehl vom 7ten Februar aus Bar-ſur-Seine vom Kaiſer Alexander eingegangen:

> Für den Fall, daß es der ſchleſiſchen Armee gelingen ſollte, bis vor Paris zu kommen, ſo ſolle ſie nicht einrücken, ſondern die Ankunft der Souveraine abwarten.

Combinirte man dies mit dem Entziehen des Kleiſt'ſchen Corps, ſo durfte man nicht zweifeln, daß der Kaiſer Alexander Beſorgniſſe hatte, die ſchleſiſche Armee werde das Object — Paris mit zu großer Leidenſchaftlichkeit verfolgen, und daß dieſe am ſicherſten gedämpft werde:

a) durch Entziehung von Truppen (denn Winzingerode konnte ſich vor 2 bis 3 Wochen nicht mit der ſchleſiſchen Armee vereinigen) und

b) durch den Befehl, nicht in Paris einzurücken.

Uebrigens zeigen dieſe verſchiedenen Befehle, wie völlig gefahrlos man im großen Hauptquartier noch am 7ten Februar die Lage der ſchleſiſchen Armee gehalten habe.

Mein Vortrag ging dahin:

> Kleiſt ſoll auf höheren Befehl nach Nogent dirigirt werden. Dazu giebt es zwei Wege: — über Arcis und Mery, als ein Friedensmarſch, oder über Sezanne und Villenoxe als ein Kriegsmarſch, bei welchem die

Kräfte dieſes Corps nicht aus der Berechnung des Ganzen kommen. Das Corps von Kleiſt mußte am 9ten, 10ten und 11ten in Châlons eintreffen. Capczewitſch in Vitry. Beim Friedensmarſch hätten beide Corps ſich kreuzen müſſen.

Es ſchien alſo am zweckmäßigſten: Kleiſt, Capczewitſch und Olſufiew am 10ten in Sezanne zu concentriren (19,000 Mann) außer General Seslawin, der dort noch immer erwartet wurde.

Es muß bemerkt werden, daß zur Zeit dieſes Beſchluſſes noch nichts eingegangen war, was auf einen Marſch des Feindes auf Sezanne deuten konnte.

Mein Antrag, nach welchem die ſchleſiſche Armee am 10ten Februar auf den 3 großen Straßen nach Paris geſtanden hätte: auf der Poſtſtraße mit 18,000 Mann, auf der kleinen Straße mit 20,000 Mann, auf der Straße von Sezanne nach Paris mit 19,000 Mann (neben ſich: Seslawin, Graf Pahlen und Wittgenſtein) wurde genehmigt. In Sezanne mußte dann das Weitere überlegt werden, um ſo mehr als man dort auch auf Nachrichten von Graf Pahlen und Wittgenſtein rechnen durfte.

Der Ueberfall von Baye, am 9ten des Abends, brachte um ſo weniger eine Abänderung der gegebenen Dispoſitionen hervor, als der Marſch der Corps von Kleiſt und Capczewitſch ſo angelegt war, daß man, wenn die Noth es erforderte, am 10ten beide von jedem Punkt ihres Marſches auf Fère Champenoiſe in's Lager von Bergères dirigiren konnte.

In der Nacht vom 9ten zum 10ten ging die Nachricht ein, daß Napoleon mit ſeinen Garden durch Villenoxe marſchirt war; ferner am Vormittag des 10ten: daß Napoleon am 9ten in Sezanne geſchlafen habe, ſo wie, daß weder Wittgenſtein, noch Graf Pahlen, noch Seslawin ſich am rechten Ufer der Aube befinde.

Nun wußten wir alſo, daß Napoleon ſich am 10ten früh in Sezanne, von der großen Armee unverfolgt, mit einer bedeutenden Truppenmaſſe, und in ſeinen Projecten durch nichts gehindert, durch nichts geſtört befunden hatte.

Von 3 Dingen mußte er eines gewählt haben:

1) Angriff auf Olſufiew,
2) Angriff auf Sacken, ohne ſich mit Olſufiew einzulaſſen, oder
3) Marſch in der Richtung von La Ferté-ſous-Jouarre, um ſich mit Macdonald zu vereinigen.

Der 4te Fall: Marſch von Sezanne über La Fère Champenoiſe in der Richtung auf die Chauſſee zwiſchen Châlons auf Etoges, war dadurch ganz unwahrſcheinlich geworden, daß ſich am 9ten kein Feind zwiſchen Sezanne und La Fère Champenoiſe gezeigt hatte, ſondern alles weſtlich gezogen war.

Mit dieſen Nachrichten befand ſich nun der Feldmarſchall Blücher in der peinlichſten Ungewißheit. Er konnte nicht handeln, weil er dies Sacken übertragen hatte, von dem noch keine Nachricht eingegangen war.

Gegen Mittag kommt mein Adjutant zurück, und bringt mir die Nachricht:

General von Sacken habe die Vertreibung ſeiner Koſacken aus Sezanne für eine ganz unbedeutende Sache gehalten, und ſei daher von Montmirail nach La Ferté-ſous-Jouarre abmarſchirt. — Auf meine Frage: wie iſt dies möglich? wie kann er es wagen, ſo ganz entgegengeſetzt von ſeiner Ordre zu handeln? — erfahre ich: daß mein Adjutant, als er ſich vor dem Abreiten beim Feldmarſchall Blücher und General Graf Gneiſenau gemeldet, der letzte ihn nach ſeiner Inſtruction gefragt und dieſer Inſtruction hinzugefügt hatte:

> Sagen Sie dem General von Sacken, wenn er es überſieht, daß das Vertreiben des Generals Carpow

aus Sezanne nichts ernſtliches iſt, ſo möge er in Gottes Namen den Marſch auf La Ferté verfolgen.

Mein Adjutant fügte hinzu: Dies ſei allerdings ganz gegen die Inſtruction geweſen, welche ich ihm mündlich gegeben habe, allein da er Befehle vom Feldmarſchall Blücher zu überbringen hatte, und General Graf Gneiſenau in Gegenwart des Feldmarſchalls dieſen Zuſatz befohlen, ſo ſei ihm nichts übrig geblieben, als ihn treu auszurichten.

Es erſchien mir gar nicht unwahrſcheinlich, daß General Gneiſenau dieſen Zuſatz gemacht hatte, wohl aber unbegreiflich, daß er mir dieſe völlige Abänderung aller verabredeten Maaßregeln verſchwiegen hatte. —

Daß nach dem, was wir ſeit der Abſendung des Lieutenants von Gerlach erfahren hatten, die von Sacken ergriffene Maaßregel fehlerhaft war, und uns in großes Unglück ſtürzen konnte, war nicht ſchwer einzuſehen! Ich begab mich ſogleich zum General von Gneiſenau, ließ meinen Adjutanten in ſeiner Gegenwart wiederholen, was er mir geſagt hatte, und fragte, ob dies richtig, ob es kein Mißverſtändniß ſei?

General von Gneiſenau erwiederte: es ſei richtig, er hätte dieſen Auftrag meiner Inſtruction hinzugefügt.

Uebrigens wollte er meine Anſicht, daß dies ein großes Unglück ſei, nicht theilen. Es war Mittag, — man hatte noch keinen Schuß fallen hören, Lieutenant von Gerlach war durch Champeaubert geritten, und hatte dort alles ruhig gefunden; General von Gneiſenau ſchloß daher: Napoleon marſchirt gerade auf Montmirail oder gegen La Ferté. — In beiden Fällen wird Sacken ihm auszuweichen wiſſen. Der Marſch des Hauptquartiers zur Vereinigung mit den Colonnen von Kleiſt und Capczewitſch gegen Sezanne wurde angetreten. Auf dem Wege hörten wir Feuer bei Baye. Man tröſtete ſich damit, daß das Terrain waldig ſei und Olſufiew die Gelegenheit geben werde (in Ermangelung aller Cavallerie) ſich zu halten

und ohne Verluſt zurückzukommen, doch bald gingen Meldungen ein, daß Olſufiew durch große Ueberlegenheit angegriffen, ihr erlegen habe.

Wir waren in dieſer wüſten Gegend bis ziemlich nahe an Fère Champenoiſe gekommen. Der Marſch nach Sezanne konnte nicht fortgeſetzt werden; wir machten Halt. Die Truppen waren ermüdet und bedurften einiger Ruhe. Das Corps von Kleiſt konnte unter dieſen Umſtänden nicht von Fère Champenoiſe nach Nogent dirigirt werden.

Nach der Lage der Dinge war es unerläßlich, mit beiden Corps am andern Morgen bei Bergères zu ſtehen und das Corps von Olſufiew zu ſammeln.

Dies geſchah. Wir bildeten effectiv circa 14,000 Mann, darunter 500 Pferde, und in der Richtung von Châlons eine unermeßliche Ebene hinter uns*).

Es war war wahrſcheinlich, daß Napoleon den Sieg über Olſufiew benutzen und uns am Vormittag angreifen würde, da er viel Cavallerie bei ſich hatte, die er gegen Montmirail nicht ſo vortheilhaft gebrauchen konnte, als in den Ebenen der Champagne.

Es wäre mehr als tollkühn geweſen, ſich ohne Cavallerie in dieſe Ebene zu werfen, es wurde daher beſchloſſen, im Fall eines Angriffs, von Bergères auf Epernay längs dem Abfall der mit Weinſtöcken bepflanzten Höhen zurückzugehen, wo uns die feindliche Cavallerie nichts anhaben konnte.

Indeß wir wurden nicht angegriffen und der Feind zeigte ſich nur hinter Etoges, welcher Ort von ihm beſetzt war. Napoleon hatte die Nacht vom 10ten bei Champeaubert bivouakirt. Man mußte alſo annehmen, daß er nach Montmirail marſchirt war, von welcher Richtung her wir auch am 11ten Nachmittag bis zum Abend eine Kanonade hörten.

*) Beide Corps waren auf 17,000 Mann angeſchlagen, indeß 3000 Mann waren noch um 4 Tagemärſche zurück.

Wäre Sacken in Montmirail stehen geblieben, anstatt nach La Ferté zu marschiren, so konnte er sich nach Biffort ziehen, mit dem General von York vereinigen, und dort mit circa 38,000 Mann Napoleons weitere Schritte ruhig abwarten, eventualiter sich bei Château Thierry über die Marne ziehen.

Die Communication des Feldmarschalls mit Sacken war unterbrochen; indeß blieb über Epernay die Verbindung mit York, durch welchen wir am 13sten Vormittag wußten, daß Sacken nach einem glücklichen Gefecht Macdonald am 10ten bei Trilport über die Marne getrieben und also völlig von Napoleon getrennt hatte.

In der Nacht vom 10ten hatte General von Sacken den Marsch Napoleons nach Champeaubert und den Marsch einer Avantgarde gegen Montmirail erfahren. Am 11ten war er gegen Montmirail zurückmarschirt, mußte aber bei Vieux-maisons sich gegen Napoleon formiren, der ihm bereits aus Montmirail entgegen kam.

So weit gingen die Nachrichten, als am 13ten circa 800 Pferde vom Corps von Kleist im Lager von Bergères eintrafen, womit das Corps, wenigstens nicht ganz ohne Cavallerie vorrücken konnte. —

Der Angriff auf Etoges, von wo Marmont delogirt und bis Fromentières verfolgt wurde, erfolgte noch an demselben Tage.

Der Feldmarschall blieb in Champeaubert, von wo am folgenden Morgen der Marsch auf Montmirail fortgesetzt wurde.

Bei Vauchamp wurde das Gefecht von Hause aus sehr heftig, und der Feind zeigte ungewohnte Kühnheit nebst vieler Cavallerie, welche ungewöhnlich dreist bis zwischen unsre Bataillonsmassen kam. — Ein Kosacken-Offizier, der das Kosaken-Detachement im Hauptquartier des Feldmarschalls kommandirte, nahm einen Rittmeister von der alten Garde gefangen, der ihm sagte: daß Napoleon sich uns gegenüber befinde und

einen Nachtmarsch von Château Thierry gemacht habe, wo die Corps von Sacken und York nach zweitägigem Gefecht über die Marne getrieben worden seien.

Dies war die erste Nachricht über den Ausgang der Gefechte vom 11ten und 12ten, welche übrigens durch die Aussagen mehrerer Gefangenen bestätigt wurde.

Wir waren genöthigt gewesen aufzumarschiren und uns gegen die Angriffe der Cavallerie zu vertheidigen, welche ganz gut durch die Artillerie unterstützt wurden.

Die feindliche Infanterie war noch im Marsch durch Vauchamp begriffen, und in der Verlängerung unsers rechten Flügels zeigte sich eine uns umgehende Cavallerie-Masse.

Unsere Stellung war sehr unvortheilhaft, Kleist auf dem rechten, Capczewitsch auf dem linken Flügel, die Chaussee in unserer Mitte. Unser Marsch und Angriff hatte seinen Zweck verloren; die Corps von Sacken und York waren in Sicherheit, und da wir einen überlegenen, im Vorrücken begriffenen Feind vor uns hatten, so war es Zeit uns selbst in Sicherheit zu bringen, ehe die feindliche Infanterie zum Gefecht herankam.

Der Rückzug wurde angetreten. Ich beobachtete den Marsch der feindlichen Cavallerie um unsern rechten Flügel herum, erkannte den Weg, die sie marschirte und ihre Tête, so daß ich auf meiner Karte die Entfernung abmessen konnte, welche sie bis zur Ebene zwischen Champeaubert und dem Wald von Etoges zurückzulegen hatte, denn dies war der Punkt, wo uns Gefahr drohte, wenn wir nicht früher mit der Infanterie daselbst ankamen, als die feindliche Cavallerie, welche nach meiner Schätzung aus etwa 6000 Pferden bestand.

Beim Antritt des Rückzuges beschloß der Feldmarschall nebst dem General von Gneisenau, beim General Capczewitsch zu bleiben, und ich sollte, vom rechten Flügel die Umgehung beobachtend, das Maaß der Bewegung angeben.

Wir wurden auf dem rechten Flügel gar nicht gedrängt, gar nicht ernſthaft verfolgt. Der General von Kleiſt marſchirte ſo ſtark er konnte, um auf der Plaine bei Champeaubert früher als die feindliche Cavallerie zwiſchen dem Wald von Etoges und einem großen Teich, dem Durchgang von etwa 1000 Schritt Breite, den der Feind paſſiren mußte, anzukommen.

Ich ſendete meinen Adjutanten an den ruſſiſchen General Udom*) ab, um ihn aufzufordern, den Wald an dieſem Durchgang zu beſetzen, ich empfahl dem Feldmarſchall durch mehrere hinter einander abgeſendete Offiziere die größte Eile beim Rückzuge, da ich ſah, daß der General Capczewitſch ganz ohne Noth ſich aufhielt und in zeitraubende Kanonaden einließ. Der Feldmarſchall hatte ſo eben den General Capczewitſch wegen der Ruhe gelobt, mit welcher er ſich zurückziehe, als mein erſter Offizier die größte Eile empfehlend, ankam. Er wurde unfreundlich angelaſſen.

Der zweite und dritte wurde derb und derber ausgeſcholten, und auf meine wiederholten Vorſtellungen, daß die Entfernung zwiſchen Kleiſt und Capczewitſch immer größer werde, ließ mir der Feldmarſchall ſagen:

> wenn Kleiſt nicht ſo übermäßig laufe, ſo würde alles geſchloſſen bleiben.

Ehe ich noch auseinander ſetzen konnte, wie es durchaus nöthig ſei, daß das Corps von Kleiſt mit dem rechten Flügel am Walde, mit dem linken an dem Teich der feindlichen Cavallerie den Zugang zu der Ebene ſperre, von wo uns dann weiter hin gar nichts begegnen konnte, kam ein Befehl an den General von Kleiſt, auf der Stelle zu halten, und Capczewitſch abzuwarten.

General Kleiſt gehorchte, obgleich er bereits am Teich angekommen war und nur noch 1500 Schritt zu dem Durchgang

*) General Udom befehligte die Ueberreſte des Corps von Olſufiew von circa 1800 Mann und 15 Geſchützen.

hatte, den er beſetzen wollte, und den die feindliche Cavallerie ohne Infanterie und Artillerie gar nicht forciren konnte. In dieſer Zeit kam auch mein Adjutant zurück, der den General Udom nicht an dem Wald von Etoges, ſondern nahe an Etoges im Rückmarſch gefunden hatte, zu welchem er durch den General Capczewitſch beordert war.

Alſo auch dieſes ſo wichtige Erleichterungs-Mittel zum Rückzug entging uns.

General Kleiſt ſendete ſeine Cavallerie voraus, welche die Stellung zwiſchen Teich und Wald einnahm (etwa 1200 Pferde); er fragte beim Feldmarſchall an: ob er nicht ſeinen Marſch bis zum Durchgang fortſetzen dürfe, aber ehe die Antwort ankommen konnte, hatte ſich die feindliche Cavallerie in vielen Treffen hinter einander formirt, trieb die Kleiſt'ſche Cavallerie gegen Etoges bis in den Wald zurück, und befand ſich hiernach bereits auf der Ebene, welche wir mit der Infanterie durchſchreiten mußten, als General Capczewitſch mit ſeinen Têten aus Champeaubert kam.

Hier war es, wo der Feldmarſchall und General Gneiſenau meinen Vorſchlag annahmen, unſere zahlreiche Artillerie auf der Chauſſee in die Mitte zu nehmen und das Corps von Capczewitſch rechts derſelben, das Corps von Kleiſt links, in dicht aneinander gedrängten Bataillons-Maſſen, im länglichen Viereck, ohne allen Aufenthalt bis zum Eingang in den Wald von Etoges fortmarſchiren zu laſſen. Dort angekommen, mußte nach meiner Berechnung die Dunkelheit eintreten. Ich ſollte an der Queue dieſes Vierecks (welche beim Rückzuge die Tête bildete), den Marſch dirigiren und das Maaß der Bewegung angeben; der Feldmarſchall wollte in der Mitte bleiben. Die Chauſſee von Champeaubert nach dem Walde von Etoges lief längs eines unbedeutenden Höhenzuges, den ſie zur Rechten ließ und auf welchem das Corps von Capczewitſch mit 3 Bataillons an der Spitze, und einer gut beſpannten ruſſiſchen

halben Batterie reitender Artillerie, welche der Chauſſee nicht bedurfte, fort marſchirte.

Hier, wo ich die Umgehung der feindlichen Cavallerie vollſtändig überſehen konnte, blieb ich mit den Truppen im guten Schritt, verhinderte den Artillerie-Offizier, der ein Deutſcher war, die gegen uns aufmarſchirte Cavallerie mit Kugeln zu beſchießen, ſondern wies ihn an, ſich auf ein Feuer mit zweilöthigen Kartätſchen vorzubereiten. Das Kleiſt'ſche Corps, auf welches die feindliche Cavallerie ſenkrecht ſtieß, wurde unaufhörlich angegriffen, wies jedoch die anprellende feindliche Reiterei nicht allein tapfer zurück, ſondern blieb ſo gut im Marſch, daß ich das Maaß meines Schrittes beibehalten konnte. Das Feuer an der Tête (jetzt Queue) zeigte, daß ſie von Champeaubert her ſtark gedrängt wurde. Wir mochten bis dahin gekommen ſein, wo der Weg nach Baye und Sezanne rechts abgeht, als der General Gneiſenau mich aufſuchte, und die Entfernung, die wir noch bis zum Walde zurückzulegen hatten, meſſend, ausrief: „Unſre Anſtrengungen ſind vergeblich, wir kommen nicht nach Etoges, wir müſſen uns rechts auf Sezanne werfen.“ — Das Ungünſtige unſrer Lage und das taktiſche Verhältniß des Augenblicks konnten dieſe Anſicht unterſtützen. Wir hatten zur Rechten Weinberge, in denen Cavallerie der Infanterie nichts anhaben konnte.

Ferner näherten wir uns der ruſſiſchen leichten Garde-Cavallerie und konnten auf eine Verbindung mit ihr rechnen, ſobald wir Baye erreicht hatten, bis wohin der Rückzug übrigens leichter auszuführen war, als über die Ebene bis zum Walde von Etoges. Gegen dieſe Bewegung ſprach aber: daß wir eine, für unſere Infanterie unverhältnißmäßig große Zahl von Geſchützen mit uns führten, welche auf dem chemin de traverse durchzubringen für die Kräfte unſerer Beſpannung bedenklich blieb.

Die Artillerie mußte übrigens nach dem Verlaſſen der Chauſſee von der Infanterie umgeben bleiben, da der Feind ſich bereits auf dem Wege nach Baye befand, ein Umſtand, der die Benutzung der Weinberge für die Infanterie vereitelte, wenn man nicht das Geſchütz Preis geben wollte. Endlich aber hätte die Wendung rechts einen ſolchen Zeitverluſt herbeigeführt, daß der Feind ſeine aus Champeaubert defilirenden Batterien heranbringen konnte, um unſer längliches Viereck mit Kartätſchen zu beſchießen und dieß konnte nur dadurch vermieden werden, daß wir im ſcharfen Schritt auf dem Wege nach Etoges blieben.

Wenn aber bei einer Wendung rechts nach Sezanne wir die Gefahr nicht abwenden konnten, den vereinten Angriffen der Artillerie und Cavallerie auf dem Schlachtfelde zu erliegen, wie viel ungünſtiger als das taktiſche Verhältniß wäre noch das ſtrategiſche geweſen! — Unſer Nachſchub und unſere Verpflegung war auf Châlons dirigirt. General Udom und unſre vom Schlachtfeld vertriebene Cavallerie hatten ſich in dieſer Richtung zurückgezogen und erwarteten uns in Etoges oder im Lager von Bergères, wo ſich unſre Bagage und die mitgeführten Lebensmittel befanden. Marſchirten wir auf Sezanne, ſo konnte es immer nur in der Abſicht geſchehen, um den Marais-de-St.-Gond herum die Verbindung mit dem General Udom und Châlons wieder zu gewinnen. Wir hatten 2 Meilen bis in's Lager bei Bergères auf einer bekannten Chauſſee zurückzulegen, wo wir Stroh und Lebensmittel fanden. Sezanne war eben ſo weit von uns, aber niemand kannte die, als ſehr grundlos beſchriebene Straße. Ob wir den General von Diebitſch in der Nacht auffinden würden, und ob ſeine Inſtruktionen ihm geſtatten würden, uns am folgenden Tage zu geleiten, war ſehr problematiſch. Indeß ſelbſt angenommen, wir brachten unſre ermüdeten Truppen ohne

einen Mann Cavallerie bis Sezanne, blieben dort ohne Lebensmittel, ohne Stroh und Holz liegen, ſo ſtanden wir 4 Meilen vom Lager bei Bergères und 8 Meilen von Châlons.

Wenn General Udom, von dem wir völlig getrennt waren und nur über Sezanne Nachricht zubringen konnten, am andern Morgen ſeine Lage erkannte, ſo blieb ihm nichts anderes übrig, als ſich bei Epernay (2 Meilen von Bergères) über die Marne oder nach Châlons (4 Meilen) zurückzuziehen. In ein Gefecht konnte er ſich nicht einlaſſen. — Dieß war eine Betrachtung, nach welcher wir es gar nicht hätten wagen können, von Sezanne nach Bergères zu marſchiren, wir wurden genöthigt, unſern Marſch auf Châlons, den natürlichſten Vereinigungspunkt mit den Corps von York und Sacken, zu nehmen; dieſer Marſch aber in einer Entfernung von 8 Meilen, ohne alle Cavallerie und durch eine völlige Plaine mit hungerigen und ſo ermüdeten Truppen, hätte uns einer ſchimpflichen Niederlage ausgeſetzt.

General Gneiſenau, dem ich dieſe Gründe für und gegen die Rechtsbewegung mit möglichſter Kürze auseinanderſetzte, prüfte ſie mit aller Ruhe, und als ich ihn dringend bat:

> Laſſen Sie es bei der Dispoſition, wir ſchlagen uns beſtimmt zum Walde von Etoges durch, wenn wir feſt zuſammenhalten; ich bohre Ihnen das Loch dazu. Aber wir dürfen nicht einen Augenblick unſern Marſch verzögern, denn in einer Viertelſtunde kann die reitende Artillerie des Cavallerie-Corps, welches uns umgangen hat, eintreffen, und dann droht uns die Gefahr, daß die Bataillons-Maſſen locker werden und die Cavallerie eindringt.

Wohlan, erwiederte Gneiſenau, ſo laſſen wir es bei der Dispoſition. Gehen Sie mit der Tête friſch vorwärts, ich werde dafür ſorgen, daß Alles geſchloſſen folgt. Und ſo geſchah es denn auch. Ein feindliches Cüraſſier-Regiment for-

mirte ſich zu einer Attaque auf die ruſſiſchen 3 Bataillons an der Spitze. Es waren zufällig die eben erſt angekommenen neu formirten Bataillone. Ihre Commandeure ließen Halt und fertig machen; ſie ließen den Feind auf 60 Schritt heran, ehe ſie Feuer commandirten. Anſtatt daß das erſte und zweite Glied der Tête Feuer geben ſollte, ſchoß das ganze Bataillon, und gab das Schauſpiel von 3 pots-à-feu. Nichts hinderte die Cüraſſiere, in die Bataillons-Maſſen einzubrechen, denn kein Pferd, kein Mann war gefallen, aber ſie waren umgekehrt. Dieſer Augenblick mußte benutzt werden, um den unerfahrenen Soldaten glauben zu machen, daß ſie eine Heldenthat gethan hätten. Ich rief ihnen mein Hurrah kräftig zu, und perrot und perebonschek thaten ihre Wirkung. Es wurde friſch angetreten, die Tambours ſchlugen Marſch und die ſämmtlichen Tambours der beiden Corps folgten in dieſem Schlage nach.

Nun jagte ich mit der ruſſiſchen reitenden Artillerie den Cüraſſieren nach, um ſie zu verhindern, durch das Frontemachen uns auf's Neue den Weg zu verlegen. — Der junge Offizier, den ich aufgefordert hatte, nicht eher abprotzen zu laſſen, als bis er den Gegner mit Kartätſchen erreichen könne, folgte mit verhängtem Zügel und kam, ohne alle Bedeckung dem Gegner ſo nahe, daß ſein Eifer ihn zur Tollkühnheit fortgeriſſen hatte. Die Cüraſſiere hatten Fronte gemacht, als ſie die erſte Lage der zweilöthigen Kartätſchen erhielten, worauf ſie im ſchnellſten Tempo rechts ab über die Chauſſee dahin jagten, wo ſie hergekommen waren, und uns den Weg zum Walde völlig offen ließen, den wir auch ohne weitere Angriffe auf die Tête erreichten als es eben dunkel zu werden begann.

Dagegen hatten die andern Seiten des länglichen Vierecks, vorzüglich die dem Cavallerie-Corps zugewendete des Corps von Kleiſt, noch viele Cavallerie-Angriffe zu beſtehen, welche von den Maſſen mit lobenswerther Kaltblütigkeit abge-

wieſen wurden, ohne, was hier die Hauptſache war, ſich im Marſch aufhalten zu laſſen.

Am Walde angekommen, ging meine Aufgabe dahin: die beiden, auf die ſchmale Chauſſee beſchränkten Corps, in Einer Colonne ohne Stocken weiter zu ſchaffen.

Es gehörte allerdings einige Zeit dazu, um das längliche Viereck in den Wald zuſammen zu drücken, allein wenn die Truppen an der Queue, rechts und links an der Liſière des Waldes, und, ihn gut beſetzend, die Zeit ihres Einfügens in die Colonne abwarteten, ſo konnte die Cavallerie ihr gar nichts mehr anhaben, und die von Champeaubert herankommende Infanterie mußte den Wald in der Dunkelheit angreifen, wobei der Feind keine beſonderen Vortheile hatte. Da um dieſe Zeit noch 2 Bataillone an der Queue verloren gegangen ſind, ſo muß dieß durch fehlerhafte Anordnungen veranlaßt worden ſein.

Der Angabe gemäß, hatten dieſe Bataillone den Feind für Freund gehalten, was in der Dunkelheit auch unſern Gegnern begegnete, denn als der Feldmarſchall am Eingang des Waldes neben ſeiner defilirenden Colonne hielt, fanden ſich mitten in ſeiner Umgebung verſprengte feindliche Cüraſſiere ein, welche jedoch bald erkannt und vertrieben wurden.

Die Truppen erhielten den Befehl, in's Lager von Bergères gerade eben ſo wieder einzurücken, wie ſie es Tages zuvor verlaſſen hatten. Alles marſchirte friſch und in guter Ordnung auf der Chauſſee fort, die Diviſionen durch kleine Intervallen getrennt. Die Diviſion des Prinzen Auguſt war die letzte und wurde nicht auf der Chauſſee verfolgt. Als ſie in Etoges eintraf, was der Feldmarſchall mit allen übrigen Truppen paſſirt hatte, fand ſie den Feind aus den Seitenſtraßen dringend, der ſo eben auf einem Richtwege von Champeaubert daſelbſt eingedrungen ſein mußte, und es entſtand ein Gefecht, was uns viel Menſchen koſtete, weil eine Brücke über einen

mpfigen Graben einbrach, und die Zurückgebliebenen, auf ſich bſt angewieſen, ſich nicht alle durch Umwege auf der andern eite wieder einzufinden vermochten. Wir kamen um Mitter- icht, mit dem General Udom und unſerer Cavallerie vereinigt, i Lager von Bergères an, aus welchem wir nach einigen tunden Ruhe nach Châlons aufbrachen, wo wir am 15ten bruar gegen Mittag eintrafen*).

*) Der engliſche Schriftſteller Mitſchel hat eine Relation von dem für die ſchleſiſche Armee ſo unglücklichen 14ten Februar veröffentlicht, nachdem er alles ſorgfältig ſtudiert hatte, was ſich über die Gefechte dieſes Tages im Buchhandel befindet. Man darf nicht daran zweifeln, daß ihm daran gelegen war, die Wahrheit zu ergründen. Auch hat er die Lage, und den zur That übergegangenen Willen der ſchleſiſchen Armee ganz richtig aufgefaßt. Wenn ſich aber dennoch Irrthümer eingeſchlichen haben (wie dieß bei den Erzählungen ſo verwickelter zum Theil nächtlicher Kriegsbegebenheiten unvermeidlich iſt), ſo legt dieß den noch Lebenden die Pflicht auf, ſie aufzuklären, damit keine Unrichtigkeiten auf die Nachwelt kommen.

Die ſchleſiſche Armee wäre am 14ten Februar ohne bedeutenden Verluſt und vor dem Dunkelwerden in Etoges angekommen, wenn der Feldmarſchall, ſich in der Langſamkeit ſeines Rückzuges gefallend, über dieſen Umſtand nicht gänzlich die Verabredung vergeſſen hätte, daß es mir übertragen war, während des Rückzuges, und auf dem rechten Flügel, das Maaß an Zeit anzugeben.

Um den erhaltenen Auftrag auszuführen, ritt ich mit einigen Offizieren ſo nahe als möglich an der feindlichen Umgehung von Höhe zu Höhe, erkannte die Richtung ſo wie die Abſicht des Marſches, und konnte die Karte und den Chronometer in der Hand die Entfernungen mit dem Zirkel abnehmen, welche die Têten noch zurückzulegen hatten, um dieſe Entfernung, in Zeit verwandelt, mit der Zeit zu vergleichen, welche wir bedurften, um den Wald von Etoges zu erreichen. Die reitende Artillerie des uns umgehenden feindlichen Cavallerie-Corps konnte wegen der grundloſen Wege nur Schritt fahren, ihrer Cavallerie nicht folgen, und war daher noch weit zurück.

Dieſe Berechnungen ergaben: daß die ſchleſiſche Armee, wenn ſie im guten Schritt blieb, in Etoges ſein konnte, ehe die Artillerie des Cavallerie-Corps angekommen ſein konnte. Die Cavallerie (wenn ſie ſich in Trapp ſetzte) konnte allerdings auf der Ebene aufmarſchirt ſein, ehe wir daſelbſt ankamen, allein was wollte ſie ohne Artillerie ausrichten.

Der General von Kleiſt ſah unſere Lage gerade eben ſo an, als ich, und mißbilligte die Antworten, welche ich auf meine Meldungen

wieſen wurden, ohne, was hier die Hauptſache war, ſich im Marſch aufhalten zu laſſen.

Am Walde angekommen, ging meine Aufgabe dahin: die beiden, auf die ſchmale Chauſſee beſchränkten Corps, in Einer Colonne ohne Stocken weiter zu ſchaffen.

Es gehörte allerdings einige Zeit dazu, um das längliche Viereck in den Wald zuſammen zu drücken, allein wenn die Truppen an der Queue, rechts und links an der Liſière des Waldes, und, ihn gut beſetzend, die Zeit ihres Einfügens in die Colonne abwarteten, ſo konnte die Cavallerie ihr gar nichts mehr anhaben, und die von Champeaubert herankommende Infanterie mußte den Wald in der Dunkelheit angreifen, wobei der Feind keine beſonderen Vortheile hatte. Da um dieſe Zeit noch 2 Bataillone an der Queue verloren gegangen ſind, ſo muß dieß durch fehlerhafte Anordnungen veranlaßt worden ſein.

Der Angabe gemäß, hatten dieſe Bataillone den Feind für Freund gehalten, was in der Dunkelheit auch unſern Gegnern begegnete, denn als der Feldmarſchall am Eingang des Waldes neben ſeiner defilirenden Colonne hielt, fanden ſich mitten in ſeiner Umgebung verſprengte feindliche Cüraſſiere ein, welche jedoch bald erkannt und vertrieben wurden.

Die Truppen erhielten den Befehl, in's Lager von Bergères gerade eben ſo wieder einzurücken, wie ſie es Tages zuvor verlaſſen hatten. Alles marſchirte friſch und in guter Ordnung auf der Chauſſee fort, die Diviſionen durch kleine Intervallen getrennt. Die Diviſion des Prinzen Auguſt war die letzte und wurde nicht auf der Chauſſee verfolgt. Als ſie in Etoges eintraf, was der Feldmarſchall mit allen übrigen Truppen paſſirt hatte, fand ſie den Feind aus den Seitenſtraßen dringend, der ſo eben auf einem Richtwege von Champeaubert daſelbſt eingedrungen ſein mußte, und es entſtand ein Gefecht, was uns viel Menſchen koſtete, weil eine Brücke über einen

ſumpfigen Graben einbrach, und die Zurückgebliebenen, auf ſich ſelbſt angewieſen, ſich nicht alle durch Umwege auf der andern Seite wieder einzufinden vermochten. Wir kamen um Mitternacht, mit dem General Udom und unſerer Cavallerie vereinigt, im Lager von Bergères an, aus welchem wir nach einigen Stunden Ruhe nach Châlons aufbrachen, wo wir am 15ten Februar gegen Mittag eintrafen*).

*) Der engliſche Schriftſteller Mitſchel hat eine Relation von dem für die ſchleſiſche Armee ſo unglücklichen 14ten Februar veröffentlicht, nachdem er alles ſorgfältig ſtudiert hatte, was ſich über die Gefechte dieſes Tages im Buchhandel befindet. Man darf nicht daran zweifeln, daß ihm daran gelegen war, die Wahrheit zu ergründen. Auch hat er die Lage, und den zur That übergegangenen Willen der ſchleſiſchen Armee ganz richtig aufgefaßt. Wenn ſich aber dennoch Irrthümer eingeſchlichen haben (wie dieß bei den Erzählungen ſo verwickelter zum Theil nächtlicher Kriegsbegebenheiten unvermeidlich iſt), ſo legt dieß den noch Lebenden die Pflicht auf, ſie aufzuklären, damit keine Unrichtigkeiten auf die Nachwelt kommen.

Die ſchleſiſche Armee wäre am 14ten Februar ohne bedeutenden Verluſt und vor dem Dunkelwerden in Etoges angekommen, wenn der Feldmarſchall, ſich in der Langſamkeit ſeines Rückzuges gefallend, über dieſen Umſtand nicht gänzlich die Verabredung vergeſſen hätte, daß es mir übertragen war, während des Rückzuges, und auf dem rechten Flügel, das Maaß an Zeit anzugeben.

Um den erhaltenen Auftrag auszuführen, ritt ich mit einigen Offizieren ſo nahe als möglich an der feindlichen Umgehung von Höhe zu Höhe, erkannte die Richtung ſo wie die Abſicht des Marſches, und konnte die Karte und den Chronometer in der Hand die Entfernungen mit dem Zirkel abnehmen, welche die Têten noch zurückzulegen hatten, um dieſe Entfernung, in Zeit verwandelt, mit der Zeit zu vergleichen, welche wir bedurften, um den Wald von Etoges zu erreichen. Die reitende Artillerie des uns umgehenden feindlichen Cavallerie-Corps konnte wegen der grundloſen Wege nur Schritt fahren, ihrer Cavallerie nicht folgen, und war daher noch weit zurück.

Dieſe Berechnungen ergaben: daß die ſchleſiſche Armee, wenn ſie im guten Schritt blieb, in Etoges ſein konnte, ehe die Artillerie des Cavallerie-Corps angekommen ſein konnte. Die Cavallerie (wenn ſie ſich in Trapp ſetzte) konnte allerdings auf der Ebene aufmarſchirt ſein, ehe wir daſelbſt ankamen, allein was wollte ſie ohne Artillerie ausrichten.

Der General von Kleiſt ſah unſere Lage gerade eben ſo an, als ich, und mißbilligte die Antworten, welche ich auf meine Meldungen

In Châlons zeigte ſich nun alles in einem andern und roſenfarbneren Licht.

Von den beiden Generalen von Sacken und von York waren Nachrichten eingegangen, nach welchen ſie in den beiden nächſten Tagen bei Châlons eintrafen.

Dem Intendanten der Armee war am 7ten Februar aufgegeben worden, in Châlons ein Magazin zu etabliren, wovon die ſchleſiſche Armee 14 Tage leben konnte.

Wir fanden die Infanterie- und Cavallerie-Detachements, welche zur Beitreibung der Ausſchreibungen gegeben waren,

---

erhielt um ſo mehr, als die Ankunft ſeines Corps am Wald von Etoges für das Ganze von Wichtigkeit war, während ſein Zurückhalten dem Corps von Capczewitſch gar keine Vortheile brachte. Indeß, ſelbſt nachdem General von Kleiſt den Befehl zu halten pünktlich befolgt, und erfahren hatte, daß Udom nicht am Walde ſtehe, ſah er, ſo wie der Prinz Auguſt und ich, unſere Lage keineswegs als eine ſolche an, welche nicht zu einem guten Ausgang führen könne. Der Feldmarſchall und General von Gneiſenau hatten die Truppen zu einer hartnäckigen Vertheidigung von Champeaubert angewieſen, was ſie zwar in Folge meiner Gegenvorſtellungen aufgaben, was jedoch den ſicherſten Beweis giebt, daß auch ſie unſere Lage nicht für ſo gefahrvoll hielten, als ſie dem Schriftſteller Mitſchel erſchienen iſt. Wenn derſelbe meinen Ausruf:

„Wir müſſen feſt zuſammen halten,"

als einen Beweis angenommen hat, daß es eine Antwort auf eine Aeußerung habe ſein ſollen: „wir müſſen auseinander laufen, müſſen uns retten, ſo gut wir können," oder noch mehr; „wir müſſen uns ergeben," ſo wäre dieſe Vorausſetzung völlig unrichtig. Ich habe eine ſolche feige Aeußerung nicht gehört, muß aber auch gegen die Möglichkeit proteſtiren, daß ſie von einem Offizier der beiden Armee-Corps herrühren könne. Bei dem Geiſt, der die ſchleſiſche Armee beſeelte, muß ich ſogar bezweifeln, daß ſie über die Lippen eines gemeinen Soldaten gekommen ſind. Eine Marketenderin, wenn ſie ſich ſo geäußert hätte, wäre ausgeprügelt worden.

Meine Worte bezogen ſich auf das bei den Gefechten beliebte Auseinanderhalten der Brigaden, was auf einer völligen Ebene und gegenüber einer ſo großen Maſſe Cavallerie der Gefahr ausſetzte, daß einzelne kühne Reiter in die Brigade-Intervallen jagten und uns verleiteten, in der Hitze des Gefechts auf einander zu ſchießen, oder durch Anhalten die koſtbare Zeit zu verlieren.

und bedeutende Magazine. — An Fourage (welche vorzüglich selten war) befand sich so viel in zwei Kirchen aufgehäuft, daß die Armee damit auf 10 Tage ausreichen konnte.

Ein angekommener Transport von Schuhen deckte das Bedürfniß der Corps von Sacken und von York.

Wir hatten dadurch die Mittel, entweder unsre Verstärkungen abzuwarten, oder mit Lebensmitteln versehen, auf's neue gegen Paris vorzurücken.

Das Verlangen des Fürsten Schwarzenberg, in Gemeinschaft mit der schlesischen Armee an der Seine eine Schlacht zu liefern, bestimmte den Feldmarschall, am 19ten Februar links abzumarschiren, so daß die Corps von York und von Sacken nicht einmal zwei Tage Zeit zu ihrer Herstellung behielten.

Die Wiedervereinigung der schlesischen Armee in Châlons bildet einen natürlichen Ruhepunkt, und hiermit ist die Gelegenheit geboten, um die Kritik des Generals von Clausewitz von der Schlacht bei La Rothière bis zur Mitte Februar, gründlich zu prüfen.

Diese Kritik findet sich im 7ten Bande seiner hinterlassenen Werke, Feldzug von 1814, der im Jahr 1835 bei Dümler in Berlin erschienen ist.

Bereits vor dem Erscheinen dieser Werke haben sich Schriftsteller bewogen gefunden, kritische Bemerkungen über die Begebenheiten dieses Feldzugs zu veröffentlichen, aber theils auf unrichtige Facta gebaut, theils ohne Sorgfalt und Gründlichkeit zusammengestellt, theils mit so schwachem Urtheilsvermögen, daß es sich nicht der Mühe lohnte, sie zu widerlegen. — Hier aber, in der Person des Generals von Clausewitz, tritt ein Mann auf, dem es an nichts mangelt, als an der richtigen Darstellung der Begebenheiten und den Motiven des Handelns, der in dem festen Glauben steht, er habe alle seinen Fäden der Verwickelungen in seiner Hand, und dessen Tadel man oft

beitreten müßte, wenn alles ſo geweſen wäre, wie er es ſich gedacht hat.

Hier alſo iſt eine Widerlegung an ihrem Platz.

In der Geſchichts-Erzählung dieſes Abſchnitts von Seite 335, §. 10. ab, iſt faſt alles entſtellt. Die Seite 339 beſteht faſt ganz aus Unrichtigkeiten.

Der erſte und vorzügliche Tadel des Generals von Clauſewitz betrifft die Trennung des Feldmarſchalls Blücher vom Fürſten Schwarzenberg nach der Schlacht von La Rothière. Seite 398 heißt es:

„Anſtatt den Sieg durch Verfolgung und Zertrümmeruug des feindlichen Hauptheeres zu benutzen, trennt ſich Blücher und Schwarzenberg.“

Seite 335 und 336 iſt berechnet, daß die alliirten Truppen bei La Rothière, ohne die Garden, ohne Colloredo und Wittgenſtein, (welche ſich ganz in der Nähe befanden) 74,000 Mann, Napoleon aber nur 40,000 Mann ſtark, waren.

Da nun die Garden, Colloredo und Wittgenſtein aus 60,000 Mann beſtanden, folglich die alliirte Armee 134,000 Mann gegen 40,000 Mann ſtark war, ſo fragt es ſich: wie dieſe mehr als dreifache Stärke es hätte anfangen ſollen, ſich ohne Verpflegung auf einer Straße hinter Napoleon herzuwälzen?

Und wenn nun 110,000 Mann hinter Napoleon blieben, 25,000 Mann ſich rechts ſchoben, kann man dies einen Gegenſatz der Verfolgung nennen?

Seite 399 wird dieſer Marſch Blücher's voreilig und fehlerhaft genannt.

Seite 400, daß man durch dieſes Ausweichen Blücher's von der geraden Linie abkam.

Seite 405, daß die Verbündeten nach dem Siege von La Rothière übermüthig wurden.

Seite 406, daß man ſich aus Unentſchloſſenheit und Mangel an Einheit getheilt habe.

Wenn der Kritiker Seite 415 und 416 die Verhältniſſe der vorrückenden ſchleſiſchen Armee ganz richtig auseinanderſetzt, um zu beweiſen, daß die Blücher'ſchen Truppen mit guter Oeconomie gebraucht worden ſind, ſo iſt es um ſo weniger erklärlich, wie er den Marſch tadeln kann, nach welchem Blücher am 4ten mit Tagesanbruch in Somme-ſous, und am 5ten ebenſo in Sezanne war.

Durch dieſe Bewegung war Macdonald entſchieden von Napoleon getrennt, während die große Armee mit 7 Corps in ihrer Richtung blieb und das 8te, bei der Schlacht von La Rothière von der ſchleſiſchen Armee abweſende Corps gar nicht bedurfte, gar nicht vermiſſen konnte.

Der Kritiker würde ohnfehlbar anders geurtheilt haben, wenn er alle Facta gekannt hätte, wie ſie hier aktenmäßig auseinander geſetzt ſind.

Aber welche wunderbare falſche Vorſtellung er ſich von den Motiven zu der Schlacht von La Rothière machte, zeigt S. 417, wo er behauptet: Schwarzenberg habe keine Schlacht liefern wollen, ſondern nur Blücher mit einem Theil ſeiner Kräfte eine Schlacht verſuchen laſſen.

Die Sache hängt folgendermaßen zuſammen:

Am 29ſten Januar um Mitternacht, als der Feldmarſchall die brennende Stadt Brienne mit Napoleon vor ſich hatte, und aus guten Gründen (Napoleon zeigte an dieſem Tage wenigſtens 30,000 Mann) am folgenden Tage keine Schlacht annehmen wollte, konnte der Feldmarſchall in zwei verſchiedenen Richtungen zurückgehen;

1) auf der Chauſſee nach Joinville, woher er gekommen war und wo er den General Lauskoy fand. In dieſer Richtung war am Morgen der Graf Pahlen mit der Avant-

garde von Wittgenstein gekommen, dessen ganzes Corps sich wahrscheinlich bereits daselbst befand.

Am 31sten konnte daher in der Richtung von Joinville, der Feldmarschall sich mit York und Wittgenstein vereinigt haben, wo sich dann eine Streitmasse von 65,000 Mann bildete, welche der Napoleon'schen so überlegen war, daß die Alliirten nicht auszuweichen brauchten. — Das war die natürliche, die einfachste Bewegung, und zugleich die einladendste. Der Feldmarschall konnte sich aber auch

2) auf der Chaussee, welche nach Bar-sur-Aube führt, zurückziehen. Diese Chaussee bildet von Bar-sur-Aube bis Trannes ein langes Defilée, von welchem die Stellung bei Trannes die tête de pont macht.

Beim Marsch auf Joinville stand es Napoleon frei, sich in den Besitz dieses Defilées zu setzen und die große Armee in die Verlegenheit zu bringen, ihre Kräfte in unwegsamen Gegenden nicht entwickeln zu können.

Der Feldmarschall brachte daher ein Opfer, als er die Stellung bei Trannes bezog, aber er brachte es der Pflicht, und der Fürst Schwarzenberg hat dies besser erkannt als der Kritiker.

Nachdem Blücher bei Trannes stand, hing es ganz von der großen Armee ab, ob sie manöveriren oder schlagen wollte.

Das erste konnte sie über Troyes, während Blücher die Stellung bei Trannes hielt; dann wurde Napoleon genöthigt, seine Stellung bei Brienne zu verlassen.

Fürst Schwarzenberg zog die Schlacht vor, und hatte Recht. Er übergab das Commando des Centrums dem Feldmarschall Blücher, der das Terrain und alle Localitäten von Brienne kannte, und das ist wiederum lobenswerth.

Die Schlacht, bei welcher wir 65 Kanonen eroberten, war also kein Versuch, sondern mit dem Vorsatz begonnen, daß

wenn die engagirten 4 Corps ſie nicht durchſetzen konnten, die Reſerven ebenfalls gebraucht werden ſollten. Daß die Reſerven nicht zum Gefecht kamen, kann Schwarzenberg nicht zum Vorwurf gemacht werden, ſie ſtanden auf dem Schlachtfeld bereit.

Daß Wittgenſtein auf dem rechten Flügel uns gegen Macdonald und Sebaſtiani deckte, und Colloredo auf dem linken Flügel gegen Mortier, und daß dieſe beiden Corps dem Gefecht entgingen, mag getadelt werden — indeß hätte dann der Kritiker angeben ſollen, wo er ſie verwendet haben würde?

In der Fronte hatten wir mehr Truppen, als wir entwickeln konnten, und Wrede überflügelte Marmont bereits.

Der Vorwurf, daß die Alliirten nach dem Siege von La Rothière übermüthig geworden wären, trifft am allerwenigſten zu. Er paßt nicht auf die große Armee, welche demüthig genug über Bar-ſur-Aube auf Troyes marſchirte, und nicht auf den Feldmarſchall Blücher, der ſich vom 3ten Februar bis zum 8ten mit nichts anderm beſchäftigte, als ſich in Châlons den Rücken frei zu machen und ſich aus Vitry einen Waffenplatz zu ſchaffen. Am 8ten Februar Morgens, als Napoleon ſich noch in Nogent befand, ſtand der Feldmarſchall in der Linie von Epernay nach Etoges, alſo in keiner Art einladend für Napoleon, der den Marſch gegen Sezanne doch am Tage zuvor beſchloſſen haben muß, da er am 9ten nach Sezanne kam. Sacken rückte aber erſt am 9ten nach Montmirail, wodurch ſich für Napoleon eine Ausſicht auf Erfolg eröffnete.

Wenn aber Sacken zufällig den 9ten bei Etoges ſtehen geblieben wäre, was hätte denn der als meiſterhaft geprieſene Marſch Napoleons ihm gebracht? Nichts, als verlorene Zeit. D'rum wollen wir aufrichtig ſein — das Glück hat ihn bei dieſem Zuge begünſtigt.

In der Erzählung der Begebenheiten vom 8ten Februar ab, kommen wieder eine Menge Unrichtigkeiten vor.

Seite 422, daß Blücher bestimmt habe, Sacken und York sollten sich bei Montmirail vereinigen, woran er nicht gedacht hat.

Seite 423. Blücher sei in der Richtung auf Sezanne marschirt, wo er Napoleon vermuthet, und seinen Feind auf Fère-Champenoise verfolgt habe.

Ein Stillstehen Napoleon's in Sezanne war weder vermuthet, noch befand sich zwischen Sezanne und dem Feldmarschall ein Feind.

Seite 423, 424, daß York später als Sacken in Montmirail angekommen sei; — York war gar nicht daselbst.

Seite 425, daß Blücher die Niederlage seiner Corps am 13ten Februar im Lager von Bergères erfahren habe; er erfuhr sie aber erst am 14ten während des Gefechts.

Seite 426. Napoleon kommt mit 40,000 Mann gegen Blücher, der 55,000 Mann hat. — Soll heißen: der ebenfalls 40,000 Mann, aber in 3 Theile getheilt hat, denn die nachfolgenden 15,000 Mann können nach Raum und Zeit weder zum Gefecht von Olsufiew, noch zu denen von Sacken und York herangezogen werden.

Was ist bei einer so unrichtigen Darstellung von einer auf selbige gebauten Kritik zu erwarten? Aber noch nicht genug. — Außer, daß der Kritiker viele Dinge ganz falsch weiß, — weiß er andere gar nicht. Dahin gehört: daß das Corps von Kleist zur großen Armee abgerufen, und dagegen Winzingerode dem Feldmarschall zugewiesen war.

Seite 428, nennt er den Marsch nach Fère-Champenoise eine nicht völlig durchdachte Bewegung.

Seite 429, tadelt er nochmals diese Bewegung und sagt: Blücher wollte ein Zugpflaster anwenden, wo ein Aderlaß nöthig war.

Dies beweist hinlänglich, daß der Kritiker Blücher's Motive gar nicht kannte, ihm aber frisch weg falsche untergelegt hat, welche er als solche im voraus erkannt, leicht zu tadeln hat.

Hätte er gewußt:

1) daß Kleist abgerufen war, und

2) daß Blücher im Glück wie im Unglück sich immer gleich der gehorsamste und pünktlichste von allen Unter-Feldherrn war, der nie Schwierigkeiten machte, immer treu ausführte, was ihm aufgetragen war, damit sich das ihm geschenkte Vertrauen fortsetzte und er um so freier handeln konnte, wenn er allein stand, — hätte er alles das gekannt, er hätte hier, wie Seite 416 sagen müssen: daß die Truppen der schlesischen Armee mit guter Oeconomie gebraucht wurden.

Seite 430 findet sich wieder ein dem Feldmarschall Blücher angedichtetes Motiv,

am 13ten ging Blücher vor, weil er Bonaparte im Abmarsch gegen die große Armee glaubte.

Auf derselben Seite ist nun sein Vorgehen an diesem Tage getadelt, und zwar in Folge zweier völlig unrichtiger Facta,

1) daß er am 10ten den beiden Corps den Befehl geschickt habe, sich bei Montmirail zu vereinigen,

2) daß er am 13ten vor dem Abmarsch, die Niederlage seiner Corps erfahren habe.

Wenn in solchen wichtigen Punkten die Materialien falsch sind, so ist es nicht möglich, etwas anderes als verkehrte Urtheile zu fällen.

Kehren wir jetzt zu den weiteren Begebenheiten zurück.

Wie nach der Aufforderung des Fürsten Schwarzenberg der Feldmarschall Blücher sich den 21sten Februar mit ihm vereinigte, um eine Schlacht zu liefern, wie Blücher sich nochmals wieder von der großen Armee trennte und sich nach der Schlacht von Laon, am Tage der Affaire von Fère-Champenoise wie-

derum zum Marſch nach Paris mit der großen Armee vereinigte, das alles findet ſich im 7ten Abſchnitte zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814 ſo vorgetragen, daß es keiner Berichtigungen oder näherer Aufſchlüſſe bedarf, ſo wie denn auch der Kritiker über die Märſche, Entſchlüſſe ꝛc. ſeinen Beifall bezeigt.

Der General von Winzingerode, der zur Zeit der Trennung des Feldmarſchalls von der großen Armee (23ſten Februar) in Rheims ankam, war ein kriegserfahrener Soldat, in den man das Vertrauen ſetzen konnte, er werde zu einem klar vorgeſchriebenen Zweck die rechten Mittel ergreifen. Am 26ſten Februar hatte General Winzingerode dem Feldmarſchall aus Rheims gemeldet:

> er werde ſeinem Befehl gemäß von Rheims in der Richtung von Meaux vorrücken.

Dieſer Vormarſch konnte nach dem Terrain und den Straßen nicht vortheilhafter Statt finden, als von Fismes über Oulchy le Château. —

Nach der Nachricht vom 26ſten aus Rheims konnte Winzingerode bequem am 1ſten oder 2ten März bei Oulchy eingetroffen ſein, und ſo erwartete es der Feldmarſchall.

Aber der General von Winzingerode, anſtatt den Anweiſungen ſeines Feldherrn zu folgen, hatte ſich mit dem General von Bülow vereinigt, um Soiſſons zu erobern, ein elendes Neſt, von Czernitſchew mit einigen Bataillons genommen und wieder verlaſſen, in welches ſich Cadres und Rekruten geworfen hatten. Und dieſes Neſt ſchloſſen 47,000 Mann ſchlagfertige Truppen ein, anſtatt dazu höchſtens 6000 Mann zu verwenden.

Selbſt als Winzingerode durch den aus La Ferté-ſous-Jouarre abgefertigten Adjutanten erfahren hatte, daß der Feldmarſchall am rechten Ufer der Marne war, blieb er, ohne ſich

zu rühren, in dem Thal der Aisne in Cantonnirungs-Quartieren liegen.

Es war beſchloſſen, daß wenn der Feldmarſchall die Generale von Winzingerode und Bülow mit 40,000 Mann, oder auch Winzingerode allein mit 30,000 Mann fand, er mit einigen 80,000 Mann die Schlacht gegen Napoleon, der nicht 50,000 Mann entgegenſtellen konnte, annehmen und in die Offenſive übergehen wollte.

Dies mußte aufgegeben werden, da keine Truppen der Nord-Armee ſich bis zum 2ten März Abends in Oulchy-le-Château mit der ſchleſiſchen Armee vereinigt hatten.

Der Rückzug hinter die Aisne war beſchloſſen; man wollte die Bagage los ſein und ſendete ſie voraus über Fismes und Berry-au-Bac. —

Die Armee ſollte ſich erſt gegen Mittag in Marſch ſetzen und zwar der Bagage nach Fismes folgen, wo ſich eine ſtarke Stellung hinter der Vèle fand, aus welcher man ohne Schwierigkeit bei Pontavaire und Berry über die Aisne gehen konnte. — General von Winzingerode ſchrieb in der Nacht vom 2ten auf den 3ten über die angefangenen Unterhandlungen zur Capitulation von Soiſſons mit einer Wichtigkeit, als ob dadurch ſeine Kräfte und die der davorſtehenden 47,000 Mann völlig in Anſpruch genommen wären.

Der Feldmarſchall, der es überſah, daß, wenn Soiſſons bis zum 4ten des Morgens nicht in unſern Händen war, deſſen Blockade aufgehoben werden mußte, der aber die Mittel dazu gar nicht kannte, und nicht wußte, welche Uebergangsmittel Winzingerode ſich bei Bailly bereitet hatte, begab ſich nach Buſancy. Auf dem Wege dahin ging die Meldung ein, daß Soiſſons capitulirt habe, und nichts mehr einen Durchmarſch hindere. In Soiſſons konnte man allerdings am bequemſten über die Aisne kommen, deshalb ſchlug ich vor, die Bagage ziehen zu laſſen, den Truppen jedoch, welche ſich noch auf der

großen Straße von Oulchy nach Soiſſons befanden, ehe ſie rechts von derſelben abgingen, den Marſch über Soiſſons anzuweiſen.

Dies wurde genehmigt und erſparte ihnen einen Umweg. Bei der erſten Entrevue zwiſchen dem Feldmarſchall und ſeinen beiden neuen Feldherrn, war ich nicht zugegen, weiß alſo nicht, ob tadelnde Worte gefallen ſind. Nur ſo viel kann ich verſichern, daß der Feldmarſchall eine große Vorliebe für Winzingerode hatte, den er zu den vorzüglichſten europäiſchen Sabreurs zählte, und daß er Bülow wegen ſeines feurigen ritterlichen Charakters liebte.

Indeß konnte er es gar nicht vergeſſen, daß er um die Schlacht bei Oulchy gebracht war, da dem „Prahlhans," dem Napoleon, (ſo nannte er ihn, ſeit der Fürſt Wenzel Lichtenſtein ihm ſeine letzte Converſation mit Napoleon erzählt hatte) eine tüchtige Tracht Schläge ſo nothwendig wäre.

Später, als der Feldmarſchall in der Stadt Soiſſons ſeine Corps bei ſich vorbeimarſchiren ließ und Bülow an ſeiner Seite ſtand, war ich zugegen. Unſre Leute ſahen merkwürdig aus. Vom Bivouac-Rauch geſchwärzte magere Geſichter, dem Luxus des Raſirmeſſers ſeit langer Zeit entfremdet, aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in zerfetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Hoſen, unangeſtrichenem Lederzeug und unpolirten Waffen. Die Cavallerie auf magern ungeputzten, aber wiehernden Pferden, — alles in ächt kriegeriſcher Haltung.

Meine Augen wendeten ſich immer unwillkührlich auf Bülow und ſeine Umgebungen, in deren Geſichtern ich um ſo mehr glaubte leſen zu können, was in ihrem Innern vorging, als ich ſo eben einem Truppentheil des Bülow'ſchen Corps begegnet war, in glänzend ſchöner neuer Uniform, weiß und rothbäckig, mit zierlich gekräuſelten Locken und blinkenden Waffen. „Den Leuten wird einige Ruhe wohl thun," ſagte Bülow mit

großem Ernſt von unſern zerlumpten Soldaten, und das mochte in ſeinem Innern ohngefähr heißen: alſo ſo ſollen meine Leute auch bald ausſehen! Von ſeinen Umgebungen verlautete mehr.

Der General Gneiſenau, aus der Zeit, wo der Tugendbund eine Macht war, mit mehreren dieſer Männer, die er als tüchtig und ehrenwerth kennen gelernt hatte, befreundet, fragte mich: ob ich den Eindruck bemerkt hätte, den unſre zerlumpten Truppen auf unſre geputzten gemacht hätten? und theilte mir lachend mit, wie einer ſeiner alten Freunde ihm eine Vorleſung über die Mittel, die Truppen zu ſchonen, gehalten habe. Dies Kapitel konnte nach meiner Meinung zu keiner Veränderung ſeiner Anſicht führen, da General Gneiſenau ſich ſelbſt nie ſchonte, und ſelbſt zu viel leiſtete, um wenig von andern zu fordern. — Auch ich war mit einigen ſolchen Phraſen regalirt worden, allein damit war es auch abgemacht, weil ich den Satz aufſtellte, daß die rothbäckigen ſchmucken Jünglinge des Bülow'ſchen Corps noch viel zu thun hätten, bis ſie unſern zerlumpten Soldaten der ſchleſiſchen Armee, aus denen der Wind ſchon alle leichte Spreu geſichtet habe, gleich kommen würden.

Am folgenden Tage hatte ich eine Unterredung anderer Art zu beſtehen. — Das Zuſammenſchmelzen des Corps von York und von Kleiſt, zu einer Zeit, wo (wie jeder vorausſehen konnte) der Friede nicht mehr fern war, wurde als ein betrübendes Ereigniß aufgeſtellt, weil dann jede Macht der Verbündeten nach dem Maaß ihrer Kräfte, welche ſie zum Friedens-Congreß mitbringe, mitſprechen und aus dem Kriege Vortheil ziehen würde.

Dies geſtand ich in der Theorie zu, ſchlug jedoch die entwickelten intellectuellen Kräfte ſo viel höher als die materiellen an, daß ich gerade aus den abgeriſſenen, an alle Entbehrungen gewöhnten, bewährten, und von ganz Europa reſpectirten Soldaten der ſchleſiſchen Armee, den Eindruck berechnet wiſſen

wollte, den jede billige preußiſche Forderung auf die Verbündeten machen würde.

Ich fühlte mich in dieſer Discuſſion ſo überlegen, daß ich ſie nicht fortſetzen mochte, weil die Sache, für welche ich ſprach, rein, die meines Gegners hingegen, auf's wenigſte geſagt, nicht rein war.

Die Art, wie der Feldmarſchall ſeit der Eröffnung des Krieges gehandelt hatte, lag klar vor; er hatte ſich deren nicht zu ſchämen. Der Zufall leitete ihn zu der Rolle eines Vorfechters, und wie er ohne Affectation dahin gekommen war, ſo konnte er auch ohne Affectation nicht aus ſeiner Rolle fallen.

Bülow hatte in 3 Schlachten ritterlich entſchieden, und die Ehre der preußiſchen Armee eben ſo gut gewahrt, als die Corps der ſchleſiſchen Armee. Die Umſtände hatten ſeinem Corps nicht ſo viel Entbehrungen aufgelegt, er war begünſtigt, und hatte nicht nöthig gehabt, zu bivouakiren. — Wer wollte ihn deshalb tadeln! — aber ein Verdienſt lag nicht darin, und ihn erhaben, über den Feldmarſchall ſtellen wollen, weil dieſer ſeine Truppen durch Bivouacs oder forcirte Märſche anſtrengen mußte, war eine Arroganz. Mehr als dies war es aber, wenn Bülow's Umgebungen ihren ungeſchlagenen Feldherrn aus dem Grunde über den Feldmarſchall ſtellen wollten, weil dieſer ſich ſo eben hatte von Napoleon einzeln ſchlagen laſſen und ſich vor ihm zurückzog, während jener einen verfallenen ſchlechten Platz mit einer ſchwachen Garniſon zum Capituliren genöthigt hatte. — Hier hörte ich denn auch zum erſtenmal die Anſicht, daß es dem Feldmarſchall ſchlecht gegangen ſein würde, wenn das Corps von Bülow ihm nicht Soiſſons geöffnet hätte, um über die Aisne zu kommen. — Dieſe Anmaßung wies ich auf der Stelle zurück.

Man hatte zu der Unterhandlung über die Capitulation von Soiſſons einen Mann gebraucht, der in dem Ruf eines ſich überſchätzenden Windbeutels ſtand, und deſſen Anſicht, als

ob er etwas ganz Außerordentliches gethan hätte, durch die hervorgerufene Meinung im Bülow'schen Corps unterstützt wurde, als sei er der Erretter des Feldmarschalls gewesen.

Späterhin, als Briefe von der großen Armee ankamen, ergoß sich alles in Glückwünschen, daß der Feldmarschall und die brave schlesische Armee durch die Uebergabe von Soissons so wunderbar vom Untergange gerettet worden sei.

Dem General von Gneisenau war dieses wahrhaft lächerliche Gerücht so empfindlich, daß er nach dem Ursprung forschte, und mir einige Zeit darauf sagte:

> der General Bülow habe sich in einem Bericht an den König so ausgedrückt, daß man hätte annehmen müssen, der Feldmarschall wäre ohne die Capitulation von Soissons verloren gewesen.

Das waren die Mittel, welche angewendet wurden, um dem Fall von Soissons eine Wichtigkeit beizulegen, welche den Einschließungsmitteln und dem Mangel an Entgegenkommen der schlesischen Armee entsprach.

Indeß, das hätte hingehen mögen, da es ohne Einfluß auf die Gegenwart und Zukunft blieb. — Aber die alten Freunde des Generals Gneisenau nahmen seine Zeit mit großem Erfolg in Anspruch. Ich fand ihn nach jeder solchen Unterredung zerstreut, verdrießlich, ja, einige Tage darauf sah der sonst so klare Mann unsre Lage unbehaglich, kritisch und gefahrvoll an. Als ich darauf mein kleines Zettelchen aus der Tasche holte, und die aus den Tagesrapporten gezogene Combattanten-Zahl der an der Aisne vereinten Armee von mehr als 100,000 Mann mit der Stärke des uns gegenüberstehenden Napoleon verglich, ferner den Dienst in Anschlag brachte, den wir der großen Armee durch die Bewegung gegen Paris geleistet hatten, und wie jetzt Alles auf ein glückliches Ende hindeute, da trat der sonst so selbstständige Gneisenau mit den Besorgnissen vor, beim Friedens-Congreß wegen der Schwäche unsrer Armee keinen

guten Frieden erhalten zu können, und zwar in derſelben Gedankenfolge, faſt mit denſelben Worten, als ich ſie von den Bülow'ſchen Umgebungen vernommen hatte.

Dieſe Anſicht von Gneiſenau nachſprechen zu hören, war das, was ich am wenigſten auf der Welt erwartet hätte. — Auch ergriff es mich tief, da ich ſogleich die Folgen dieſer falſchen Richtung überſah, wenn es mir nicht gelang, ihn wieder in den richtigen Weg einzulenken.

Ich habe mehrfach die Erfahrung gemacht, daß nichts ſich ſo ſchwer widerlegt, als ein unrichtiger Schluß in der Politik, wenn er durch ein darauf geſtütztes Benehmen bereits feſtgewurzelt iſt. — Gneiſenau wollte etwas vermeiden, wozu er von vorn herein hätte annehmen müſſen, daß unſre Alliirten tükiſch und treulos an uns handeln würden. Dies von dem Kaiſer Alexander annehmen und vor der Welt durch General Gneiſenau geltend machen zu wollen, war eine Idee, die nur aus einem intriganten oder ſchlecht organiſirten Kopfe kommen konnte. — Ich fühlte, daß ich nicht vermochte, eine Widerlegung mit der nöthigen Ruhe und ohne Bitterkeit zu führen; ich ſchob daher die politiſche Frage ganz in den Hintergrund, und ſprach lediglich gegen den Satz, den Gneiſenau als Reſultat abgeleitet hatte, nämlich:

> wir müſſen aus dieſer activen Kriegführung in eine paſſive übergehen. Die große Armee mag endlich auch einmal etwas thun.

Solche Worte klingen am Abend vor einer Schlacht nicht angenehm, und ich hatte vollauf zu thun, das Unvermeidliche einer Schlacht nachzuweiſen, wir mochten uns activ oder paſſiv benehmen.

Man hatte Gneiſenau die Vorſtellung aufdrängen wollen, Napoleon werde uns nicht angreifen, ſondern ruhig abziehen, wenn er uns in der ſtarken Stellung von Laon finde. Greife er uns jedoch an, ſo ſei dies ein unfehlbarer Beweis ſeiner

großen Uebermacht, und dann empfehle die Klugheit, ſich in keine Schlacht einzulaſſen, ſondern unter dem Schutz unſerer überlegenen Cavallerie das Gefecht geſchickt abzubrechen. Auf ſolche Crocodillen-Schlüſſe blieb mir nur die Erwiederung, daß ich hoffe: daß, wenn uns Napoleon angreife, wir nach alter Gewohnheit, wie in den Schlachten an der Katzbach, Leipzig und La Rothière ihm zu rechter Zeit entgegen gehen würden, damit der bei Groß-Beeren, Dennewitz, Leipzig und der Eroberung der Niederlande wohl erworbene Ruhm der Nord-Armee nicht durch das Commando der ſchleſiſchen Armee auf's Spiel geſetzt werde.

Hiermit mußte ich mich begnügen; ich dachte: kommt Zeit, kommt Rath. Meine Gegner gewannen indeß immer mehr Feld, und leider mußte ich bemerken, daß mein Verhältniß zum General von Gneiſenau ſich täglich mehr verſchob.

Statt der ſonſt offnen und vertraulichen Berathungen wurden meine Anträge einſilbig und kalt, als nicht zu den politiſchen Verhältniſſen paſſend, zurückgewieſen, und ich fühlte mich nicht frei von Bitterkeit, da ein fremder Einfluß dem Mann eine ganz ſchiefe Richtung gegeben hatte, der durch ſeine Stellung zum Feldmarſchall Blücher und das Vertrauen, welches deſſen großer Kriegsruhm den Souverainen und allen Alliirten eingeflößt hatte, einen ſo bedeutenden Einfluß auf die Beendigung des zweijährigen Kampfes übte, der nichts anderes mehr erforderte, als eine kurze Fortſetzung der Anſtrengungen, welche dem großartigen Charakter Gneiſenau's ſo ganz entſprachen. Wenn ich in meinem Herzen tief verwundet und niedergedrückt war, ſo trachtete ich um ſo mehr dahin, in meinen Dienſtpflichten unverändert zu bleiben.

Am 5. März kam feindliche Kavallerie bis vor Corbeny, ohne daß dem Feldmarſchall etwas gemeldet war. Am 6ten März als vom General Winzingerode der Anmarſch Napoleons gemeldet wurde, und der Befehl zur Verſammlung der Corps

auf dem Plateau zwiſchen der Aisne und Lette gegeben war, begab ſich der Feldmarſchall mit ſeinem Gefolge gegen den linken Flügel. Ich ritt ſchnell voraus. Als ich bei Craonne eintraf, war das Tirailleur-Feuer der aus 2 Bataillons beſtehenden Arriergarde gerade in dieſem Ort. Das Corps von Winzingerode war eine Stunde rückwärts auf dem Plateau verſammelt. Dem ausdrücklichen Befehl entgegen war alſo die Arriergarde nicht am Uebergang bei Berry, das Corps nicht bei Craonne aufgeſtellt, wo ſich für ein Corps eine außerordentlich ſtarke Stellung befand, vor der Fronte eine bedeutende Ebene lag, gerade, was wir bei der großen Ueberlegenheit an Cavallerie bedurften.

Das verlorene Craonne wieder zu nehmen, war ganz unmöglich, da die Arriergarde nur aus 2 Bataillons beſtand, und Winzingerode mit dem Corps viel zu weit entfernt war. — Ich benachrichtigte den Feldmarſchall durch einen ihm entgegengeſandten Offizier von dem Verluſt von Craonne und der ſtarken Stellung, welche Napoleon dadurch gegen uns gewonnen habe, als Folge des Ungehorſams des Generals von Winzingerode.

Ich ritt dem Feldmarſchall entgegen und hielt folgenden Vortrag: General Winzingerode, anſtatt ſich mit ſeinem Corps in der ganz unüberwindlichen Stellung bei Craonne aufzuſtellen, ſeine zahlreiche Cavallerie in der Ebene vor ſich, hat dieſe Ebene nebſt Craonne Napoleon überlaſſen, der nun auf dem Plateau eben ſo feſt etablirt iſt, als wir. Ihn in ſeiner gewonnenen feſten Stellung angreifen, würde ſehr viel Menſchen koſten und um ſo weniger rathſam ſein, als bei dieſem Angriff keine Uebermacht helfen kann, da der Angreifende nicht mehr Menſchen in's Gefecht zu bringen vermag, als der ſich Vertheidigende.

Da nun Napoleon ohne alle Frage ſelbſt zum Angriff übergehen wird, indem ihn die Zeit drängt, uns aber nicht,

ſo würde ſein Angriff abzuwarten ſein. Dann aber muß der größte Theil unſerer nahe an 20,000 Mann ſtarken Cavallerie, die wir auf dem Plateau nicht brauchen können, davon weggezogen werden, und da wir auf dem Plateau Stellung hinter Stellung finden, in denen nicht mehr als 10,000 Mann entwickelt werden können, und die Beſetzung von zwei hinter einander liegenden Stellungen mit einer Reſerve von 20,000 Mann hinreicht, den Napoleon'ſchen Kräften ohne Gefahr zu widerſtehen, ſo ſchlage ich vor:

1) die Corps, welche im Marſch ſind, ſofort anzuweiſen, daß ſie auf dem Plateau halten und bivouakiren, wo ſie gefunden werden,
2) daß ein Cavallerie-Corps von 10,000 Pferden mit 40 Geſchützen reitender Artillerie gebildet wird, welches ſofort links abmarſchirt, über die Lette geht, und ſich auf Corbeny dirigirt, von wo es Napoleon bei Tages-Anbruch in den Rücken fällt*).
3) Das Corps von Bülow ſogleich nach Laon, zu deſſen Beſetzung abmarſchiren zu laſſen,
4) York und Kleiſt mit Tagesanbruch marſchfertig, und
5) die Corps von Winzingerode, von Sacken und von York zur Vertheidigung des Plateau's aufgeſtellt zu laſſen**).

Die Genehmigung meines Vorſchlags erfolgte auf der Stelle. Winzingerode, der gegen den Feldmarſchall einige nichtsſagende Ausflüchte vorbrachte, und in ſeinen Aeußerungen ſich ſehr bereitwillig zeigte, Napoleon zu vernichten, bewirkte dadurch, daß ihm der Feldmarſchall das Commando der 10,000 zur Umgehung beſtimmten Pferde übertrug. — Ich erſchrack nicht wenig,

*) Dieſer Vorſchlag wurde gemacht um 5 Uhr Nachmittag. Um 6 Uhr wurde es dunkel. Die zurückzulegende Entfernung betrug in Raum 4 Stunden, und es war in Zeit dazu gegeben 12 Stunden.

**) Dieſe 3 Corps hatten eine Geſammtſtärke von circa 70,000 Mann.

als ich dieſe Ernennung hörte, und zweifelte keinen Augenblick, daß die Sache verunglücken würde. —

Mir hatte es als das einfachſte, natürlichſte geſchienen, daß der Feldmarſchall mit dieſen 10,000 Pferden in eigener Perſon über die Lette ging, ihren Marſch auf Corbeny förderte, dann York und Kleiſt an das rechte Ufer der Lette auf einen ſolchen Punkt zog, von welchem man dem vorrückenden Napoleon in die rechte Flanke, und wenn er ſich nicht daran kehrte, in den Rücken ging.

Was wäre aus Napoleon geworden, wenn er bei Bray im Gefecht mit Sacken verwickelt, durch York und Kleiſt über Ailles oder Vaucler umgangen, und durch das Cavallerie-Corps mit Artillerie unterſtützt, genöthigt wurde, nach 3 Seiten Fronte zu machen, ohne einen andern Rückzug zu behalten, als die unwegſamen Thäler vom Plateau bis zur Aisne. An der brückenloſen Aisne und dem beſetzten Soiſſons mußte ein ſolcher Rückzug immer mit einer völligen Niederlage enden.

Die Umgehung durch das Cavallerie-Corps wurde durch die Schuld des Generals von Winzingerode nicht ausgeführt. Dem Feldmarſchall blieb nichts übrig, als dies den General von Sacken wiſſen zu laſſen, und ihm den Rückzug auf Laon zu befehlen.

Zu ſpät kam aber dieſer Befehl auf dem Plateau an. Ein äußerſt blutiger Kampf hatte begonnen.

Sacken zog ſich ſeiner Inſtruction gemäß von einer Stellung zur andern bis nach Froidemont. — Napoleons Heftigkeit in der Verfolgung, bei der er jedoch Sacken nichts anhaben konnte, zeigte, was für Reſultate wir gehabt haben würden, wenn Winzingerode ſeinem Auftrag gemäß gehandelt hätte.

In einer großen Verſtimmung kamen die ruſſiſchen Corps bei Laon an. Der Verluſt an Todten und Bleſſirten der Corps von Sacken und Winzingerode war bedeutend, unverhältnißmäßig groß aber an höheren Offizieren.

Die ruſſiſchen Generale ſahen dieſes Gefecht als ganz unnütz, und die Gebliebenen als völlig zwecklos geopfert, an.

Sie ſprachen den Feldmarſchall nicht frei, obgleich der Fehler von einem der Ihrigen begangen war. — Der Feldmarſchall hätte wiſſen müſſen, daß der bequeme und ungehorſame Winzingerode nicht zu einem ſolchen Commando geeignet war.

Wenn der Ausfall des Tages auch nicht in dem Sinne der Bülow'ſchen Umgebung ſein mochte, ſo hatte der Zufall gewollt, daß in ihrem Sinn die preußiſchen Truppen dabei gar keinen Verluſt erlitten.

General Gneiſenau fühlte indeß anders, und äußerte ſich im Allgemeinen gegen mich. — Ich hatte eine Unterredung mit dem General von Bülow, nach welcher ich ſchließen mußte, daß die Anſichten des Schonens der preußiſchen Truppen nicht von ihm ausgingen, und daß er an der Bearbeitung des Generals von Gneiſenau keinen Theil hatte. Die ruſſiſchen Generale von Sacken, Graf Woronzof, Waſiltſchikof und Andre ſprachen mit gewohnter Offenheit, wodurch ich überſah, daß die Anſichten von dem „aus dem Gefecht halten" der preußiſchen Truppen, ihnen fremd und unbekannt waren. Ich ſuchte zu beruhigen, zu beſänftigen, und indem ich es völlig abläugnete, daß irgend eine Veränderung in den Grundſätzen der ſchleſiſchen Armee-Führung eingetreten wäre, verwies ich auf die Schlacht, welche uns bevorſtand und hoffentlich den Krieg beendigen werde.

Der General von Gneiſenau war von ſeinen alten Freunden dergeſtalt belagert, daß es mir ſehr ſchwer wurde, ihn allein zu ſehen, was er wahrſcheinlich auch vermeiden wollte, da er meine Abneigung gegen die politiſchen Grundſätze dieſer Freunde kannte. Bis dahin hatte meine Geſundheit den großen Anſtrengungen getrotzt, mit denen meine Geſchäfte unvermeidlich verbunden waren. An die Unterbrechung des Schlafs war ich gewöhnt, denn ſelten verging eine Nacht, in der ich

nicht mehrere Male geweckt worden wäre; meine natürliche Heiterkeit erhob mich über die gewöhnlichen kleinen Verdrießlichkeiten. Der Aerger seit der Ankunft in Soissons hatte aber dergestalt gewirkt, daß mich am 7ten Abends ein starkes Fieber befiel, was sich am 8ten fortsetzte. —

General Gneisenau wußte, daß ich bereits seit dem Abmarsch von Mery die Stellung von Laon sehr sorgfältig studirt und alle ihre Vortheile und Nachtheile reiflich erwogen hatte. Er selbst hatte sich mit diesem Gegenstande gar nicht beschäftigt, sondern verließ sich auf meine Studien bei der Besetzung der Stellung und der aus derselben zu ergreifenden Offensive. Daher brauchte er mich, und zwar um so nothwendiger, als sich in Laon kein höherer Offizier befand, der sich darauf vorbereitet hatte, aus der Stellung die möglichen Vortheile zu ziehen.

Aus Napoleons Bewegungen ließ sich schließen, daß er uns bei Laon angreifen würde.

Die Kosacken hatten einen Secretair Napoleons in der Gegend von Craonne eingefangen und nach Laon gebracht. Es war ein Deutscher, ein Hannoveraner, der bereits 1806 in's Geheim französische Aufträge an den preußischen General von Le Coq nach Hameln ausgerichtet hatte.

Besonnen in seinen Antworten, schien er es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, Napoleons Macht und Hülfsmittel zu übertreiben, und jeden Einzelnen, der mit ihm sprach, mit affectirter deutscher Treuherzigkeit glauben zu machen, Napoleon sei mit 60—70,000 Mann zur Schlacht von Craonne marschirt, und habe zwei über Fismes kommende Marschälle mit circa 20,000 Mann hinter sich.

Ein treuherziger Deutscher, als Privat-Secretair Napoleons angestellt, war an sich ein Widerspruch. Zufällig war mir der Mann dem Namen nach als so verächtlich bekannt, daß

ich in ſeiner jetzigen Lage mich begnügen konnte, ihm bei ſolchen Aeußerungen in's Geſicht zu lachen.

Dieſer Lumpenkerl wurde bei Gneiſenau eingeführt, und ſtatt daß er ſonſt vor ihm ausgeſpuckt haben würde, fanden ſeine Ausſagen bei ihm Eingang, ſo daß er (wie ich es ſpäter erſt erfuhr) an dieſe Stärke Napoleons *glaubte*.

Ich nahm am 8ten März alle meine Kräfte zuſammen, und nachdem die Aufſtellung der Armee hinter der Höhe von Laon geordnet war, ging ich in einen langen Vortrag über die Details unſerer Stellung und die zu ergreifenden Maaßregeln ein. Gneiſenau ſtimmte bei, und legte einen Werth darauf, daß meine Geſundheit mir verſtatten möge, die auf den folgenden Tag vorauszuſehende Schlacht mitzumachen. Mein Fieber hatte am andern Morgen ſo weit nachgelaſſen, daß ich bis zum Abend, wo es heftig wiederkehrte, meinen Dienſt verſehen konnte.

Die Schlacht von Laon, ſo wie die Fehler Napoleons, und wie ſie von unſerer Seite benutzt wurden, ſind durch mein Werk „zur Kriegsgeſchichte" bekannt.

Ich bemerke nur, was hierher gehört, daß ich von dem Augenblick an, wo der Nebel ſich verzog, mit meinem Fernrohr an eine alte Mauer des ruinirten Schloſſes von Laon gelehnt, die 3 Zugänge beobachtete, welche Napoleon zum Marſch auf Laon zu Gebot ſtanden.

Daß er unſern rechten Flügel angreifen oder umgehen würde, hatte ich als das Allerunwahrſcheinlichſte betrachtet, weil dort unſre Stellung die größte Stärke hatte. — Höchſt erwünſcht mußte es für uns ſein, wenn das offenſive Gefecht auf der Straße zwiſchen Laon und Rheims Statt haben konnte, weil in *dieſer* Richtung der General Graf St. Prieſt in den nächſten Tagen mit 16,000 Mann ankommen mußte, oder bereits angekommen war.

Der Berg und die Stadt Laon war mit 17,000 Mann beſetzt, und dieſe Beſatzung reichte vollſtändig hin, um den überlegenſten Gegner ſo lange an ihrer Wegnahme zu hindern, bis ſeine Angriffe in die Flanken und Rücken genommen waren.

90,000 Mann ſtanden hinter dem Berge verdeckt, um die Vertheidigung des Berges ſo lange zu unterſtützen, bis der Angreifer mürbe geworden war, wodann man ihn durch eine kräftige Offenſive und bedeutende Uebermacht erdrücken konnte.

Das war die allgemeine durch die Localität gebotene Dispoſition. Nun traten aber beſondere Umſtände ein.

Die Garniſon von Soiſſons hatte den Befehl, ſich über La Fère an die Armee bei Laon heranzuziehen, und man konnte annehmen, daß ſie am 9ten Mittag auf der Chauſſee von La Fère nach Laon eintreffen werde. Dies bedingte eine Aufſtellung, welche bis zum 9ten Mittag den vorgeſchriebenen Marſch der Garniſon von Soiſſons ſicherte. Hiernach wurde das Corps von Winzingerode am 8ten vorwärts und zugleich parallel der Chauſſee von La Fère, das Dorf Claſſy vor ſich beſetzt, aufgeſtellt.

Nachdem am 9ten um 10 Uhr Morgens, viel früher als erwartet, der General Rudczewitſch mit der Garniſon von Soiſſons hinter Laon eingetroffen war, hörte der Grund auf, das Corps von Winzingerode in ſeiner vorgeſchobenen Stellung zu belaſſen, und dieſes Corps würde die Ordre erhalten haben, ſich in die verdeckte Stellung hinter den Berg zu ziehen, wenn nicht ein ganz neu eingetretener Umſtand etwas anderes vorgeſchrieben hätte.

Der feindliche linke Flügel auf der Chauſſee von Soiſſons wurde, nachdem der Nebel gefallen war, von uns ſo ſchwach erkannt, daß mit Beſtimmtheit angenommen werden mußte, mit dieſer geringen Truppenzahl kann Napoleon unmöglich einen Angriff auf die ſtarke Stellung von Laon wagen.

Nun wußten wir zwar (gegen Mittag), daß ſich eine feindliche Colonne auf der Chauſſee von Rheims im Marſch auf Laon befand, jedoch konnte vernünftiger Weiſe nicht angenommen werden, daß zwei auf eine ſo große Entfernung getrennte Flügel ohne ein Centrum zu einem ernſten Angriff ſchreiten würden.

Meine Vermuthung ging daher dahin: daß entweder noch ein Centrum über Bruyères erſcheinen werde, oder aber Napoleon ſich mit Marmont zu vereinigen beabſichtigte, es ſei dadurch, daß er ſich rechts oder daß Marmont ſich links ſchob. —

Im erſten Fall war das Corps von Winzingerode bei der Hand, um (mit ſeinem linken Flügel am Pivot Laon) Napoleon feſtzuhalten, oder ihm bei den Uebergängen über den Ardon-Bach, Chivy und Leully, Niederlagen beizubringen, und ſpäter bei der allgemeinen Schlacht mitzuwirken.

Ich machte den Vorſchlag, den rechten Flügel noch dadurch zu verlängern, daß der ausgezeichnete General Waſiltſchikof den Auftrag erhalte, mit ſeiner Cavallerie und zahlreicher reitender Artillerie durch Clacy um den feindlichen linken Flügel herumzugehen.

Durch dieſe Maaßregel blieb das Corps von Winzingerode ungeſchwächt in ſeiner Stellung, und General Waſiltſchikof unabhängig in ſeiner Bewegung.

Ließ Napoleon ſich eine ſolche Umgehung gefallen, ſo konnte man annehmen, daß er die Abſicht habe, ſich rechts, Marmont entgegen kommend, zu ſchieben.

Jede andere Offenſive der ſchleſiſchen Armee mußte ausgeſetzt bleiben, bis die Abſicht Napoleon's aufgeklärt war. — Mein Vorſchlag wurde genehmigt. Noch ehe Waſiltſchikof bis Mons-en-Laonnais gekommen war, rückten feindliche Abtheilungen auf Ardon vor und ſetzten ſich darin feſt.

Wir blieben in der Defenſive, bis man mittelſt Fernröhren erkannte, daß Napoleon eine Flanke gegen Waſiltſchikof bildete und eine Kanonade mit ihm annahm.

Dies war der Augenblick der definitiven Dispoſition zur Schlacht. General Bülow erhielt den Befehl zur kräftigſten Offenſive über Ardon und zur Trennung des feindlichen linken Flügels unter Napoleon, von ſeinem rechten Flügel unter Marmont, wobei dem General von Bülow der Gebrauch ſeiner Reſerve-Cavallerie auf der Ebene zwiſchen Leully und Bruyères zu Statten kam.

Dieſer Befehl hatte bei der Ausführung den vollkommenſten Erfolg und bewies dadurch, daß der Feind ſich auf Leully zurückzog: Napoleon habe nicht die Abſicht, Marmont entgegen zu gehen.

Jetzt kam es darauf an, den Marſchall Marmont mit allen disponiblen Kräften anzufallen und ihn zu vernichten.

Der Berg von Laon, mit ſeiner Beſetzung von 17,000 Mann, wurde bei dieſer Bewegung als eine ſich ſelbſt zu überlaſſende Feſtung angeſehen und alle übrigen Truppen blieben zum Schlag gegen Marmont disponibel.

Es fragte ſich jedoch: wo wird Marmont zu faſſen ſein?

Der Wind kam aus Weſten, Marmont mußte (bei Fetieur angekommen) Napoleon's Kanonenfeuer gehört haben und es erſchien daher wahrſcheinlich, daß er von Fetieur über Parfondry auf Bruyères marſchirt war. Dann konnte er beim Dunkelwerden zwiſchen Bruyères und Leully angekommen ſein und der Schlag gegen ihn mußte in dieſem Terrain-Abſchnitt ausgeführt werden.

Daß der Angriff von den Corps von York und Kleiſt ausgeführt und von Sacken und Langeron unterſtützt werden ſollte, ſtand feſt, und die Befehle, ſich dazu in Bereitſchaft zu ſetzen, wurden gegeben. Wo Marmont anzugreifen ſei, mußte erſt noch ermittelt werden, und der Feldmarſchall ſendete mich zu

dieſem Zweck auf den linken Flügel. Als ich bei Chauſous angekommen war, fand ich zwei 12pfder Batterien des Corps von Kleiſt aufgefahren, und die Kanonade begann ſo eben mit den bei Athis aufgefahrenen Batterien von Marmont.

Es blieb mir kein Zweifel, daß ſich dieſes ganze feindliche Corps an der Chauſſee von Rheims befand, obgleich es nicht höher als 20,000 Mann geſchätzt werden konnte.

Dieſes Vorrücken auf der Chauſſee, war für die beſtehende Dispoſition das erwünſchteſte, was geſchehen konnte, denn es bedurfte nichts weiter, als mit einer größeren Fronte gerade auf den ganz iſolirten Marſchall Marmont loszugehen.

Der Feldmarſchall und der General Gneiſenau hatten von ihrem Beobachtungspunkt am ruinirten Schloß von Laon durch die Kanonade bei Athis erkannt, daß Marmont ſich auf der Chauſſee befand und nicht von derſelben gegen Bruyères abgebogen war. Ich begegnete daher bereits dem General Graf Golz, der die Ordre zum Angriff an die Generale von York und Kleiſt, ſo wie den Befehl, als Unterſtützung vorzurücken, an die Generale Langeron und Sacken brachte.

Das Kanonen-Feuer an der Chauſſee von Rheims war auf der Höhe von Laon zwar geſehen aber kaum gehört worden. Es war alſo wahrſcheinlich, daß Napoleon, der nicht dahin ſehen konnte, gar nichts davon erfahren hatte.

Als die Dunkelheit einbrach, verließ der Feldmarſchall ſeinen Beobachtungspunkt. Sein Unwohlſein nöthigte ihn, ſich niederzulegen, allein nie iſt ein Feldherr wohl ſeines Sieges ſicherer geweſen, nachdem er den Befehl zum Angriff abgeſendet hatte.

Marmont war in's Garn gelaufen, ob auf Befehl ſeines Kaiſers oder aus eigener Unvorſichtigkeit, das iſt bisher noch nicht ganz klar geworden.

Die Leitung dieſer Defenſiv-Schlacht von Seiten des Feldmarſchalls iſt ſehr einfach, und ebenſo der Angriff von der andern Seite.

Napoleon konnte aus ſeiner Stellung mit dem rechten Flügel an Leully mit dem linken hinter Clacy, mit beiden Flügeln an den Ardon-Bach angelehnt, unmöglich zu einem ernſtlichen Angriff des Berges von Laon übergehen, ſo lange das Corps von Winzingerode mit 25,000 Mann hinter Clacy ſtand.

Seine Angriffe ſind alſo lediglich als Verſuche anzuſehen, um die feſte Haltung des Feldmarſchalls und des ruſſiſchen Führers hinter Clacy zu prüfen.

Wenn man jedoch den Schlachtbericht durchgeht, der 29 Jahr ſpäter, 1843, in der Geſchichte des Feldzuges von 1814 erſchienen iſt, ſo erhält man das Bild einer mit abwechſelnden Vortheilen geführten und bis zum Schluß in ihren Reſultaten völlig ungewiſſen Schlacht. Die Veranlaſſung zu dieſem Eindruck wird vorzüglich dadurch gegeben, daß die partiellen Gefechte, die wichtigen, wie die unwichtigen, mit einer gleichen Feierlichkeit vorgetragen werden. Hierzu kommen noch Unrichtigkeiten.

Seite 87 heißt es, daß der Feldmarſchall ſich wegen ſeines Unwohlſeins vom Kampfplatz zurückgezogen habe (um die Mittagsſtunde).

Dies iſt unrichtig. Nachdem ich vom linken Flügel, als es dunkel zu werden anfing, auf den Punkt zurückkam, auf welchem der Feldmarſchall ſich vom Morgen an befunden hatte, fand ich ihn noch auf derſelben Stelle, und erſt, nachdem alle Befehle für dieſen Tag gegeben waren, führten wir ihn in ſeine Wohnung. Auf derſelben Seite iſt geſagt:

> daß an dieſem Tage ganz andere Reſultate gegen den feindlichen linken Flügel erkämpft ſein würden, wenn

es dem Feldmarſchall möglich geweſen wäre, ſich an die Spitze zu ſetzen.

Das iſt eine harte Beſchuldigung gegen die Führer, die ſie um ſo weniger verdienen, als das Gegentheil erwieſen werden kann, nämlich: daß alle wichtigen Befehle des Feldmarſchalls an dieſem Tage ſo vortrefflich ausgeführt worden ſind, als er ſie in eigener Perſon hätte ausführen können.

Der Verfaſſer dieſes Berichts erwähnt der Ankunft der Garniſon von Soiſſons über La Fère bei Laon gar nicht*); er ſcheint auch die Veranlaſſung zur Aufſtellung des Corps von Winzingerode hinter Clacy gar nicht zu kennen, weder in Beziehung auf die Deckung des Marſches der Garniſon von Soiſſons, noch in Beziehung darauf, daß Napoleon in ſeiner eingeklemmten Umarmung durch den Ardon-Bach feſtgehalten werden ſollte. Daher kann man auch dem Verfaſſer zu Gute halten, wenn er Seite 88 ſich darüber ereifert, daß die Offenſiv-Bewegungen der Alliirten keinen Erfolg gehabt hätten, während der Feldmarſchall es für einen befriedigenden Erfolg hielt, daß Napoleon ſeine eingeklammerte Stellung nicht verlaſſen konnte.

Nach Mitternacht traf ein Offizier vom Generalſtabe von Fetieux in Laon ein, um, vom General von York geſandt, mündlich Bericht über das Gefecht abzuſtatten, in deſſen Folge Marmont völlig auseinander geſprengt war; ſeine Artillerie

*) Er hat aus dem Schlachtbericht von Wagner fälſchlich nachgeſchrieben, daß dieſe Garniſon am 7ten Abends bei Chevrigny eingetroffen ſei, was nach Raum und Zeit ganz unmöglich war. Der General Graf Langeron ſagt in ſeinem Bericht: Le général Rudczewitsch encloua toutes les pièces trouvées a Soissons, et brûla les affûts. Le manque total de chariots le força de laisser ses blessés, qui furent pris, et soignés par les ennemis. Il marcha par Coucy, St. Gobin et Charmes (Faubourg de la Fère) et vint me rejoindre près de Laon le 9 Mars à 10 heures du matin.

(über 50 Geſchütze) verloren hatte, und gegen Berry-au-Bac floh.

York war in der Verfolgung geblieben, um dem Gegner keine Zeit zur Zerſtörung der Brücke von Berry zu laſſen.

General von Gneiſenau ſendete mir dieſen Offizier zu, der (vor meinem Bett) alle meine Fragen gründlich beantwortete, ſo daß ich die Dispoſition für den 10ten entwerfen konnte.

Ich hatte als Baſis dazu angenommen: Napoleon iſt nun, nachdem ſeine Marſchälle ſo total geſchlagen ſind, nicht mehr im Stande, die beinah dreifach ſtarke ſchleſiſche Armee, und obenein in einer ſo ſtarken Stellung, als die von Laon iſt, anzugreifen. — Er hat dadurch, daß wir Bruyères beſetzt und ihn ſorgfältig von ſeinen Marſchällen getrennt haben, nur auf Umwegen Communication mit ihnen.

Hatte er auch das Kanonenfeuer bis zum Einbruch der Nacht (auf der Chauſſee von Laon nach Rheims) gehört, ſo mußte ihm das Nachtgefecht (wobei kein Kanonenfeuer Statt hatte) unbekannt geblieben ſein, und ſo iſt es möglich, daß er erſt nach Tages-Anbruch Nachricht von der Niederlage ſeiner Marſchälle erhält, folglich nicht abgezogen iſt.

Da ihm bei der Verfolgung auf der Chauſſee nach Soiſſons nichts anzuhaben ſein würde, ſo müſſen wir:

1) York und Kleiſt die Reſte der geſchlagenen Marſchälle verfolgen laſſen und nebenbei folgende Zwecke ausführen:
   a. die Zerſtörung der Brücke bei Berry-au-Bac verhindern,
   b. die Vereinigung mit dem General Graf St. Prieſt bewirken.
2) Was dann noch bei Laon bleibt, iſt in 2 Theile zu theilen, wovon der eine, Winzingerode und Bülow, in der Stellung von Laon ſtehen bleibt, bis es ſich ausweiſt, ob

Napoleon abgezogen ist, in welchem Fall sie ihm folgen, und ihn zu stehendem Gefechte nöthigen; der andere Theil aber

3) Sacken und Langeron, parallel der Rückzugs-Straße Napoleons, gegen Chevrigny an der Lette marschiren, um jeden Augenblick rechts gegen ihn einschwenken zu können, wenn er abzieht, oder ihm auf dem Plateau zwischen Lette und Aisne zuvorzukommen, wenn er sich zu lange aufhält. —

Wenn nach dieser Disposition Alles zur Ausführung kommt, so ist die Armee in 3 Theile zerlegt, wovon York und Kleist circa 25,000 Mann, die beiden andern jeder circa 35,000 Mann stark sind, d. h. eben so stark, als Napoleon nach seinem Verlust bei Craonne *).

Da ich nicht mein Bett verlassen konnte, ohne mich allen Folgen einer gestörten Transpiration auszusetzen, so sendete ich meinen Adjutanten von Gerlach mit der schriftlichen Disposition und den mündlichen Erläuterungen zum General von Gneisenau, um ihm alles gründlich vorzutragen. —

Der Lieutenant von Gerlach berichtete bei seiner Zurückkunft, daß der General von Gneisenau so wie der Feldmarschall mit Allem vollkommen einverstanden, die Disposition ungeändert angenommen hatten, wie es die Unterschrift des Feldmarschalls bezeugte.

Ich fertigte hierauf die Befehle aus und erhielt mit Tages-Anbruch die Nachricht: daß alle Corps bereits im Marsch zu ihrer Bestimmung wären.

Mit großer Beruhigung und in der Ueberzeugung, daß der angebrochene Tag uns große Resultate bringen würde, begab ich mich zum Feldmarschall, der ein großes Vorzimmer

*) Hier sind die 14 bis 16,000 Mann unter dem General Grafen St. Priest, welche dem 12ten März mit York und Kleist vereinigt sein konnten, nicht mitgerechnet.

hatte, das ganz mit Offizieren angefüllt war. — Ich bemerkte darunter viele russische Generale, welche gekommen waren, um zum Erfolg des gestrigen Tages Glück zu wünschen, auch Neugierige, Kritiker und die Klaffer, welche sich bei jedem Hauptquartier einfinden, wenn sie von großen Begebenheiten erschreckt werden.

Als ich mich durchdrängte, bemerkte ich den General von Gneisenau am Fenster in einer Unterredung mit einem alten Freunde. Ich trat heran, mich wieder gesund zu melden; der General von Gneisenau rief mir entgegen: „es ist gut, daß Sie kommen, — die Disposition muß sogleich abgeändert werden." — Ich trat näher, da ich glaubte, es seien wichtige Nachrichten vom Feinde eingegangen. „Die von Ihnen entworfene Disposition ist zu kühn, und könnte uns in's Verderben bringen."

„Alle 4 Corps, welche im Marsch sind, müssen auf der Stelle zurückgerufen werden. — Napoleon greift uns um 10 Uhr an, Bülow und Winzingerode können ihm allein nicht widerstehen, es bedarf dazu der ganzen Kräfte von Sacken und Langeron."

Der Eindruck ist schwer zu beschreiben, den diese schwache Aeußerung aus dem Munde eines von mir so hoch geachteten Mannes auf mich machte!

Nachdem ich mit den sanftesten Worten darzustellen suchte, daß uns nichts Glücklicheres begegnen könnte, als wenn Napoleon uns angreife, und Sacken und Langeron ihn in Flank und Rücken nähmen, und als Gneisenau auf nichts eingehen wollte, ersuchte ich ihn, aus dem Tumult des Vorzimmers in ein anderes Zimmer zu kommen, wo wir allein wären und ich ihm ruhig alle Verhältnisse auseinander setzen könnte; — er entgegnete mir: „es sei keine Zeit zu verlieren, überdies sei der Feldmarschall krank, und er als sein Stellvertreter könne

eine ſolche Gefahr, in welche ich die Armee verſetzt hätte, nicht auf ſich nehmen."

Ich fragte: ob bereits Meldungen eingegangen wären, daß Napoleon ſich noch in ſeiner Stellung befinde?

Niemand konnte darüber Gewißheit geben, und ſo ſtellte ich die Nothwendigkeit vor, erſt zu erforſchen, ob unſer Gegner nicht bereits in vollem Abzuge ſei. Ich ſah, daß dieſe öffentlichen Verhandlungen zwiſchen uns zu nichts führen konnten, ja daß man bereits in der Verſammlung auf unſre Discuſſion aufmerkſam wurde, und da meine Pferde vor dem Hauſe ſtanden, ſo erbot ich mich, auf eine Höhe vor der Stadt zu reiten, auf welcher eine Windmühle ſtand, und von welcher man die Dörfer überſehen konnte, zwiſchen welchen Napoleon ſich am vergangenen Tage gezeigt hatte.

Dies wurde bewilligt.

Der fremde Einfluß, der ſich hier auf eine ſo unbegreifliche Weiſe äußerte, machte mich beſorgt, daß man meine Abweſenheit benutzen könnte, um durch meine, an die Ausfertigungen gewöhnten Offiziere, die beabſichtigte Contre-Ordre ausfertigen zu laſſen. Ich nahm daher alle meine Adjutanten mit.

An der Windmühle, bei welcher ich mein Fernrohr aufſtellte, traf ich mit dem General Graf Woronzow zuſammen, deſſen Vorpoſten ihm gemeldet hatten, daß der Feind ihnen noch gegenüber ſtehe, wie am geſtrigen Abend. —

Woronzow war ungewiß, ob dies nicht ein Rideau ſei, um den Abmarſch zu maskiren, was übrigens bei Napoleons verdeckter Aufſtellung leicht war. — Zu ſehen war zu dieſer Zeit (es mochte 8 Uhr ſein) durchaus nichts, weder Bivouakfeuer noch Truppen-Maſſen.

Ich ließ dies dem General Gneiſenau melden und verzögerte meine Zurückkunft in der Hoffnung, daß ſich bald etwas Beſtimmteres angeben laſſen würde.

Bei ruhiger Ueberlegung, und nochmaliger Prüfung aller Verhältniſſe, konnte ich den Vorwurf, der meiner Dispoſition gemacht wurde, in keiner Art begründet finden; die dem General Gneiſenau aufgedrungenen Ideen konnten nur aus dem politiſchen Grundſatz des Schonens der preußiſchen Truppen entſtanden ſein, ſo übel er auch hier, wo es darauf ankam, die Früchte einer gewonnenen Schlacht zu ernten, angebracht ſein mochte*).

Die Art, wie der General von Gneiſenau mich bei dieſer Gelegenheit, nach einem ſo alten und feſtbegründeten Freundſchafts-Verhältniß abermals behandelte, und gegen neue egoiſtiſche Rathgeber zurückſetzte, hatte mich tief empört, indeß ich gewann es über mich, Alles zu unterdrücken, denn ich ſah wohl ein, wohin eine Uneinigkeit im Hauptquartier der ſchleſiſchen Armee, wenn ſie öffentlich wurde, führen, und welchen Schaden ſie der guten Sache bringen mußte.

Nur das ſtand bei mir feſt, daß ich meine Hand nicht zu Intriguen, nicht zur Contre-Ordre brauchen laſſen wollte.

Bald nach 8 Uhr kam der Chef des Generalſtabes vom Corps von Kleiſt, Oberſt von Grolmann, an die Windmühle, wo er den Feldmarſchall ſuchte, dem er eine Meldung vom General von York zu machen hatte. „Weshalb läßt man uns halten?“ fragte er. Hier erfuhr ich denn, daß gleich nach meiner Entfernung aus dem Unglücks-Vorzimmer der Befehl an alle marſchirende Corps abgeſendet war, da, wo die Ordre ſie treffe, zu halten. Der ꝛc. von Grolmann ſah dies, ſo wie ich, als ein Unglück an. — Ich wußte, daß General Gneiſenau viel Werth auf Grolmann's Meinung legte und forderte ihn daher auf, ſich gegen ihn zu erklären und den Befehl zur Fortſetzung des Marſches herbeizuführen.

*) Ich habe ſpäter erfahren, daß meine Gegner dem General Gneiſenau geſagt haben: ich ſei krank, und dieſe kühne Dispoſition trage alle Spuren eines Fieberanfalls.

Er ritt nach Laon, konnte aber keine Abänderung bewirken*). Es zeigten sich einige Patrouillen des Feindes. Nach 9 Uhr kam der General von Sacken an die Windmühle, entrüstet, wie ich ihn noch nie gesehen hatte:

Sie wissen, Herr General, so redete er mich feierlich an, wie ich bisher aus innerer Ueberzeugung alles respectirt habe, was von dem Feldmarschall ausging, allein seit 4 Tagen vermisse ich ganz den Geist, der hier sonst leitend war!

Weshalb ändert man die Disposition ab, welche uns dahin geführt hätte, Napoleon den Todesstoß zu geben.

Ich entgegnete: der Marsch sei ja nur aufgeschoben, — worauf ich erfuhr, daß durch eine zweite Ordre der Rückmarsch aller 4 Corps angeordnet worden sei.

So war denn also damit die Gelegenheit vorüber und verloren gegangen, die eingeklemmte Armee Napoleons, wenn nicht gänzlich zu vernichten, doch bei seinem Rückzug mindestens seine ganze Artillerie in unsere Gewalt zu bekommen.

Napoleon entkam und das Mißvergnügen in der verbündeten Armee wurde allgemein, um so mehr, als der Graf St. Priest wenige Tage darauf eine Niederlage von derselben französischen Armee erlitt, welche nicht ungestraft hätte aus den Defilées von Etouvelles und Chivy zurückkommen sollen.

Ich hatte mich über das, was vorging, gegen niemand geäußert, auch meine Ansicht darüber durch kein Wort verrathen, indeß wurde das gestörte Vernehmen zwischen General Gneisenau und mir bald bemerkt, und die Veranlassung dazu errathen.

---

*) Grolmann hat, wie ich später erfahren habe, in den General von Gneisenau gedrungen, wenn er die Corps von Sacken und Langeron zurückrufen wolle, wenigstens die Corps von York und von Kleist auf dem Plateau zwischen Lette und Aisne fort marschiren zu lassen, damit sie sich zwischen Soissons und Napoleon ihm vorlegen könnten. Auch dies wurde abgeschlagen.

Dem General von York war nicht entgangen, wie ſich Alles im Hauptquartier verändert hatte, und entſchloſſen, nicht ein Spiel der Intriguen zu werden, verließ er unter dem Vorwand zerrütteter Geſundheit ſein Corps.

Ein ſolcher öffentlicher Schritt konnte die nachtheiligſten Folgen hervorbringen, und es wurde daher alles aufgeboten, um den General von York zu bewegen, noch die kurze Zeit auszuhalten, die es bis zur Abſchließung des Friedens dauern konnte. Der General von York gab nach.

Ich hatte denſelben Entſchluß des ruhigen Abwartens gefaßt, obwohl ich vorausſah, daß es mit den Thaten der ſchleſiſchen Armee zu Ende war.

Am 11ten mußte marſchirt werden, denn es fehlte an Fourage. Mein Vorſchlag war auf einen Marſch gegen Rheims gerichtet, um uns mit General Graf St. Prieſt zu vereinigen, und dann auf Paris vorzurücken. Hier fand ich beim General Gneiſenau den größten Widerſtand.

Er verlangte Ruhe und Auseinanderlegung für die Armee, jedoch eine Ausbreitung rechts gegen La Fère, wodurch wir uns von der großen Armee entfernten. Ich ſtellte vor: daß dieſe Trennung von der großen Armee um ſo bedenklicher ſei, als Alles, was ſich jetzt rechts ausbreite, wieder links über Laon zurück müſſe. Vergebens.

Endlich wurde ich aus den Aeußerungen des Generals von Gneiſenau gewahr, daß die Quartiere für das Corps von Bülow ſchon vorläufig ohne mein Wiſſen jenſeit der Aisne, in der fetten Gegend von Noyon (6 Meilen von Laon) verabredet waren.

Durch dieſes für das Bülow'ſche Corps gewählte Capua gingen 6 Tage rein verloren. Hätten wir uns, wie ich es wollte, nach Neufchatel und Rethel geſchoben, ſo trafen wir am 12ten oder 13ten daſelbſt ein, konnten die Verbindung mit der großen Armee herſtellen, St. Prieſt an uns ziehen, der

Armee 3 Tage Ruhe geben, und den 17ten in Rheims oder den 18ten in Châlons ſein, wo wir (nach der ganz unpaſſenden und verkehrten Dispoſition) erſt am 23ſten und 24ſten eintrafen.

Meine Widerlegungen und Mißbilligungen halfen zu nichts.

York und Kleiſt rückten nach Corbeny und Craonne und konnten (wegen des allgemeinen Rechtsſchiebens) die Brücke von Berry-au-Bac, welche eine Diviſion hätte decken ſollen, nur mit Vorpoſten beſetzen. — Nachdem St. Prieſt am 13ten geſchlagen war, mußten wir den Schimpf ertragen, daß Marmont vor unſern Augen die Brücke von Berry-au-Bac, nach Vertreibung unſerer Poſten, ſprengte.

Täglich mahnte ich an den Wiederaufbruch und die Beendigung der Ruhe, aber ein neuer, lächerlicher Grund zum Verweilen war aufgeſtellt. — Beim Corps von Bülow curſirten alle Klatſchgeſchichten aus dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden, und dieſer hatte nach ſeiner Ankunft in Lüttich allerdings viel lächerliches Zeug geſprochen, woraus ſich entnehmen ließ, daß er den Marſch über den Rhein mißbilligte, und ſich immer noch einbildete, die Franzoſen ſollten ihn (den Kronprinzen) an Napoleons Stelle auf den Thron Frankreichs berufen.

Man hatte Gneiſenau in den Kopf ſetzen wollen, der Kronprinz, beleidigt durch die Entziehung des Commando's der Corps von Bülow und Winzingerode, werde vorrücken, und uns mit ſeinen Schweden im Rücken angreifen, deshalb könne die Armee nicht vorrücken und den Centralpunkt Laon nicht verlaſſen. Dieß war doch etwas zu geſucht, als daß Gneiſenau in Folge meiner Gegenvorſtellungen es nicht hätte fallen laſſen ſollen.

Da wir nicht wußten, wo Napoleon ſeit der Affaire von Rheims geblieben war, und die Nachricht einging, daß er aus den Ardennen-Feſtungen Verſtärkungen nach Rethel beordert habe, ſo war es möglich, daß er, um die Scharte von Laon

auszuwetzen, alle disponiblen Truppen an ſich zog, und von Rethel her in unſre Flanke fiel, wo er uns auseinander gezogen fand, und aufrollen konnte.

So wenig ich an dieſe Bewegung glaubte, ſo diente ſie mir doch ganz gut, um am 15ten die Wiederzuſammenberufung der Armee durchzuſetzen.

Der Feldmarſchall war in dieſer Zeit, und bis zum Einrücken in Paris ſehr angegriffen. Doch konnte er ſich in gewohnter Art alle wichtigen Angelegenheiten vortragen laſſen und die Beſchlüſſe unterzeichnen.

Ein Wechſel im Commando wäre ſehr bedenklich geweſen; der Feldmarſchall wollte auch die Armee nicht verlaſſen, um, ſobald er ſich hergeſtellt fühlte, das Commando gleich wieder übernehmen zu können*).

---

*) Der ruſſiſche General Graf Langeron war der älteſte General nach dem Feldmarſchall und fürchtete ſehr das Commando übernehmen zu müſſen. Dies vermehrte ſich noch, als er ihn beſucht und abgeſtumpft gefunden hatte. Als er aus ſeinem Zimmer trat, ſagte er mir: **Au nom de Dieu, transportons ce cadavre avec nous.**

Nach dem oben erwähnten Schlachtbericht, der 1843 erſchien, iſt die Krankheit des Feldmarſchalls, Seite 127, ſo dargeſtellt, daß man auf eine, ihn unzurechnungsfähig machende Geiſtes-Abweſenheit ſchließen muß. Es iſt nicht zu läugnen, daß es damals eine Parthei gab, in deren Intereſſe es lag, dieſe Meinung zu verbreiten, — was ſie jedoch nicht öffentlich auszuſprechen wagte, da die Aerzte und näheren Umgebungen des Feldmarſchalls das Gegentheil beweiſen konnten. Beim Erſcheinen dieſes Werkes 1843 war der größte Theil dieſer Zeugen verſtorben. Der General-Lieutenant Graf Noſtitz als der erſte Adjutant des Fürſten Blücher belehrte den Verfaſſer, der ſich zu einer Berichtigung bereit erklärte, und ſie auch in Nr. 11 des Militair-Wochenblattes vom 16ten März 1844 einrücken ließ. Dieſe Berichtigung ſagt der Wahrheit gemäß: daß der Feldmarſchall die Operationen der ſchleſiſchen Armee aus ſeinem Zimmer in gewohnter Art leiten konnte, jedoch nicht eine Schlacht, bei welcher er überall zu ſein pflegte, wo der Kampf am heftigſten war, in gewohnter Art. — Ich ſetze hinzu, daß er die Operationen bis zur Schlacht von Paris wirklich geleitet hat, und ſich nicht zurückhalten ließ, dieſe Schlacht, einen grünen Schirm vor den Augen, mitzumachen.

Beim Weitermarſch, und als wir die Aisne überſchritten hatten, fand ich wieder die größten Schwierigkeiten. Der alte Freund war wieder da, und vermochte mündlich viel mehr als ſchriftlich.

Ich hatte in meiner Dispoſition angenommen, daß beim Marſch auf Paris, Soiſſons, in welchem ſich höchſtens 2500 bis 3000 Mann befinden konnten, nicht angegriffen, ſondern am rechten Ufer der Aisne durch Koſacken, am linken Ufer durch 3000 Mann blokirt werde, welche ſich auf der Chauſſee von Paris verſchanzen ſollten.

General Gneiſenau mißbilligte dies; er wollte es belagert und mit glühenden Kugeln beſchoſſen haben.

Ich ſtellte dieſe Anſtrengung als unnütz, und unſre Kräfte zerſplitternd dar, da man alsdann 6000 Mann vor dem Neſt laſſen müſſe.

Durch dieſen Widerſpruch von meiner Seite kam zu meiner Kenntniß, daß mit dem Corps von Bülow bereits Alles beſprochen war, daß dieſes Corps die Belagerungsmittel aus dem von ihm eroberten La Fère nehmen wolle, und dem aus Belgien mit 9000 Mann erwarteten General von Borſtell die Belagerung übergeben werde, ſobald er ankomme. — Wie ſoll es aber „bis dahin werden," fragte ich?

Bis dahin muß das Corps von Bülow die Belagerung führen, war die Antwort.

Mein Kopfſchütteln, meine Bemerkung: „was wird der General von Bülow zu einem Auftrag ſagen, der kaum für einen Brigade-Commandeur paßt?" alles half nichts, und das ganze Corps ging zu dieſer glorreichen Beſtimmung ab.

Ich hatte und habe noch heute die Ueberzeugung, daß dieſe Intrigue dem General von Bülow fremd war, aber ich würde es nicht begreifen, wenn Bülow nicht bemerkt haben ſollte, daß dieſe Belagerung allen unterrichteten Offizieren der alliirten Armee als ein Vorwand erſcheinen mußte, um andere

Zwecke zu verdecken. — Ein wohl unterrichteter höherer Offizier ſagte mir, als er die Dispoſition geleſen hatte:

„Nun kommt Vorſtell nimmermehr an.“

Von dem Tage ab, als das Bülow'ſche Corps ſich von der ſchleſiſchen Armee los gemacht hatte, war der General Gneiſenau wieder der Vorige, ſtark und kräftig im Urtheil, energiſch im Handeln. Bis zum Frieden von Paris fand zwiſchen uns auch nicht die geringſte Meinungs-Verſchiedenheit mehr ſtatt. Ich vermied es, mit ihm über die Differenz-Punkte zu reden, obgleich er mir nicht allein Gelegenheit dazu gab, ſondern es auch zu wünſchen ſchien.

Von der Belagerung von Soiſſons hatte er durch ſeinen Freund Privat-Nachrichten, die er mir mittheilte, um mir einen hohen Begriff von der Wichtigkeit dieſer Operation zu geben. Ich antwortete nie darauf, und der Name Soiſſons, ſo wie das Corps von Bülow, wurde von mir bis zum Einrücken in Paris nicht ausgeſprochen*).

*) In Paris, nachdem der Feldmarſchall Blücher wegen ſeiner Augen-Uebel das Commando der ſchleſiſchen Armee niedergelegt hatte, und Sr. Majeſtät dem ruſſiſchen General Barcley den Oberbefehl über die Corps von York, von Kleiſt und von Bülow übertragen hatten, wozu auch die Corps: Kurprinz von Heſſen und Herzog von Gotha, (vor Luxemburg und Mainz) gehörten, legte der General Gneiſenau ſein Amt als Chef des Generalſtabes der ſchleſiſchen Armee nieder, und ich mußte mich auf Allerhöchſten Befehl als Chef des Generalſtabes der preußiſchen und deutſchen Armee-Corps in das Hauptquartier des Generals Barcley begeben, bei welchem der General von Diebitſch (nachmaliger Fürſt Sabalkansky) als Chef des Generalſtabes für die ruſſiſche Armee angeſtellt war.

Wenn es mir gelang, bis zum Einrücken in Paris meine ſchwierige Stellung bei der ſchleſiſchen Armee ſo durchzuführen, wie es das Intereſſe des Königs und des Staates verlangten, ſo ſchien es mir von meiner Seite eben ſo erlaubt, als im Intereſſe des Staates, daß ich eine ſolche Stellung, als ich bei der ſchleſiſchen Armee hatte, nie wieder annähme.

Beilage.

Der General der Infanterie, Freiherr von dem Kneſebeck*), gehörte zu der Zahl der preußiſchen Offiziere, welche, mit allen dazu nöthigen Vorbereitungen ausgerüſtet, die franzöſiſche Revolution mit Sorgfalt ſtudirt und Napoleons Waffenthaten mit Gründlichkeit verfolgt hatten, als der Krieg von 1806 ausbrach.

Als Adjutant des Generals von Rüchel in Potsdam war er dem Könige näher bekannt geworden, und leiſtete am Abend der Schlacht von Auerſtädt als Quartiermeiſter im Generalſtabe dem Könige den wichtigen perſönlichen Dienſt, daß er ihn einer kaum zu entgehenden Gefangenſchaft durch Geiſtesgegenwart entzog. Das Königliche Ehepaar bewahrte ihm dafür eine bis zum Lebensende fortgeſetzte Dankbarkeit.

Nach dem Frieden von Tilſit zog er ſich auf ſein Landgut Carve ohnweit Berlin zurück; der König hatte ſein Anerbieten angenommen, ſofort wieder einzutreten, wenn Seine Majeſtät von ſeinen Dienſten Gebrauch machen könne. Hier verfolgte er in völliger Abgeſchiedenheit die öffentlichen Angelegenheiten und beſchäftigte ſich faſt ausſchließlich mit dem Gedanken:

wie das ſchwer gedrückte Europa aus den Händen des Welt-Eroberers zu befreien ſei.

*) Im Jahre 1848 als Feldmarſchall verſtorben.

Die Partheiungen in ſeinem Vaterlande waren ihm nicht fremd geblieben. Er ließ ſich jedoch, ſeinen Grundſätzen getreu, in keine geheimen Verbindungen ein, deren Zwecke und Oberen er nicht kannte, bewahrte aber den feſten Glauben, daß er den Untergang Napoleons noch erleben würde.

Als der Krieg von 1809 ausbrach, eilte er in's Geheim zu der öſtreichiſchen Armee; ſein Zweck wurde jedoch nicht erreicht. Er mußte verwundet in ſeine Heimath zurückkehren, was indeß, ſo wie ſeine ganze Reiſe unbekannt blieb.

Als es im Jahr 1811 nicht mehr bezweifelt werden konnte, daß Napoleon die Vernichtung des ruſſiſchen Reichs beſchloſſen hatte, war das Ereigniß eingetreten, was ꝛc. Kneſebeck ſeit längerer Zeit als das letzte und einzige Mittel zu dem erſehnten Untergang Napoleons angeſehen, und worauf er ſich Jahre lang durch gründliche Studien in ſeiner Einſamkeit vorbereitet hatte. Er ging nach Berlin, wo ihm die politiſchen Anſichten fremd geworden waren, obgleich er alle Perſonen kannte, welche Einfluß gewonnen hatten.

Er war geachtet durch ſeine geleiſteten Dienſte und Einſichten, bekannt als ein großer Freund der ruſſiſchen Armee und ein perſönlicher Verehrer des Kaiſer Alexander; man ſah ſeine Ankunft als ein Zeichen an, daß er der allgemeinen Meinung beitrete: Preußen müſſe alle ſeine Kräfte aufbieten, um in Gemeinſchaft mit den ſofort in Bewegung zu ſetzenden ruſſiſchen Armeen ſeine verlorenen Provinzen wieder zu erobern.

Man rechnete auf ſeinen Beiſtand gegen die ſogenannten franzöſiſch Geſinnten, welche den Untergang des ruſſiſchen Reichs vorausſahen und als das einzige Rettungsmittel für Preußen (deſſen Feſtungen in franzöſiſchen Händen waren) die Allianz mit Frankreich empfahlen.

Doch verbreitete ſich das Gerücht, Kneſebeck ſei gegen die ruſſiſche Allianz und empfehle die franzöſiſche. Man ſah, daß ſein alter Freund Scharnhorſt, der dem Könige ſeit der

neuen Organiſation der Armee am nächſten ſtand, ſich von ihm fern hielt, und ſchloß um ſo mehr auf die Richtigkeit dieſes Gerüchts, als Kneſebeck mit der oſtenſiblen Sendung nach Petersburg abging, einen letzten Verſuch zu machen, um den Kaiſer Alexander zur Erhaltung des Friedens zu bewegen. Napoleon hatte ſeine Zuſtimmung zu dieſer Sendung gegeben; Kneſebeck reiſte mit franzöſiſchen Päſſen, und wie die franzöſiſche Geſandtſchaft mit Sorgfalt in Berlin verbreitete, dem franzöſiſchen Ambaſſadeur Lauriſton in Petersburg beſonders empfohlen, den 9ten Februar 1812 zu Schlitten ab.

Er kam Mitte März 1812 zurück, und ſeine Sendung wurde als eine völlig verfehlte angeſehen. — Man ſagte, der Kaiſer Alexander habe erklärt:

> er wünſche den Frieden aufrichtig, und könne wohl keinen beſſern Beweis dafür geben, als daß er auf das Feierlichſte verſichere, er würde ſeine Grenzen nicht überſchreiten, wenn er jedoch innerhalb derſelben angegriffen werden ſollte, ſich zu vertheidigen wiſſen.

Wenn dieſe Antwort geeignet war, ganz Europa zu überzeugen, daß Rußland nicht der den Krieg ſuchende Theil ſei, ſo fielen damit alle Hoffnungen und Wünſche derjenigen Preußen zuſammen, welche die Allianz mit Rußland betrieben hatten. Es blieb nun keine andere Wahl für Preußen, als die franzöſiſche Allianz, und für alle preußiſchen Offiziere, welche nicht die Waffen gegen Rußland tragen wollten, den Abſchied zu nehmen. Kneſebeck ging in ſeine Einſamkeit zurück, ſchwieg, ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Freunde, über dieſe Sendung und trat 1813 als General-Adjutant des Königs ein, wo er von Breslau aus dem Kaiſer Alexander mit diplomatiſchen Aufträgen entgegengeſendet wurde. — Dies ward als die Folge einer kurz zuvor Statt gehabten geheimen Sendung nach Wien erklärt, welche ihn vorzüglich geeignet machte, Verſtändniſſe herbeizuführen, nicht allein zwiſchen Preußen und Rußland, ſondern

auch zwiſchen Oeſtreich und Rußland, da Oeſtreich ſich von der Allianz mit Frankreich noch nicht losgeſagt hatte. Das von ihm geſtellte Hülfs-Contingent war jedoch von der franzöſiſchen Armee, welche dem Rhein zueilte, getrennt, folglich kein Motiv zur Fortſetzung des Krieges mehr vorhanden, daher auch kein Hinderniß zu einer Verſtändigung zwiſchen Oeſtreich und Rußland. —

Dieſe Verhandlungen, welche zur Herſtellung der Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Oeſtreich führten, hatten dem General von dem Kneſebeck in Wien ein wohlverdientes Vertrauen erworben, und ſo begann der Krieg von 1813.

Im Jahre 1792 hatte das Regiment Herzog von Braunſchweig, bei welchem General Kneſebeck damals als Mann von 25 Jahren ſtand, und das Füſilier-Bataillon von Schenck, bei welchem ich als ein junger Offizier von 17½ Jahren ſtand, gemeinſchaftliche Winterquartiere. —

Kneſebeck erkannte mein Streben nach Ausbildung und wurde mein wohlwollender behülflicher Freund, ſo wie er mir als ein Muſter, als ein Ideal vorſchwebte. Aus dieſer Verbindung iſt ſpäter, nachdem der Unterſchied der Jahre ſich mehr ausgeglichen hatte, eine nie unterbrochene innige Freundſchaft entſtanden, welche während der Kriegsjahre für den Staatsdienſt gute Früchte getragen hat, da Kneſebeck in ſeiner Stellung bei den Souverainen durch mich wußte, was uns bei der ſchleſiſchen Armee Noth that und was wir leiſten konnten, ſo wie ich durch ihn erfuhr, was man eigentlich von Seiten der höchſten Kriegs-Leitung als Zweck im Auge hatte. —

Der Tugendbund, d. h. ſeine Häupter, waren ſeit 1812 von ꝛc. Kneſebeck auf eine nicht auszugleichende Art geſchieden, und zu mir hatten dieſe Häupter eben ſo wenig Vertrauen. Als jedoch General Gneiſenau entdeckt hatte, daß ich, allen

Partheiungen fremd, meinen Gang ruhig fortging, ſo wie, daß ich durch meinen Freund Kneſebeck von allen wichtigen Angelegenheiten im großen Hauptquartier unterrichtet, meine geheimen Nachrichten zum Wohl der ſchleſiſchen Armee verwendete, wußte er von dieſem Umſtand den vortheilhafteſten Gebrauch zu machen. Er hatte gehört, daß ich bei Bautzen einem zum König zurückreitenden Flügel-Adjutanten aufgetragen hatte, dem General von dem Kneſebeck von mir auszurichten:

> das Verlaſſen der, von 3 Seiten angegriffenen Kreckwitzer Höhen, iſt nothwendig.

Er hatte erfahren, daß General von dem Kneſebeck hierauf dieſe Maaßregel vertheidigt, ja daß der König ſie vollſtändig gebilligt hatte, und der Kaiſer durch die aufgeſtellten Gründe von dieſer Nothwendigkeit ebenfalls überzeugt worden war, und ſah daher in mir ein Mittel, ſich mit den Souverainen gut zu ſtehen, was er um ſo mehr feſthalten müſſe, als ihm ſein Lieblingswunſch abgeſchlagen war, den damaligen ruſſiſchen Obriſten von Clauſewitz in meiner Stellung bei der ſchleſiſchen Armee angeſtellt zu ſehen. Er munterte mich daher zur vertraulichen Correſpondenz mit Kneſebeck um ſo mehr auf, als er erkannte, daß ich nie die Maaßregeln der großen Armee in Schutz nahm, wenn nach meiner Ueberzeugung etwas Beſſeres hätte geſchehen ſollen oder können. So wird es erklärlich, daß der General Gneiſenau, der ein perſönliches Vertrauen der Souveraine nicht genoß, ſich in einer würdevollen Stellung als Chef des Generalſtabes der ſchleſiſchen Armee erhielt, welche ihm zu wahren der Gegenſtand meiner beſonderen Sorgfalt war, da ich erkannt hatte, daß Gneiſenau durch viele höchſt ſchätzenswerthe Eigenſchaften der Armee von großem Nutzen, und ſo lange Blücher als General en Chef kommandirte, ganz unentbehrlich war. —

Aber zum glücklichen Ausgang des Krieges hielt ich Kneſebeck für eben ſo unentbehrlich, da ich Zeuge von dem großen

Vertrauen geweſen war, welches die Souveraine in ihn ſetzten, und wovon ich die begründete Veranlaſſung damals noch nicht kannte. Im Jahre 1819 war ich von einer diplomatiſchen Miſſion aus den Niederlanden zurückgekehrt, wo ich den General von Phull (der 1807 unſern Dienſt verlaſſen hatte) als ruſſiſchen Geſandten fand. —

Ich hatte dieſen gelehrten, intereſſanten, aber immer noch ſchroffen Mann ſeit der Conferenz von Erfurt 1806 nicht wieder geſehen, wurde jedoch von ihm freundlich aufgenommen, und da er nur in der Vergangenheit lebte, ſo las er mir bereitwillig ſeinen Operationsplan zur Campagne von 1812 mit allen Details vor.

Der erſte Abſchnitt ging bis zur Concentrirung im Lager von Driſſa, die übrigen Abſchnitte ſetzten den Rückzug auf der Straße nach Moskau fort. Mir fiel dabei die Sorgfalt auf, mit welcher die Verpflegung der zurückgehenden Armeen berechnet, zugleich aber eingeleitet war, daß der Feind bei ſeinem Vorrücken weder Lebensmittel noch Menſchen, noch Schlachtvieh und Pferde finden ſollte, eben ſo wenig aber die mit der Armee zurückweichende Population den Märſchen und Bewegungen der Truppen hinderlich werden konnte.

Nach Phull's Zeichnungen ſollten die Magazine rechts und links der Straße von Smolensk nach Moskau angelegt ſein, die Straße ſelbſt ganz frei bleiben.

In voraus gewählten Abſchnitten ſollte die Armee fechtend zurückgehen.

Wo ſie Fronte machte, ſollten die Lebensmittel von rechts und links in die Lager gebracht, und wenn der Rückzug (um ſich zu keiner entſcheidenden Schlacht zwingen zu laſſen) fortgeſetzt werden mußte, waren Maaßregeln getroffen, daß alle Bewohner mit ihrem Vieh und Lebensmitteln ihre Dörfer verließen, jedoch nicht in der Richtung, welche die Armee nahm, ſon-

dern in die Wälder rechts und links, (und zwar in einer ſenkrechten Linie von der Straße nach Moskau) flüchteten.

Ueber die Richtigkeit der Theorie vermochte ich keinen Zweifel aufzuſtellen, wohl aber über die Möglichkeit der praktiſchen Ausführung, da der Ruſſe vielleicht noch mehr als alle hochcultivirten Völker an ſeiner Scholle hängt.

Phull behauptete, daß dieſer ganze Plan gerade auf die Charakterſtärke, auf die wenigen Bedürfniſſe des ruſſiſchen Landmannes, und daher die Möglichkeit für ihn, ein Nomaden-Leben in ſeinen Wäldern zu führen, berechnet ſei. Bei keinem andern Volke würde ſich ein ſolches Anſinnen durchſetzen laſſen.

Phull ſchloß: der Kaiſer habe ſeinen Operations-Plan vollſtändig genehmigt, jedoch nur den erſten Abſchnitt bis in's Lager von Driſſa als Dispoſition ausgegeben, ihm aber über alles Weitere das größte Geheimniß anbefohlen, wodurch ihm alle Mittel genommen worden wären, ſeinen Plan zu vertheidigen, da ſein erſter Abſchnitt allerdings als ein Flickwerk erſcheinen mußte, wenn man ihn ohne die übrigen Abſchnitte als Ganzes betrachtete.

Die tumultuariſchen Auftritte, durch welche der Kaiſer veranlaßt worden ſei, ihn von der Armee zu entfernen, hätten übrigens erwieſen, daß die höheren ruſſiſchen Offiziere nicht à la hauteur geweſen wären, ſeinen Plan richtig aufzufaſſen, geſchweige zu würdigen und auszuführen.

Als ich Kneſebeck (ich glaube, es war nach Phull's Tode) alles dies mittheilte, erwiederte er mir: „und alles iſt buchſtäblich wahr.“ Ich hatte nicht daran gezweifelt, allein viele Offiziere, welche im Lager von Driſſa gegenwärtig geweſen waren, beſtritten, daß Phull weiter als bis dahin gedacht hätte, es komme daher auf einen Beweis zu Phull's Rechtfertigung an, den ich wünſche, da ich zu Phull's Wahrheitsliebe das vollkommenſte Vertrauen habe. Kneſebeck wurde ſehr ernſt und erwiederte:

ich könnte den Beweis geben, aber die Pflicht ſchließt meinen Mund.

Dieſe Worte waren hinreichend, um auch den meinigen über dieſe Materie zu ſchließen, denn ich billigte vollkommen, daß, wie vertraut wir uns auch ſtets über Perſonen, Verhältniſſe und Staats-Maaßregeln beſprochen, die wir nicht gut heißen konnten, mein edler Freund ein gegebenes Verſprechen oder ein fremdes Geheimniß nicht verletzen konnte und wollte.

Anfang Mai 1844 kam die 3te Abtheilung von den Lebensbildern (von Hormeyer) in meine Hände, und ich fand darin einen von Kneſebeck an ſeinen König erſtatteten Bericht über ſeine Sendung nach Petersburg im Frühjahr 1812.

Die erſte Frage, welche ſich mir aufdrängte, war: iſt dieſer Bericht ächt?

Die zweite: weshalb iſt er in franzöſiſcher Sprache geſchrieben? und wenn es kein Machwerk des als Verfälſcher bereits öffentlich angeklagten Hormeyer war:

die dritte Frage: wie konnte dieſer Bericht in Hormeyer's Hände kommen? Es ließ ſich nichts anders denken, als durch Verrath, es ſei aus dem Preußiſchen Staats-Archiv, oder durch Entwendung aus den Papieren des ſonſt ſo vorſichtigen Kneſebeck.

Abgeſehen von dem allgemeinen Intereſſe, welches dieſer Bericht für die Geſchichte Preußens hatte, deutete der Schluß an, daß man in Petersburg ſehr klar erkannt habe, wie eine geringere ruſſiſche Macht der größern feindlichen nicht zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg legen könne.

War der Bericht ächt, ſo ging daraus unwiderleglich hervor, daß das Cabinet von Petersburg, indem es den Entſchluß gefaßt hatte, ſeine Grenze nicht zu überſchreiten, ſondern abzuwarten, ob Napoleon den wichtigen Schritt thun würde, dies große Reich innerhalb ſeiner Grenzen mit Krieg zu überziehen, der auf eine Unterjochung abgeſehen war, und zu welchem er

nur ſo nichtige und frivole Motive aufzubringen vermochte, ſo mußte man auch annehmen, daß das Cabinet über einen Defenſiv-Plan völlig mit ſich einig war, der einen glücklichen Ausgang des Krieges zwar nicht ſichern, aber wenigſtens in Ausſicht ſtellen konnte.

Ich habe den Gedanken nie aufgeben können, daß Napoleon in's Geheim wünſchte und wünſchen mußte, daß Preußen die von ihm angebotene Allianz zurückweiſen möge, und unter der Bedingung, daß Rußland mit ſeinen Armeen zu Preußens Schutz bis an die Elbe vorrücke, ſich mit dieſer Macht alliire*).

Von einem Abfall Oeſtreichs hatte er damals nichts zu fürchten, und in dieſem Fall konnte er das Schlachtfeld zu einer Hauptſchlacht wählen, zwiſchen Elbe und Oder, Oder und Weichſel. Er konnte in dieſer Schlacht mit 500,000 Mann gegen 250,000 Mann auftreten, die Operations-Linie und Verpflegung durch den Beſitz der Feſtungen an der Elbe, Oder und Weichſel gut baſirt. — Er lebte dabei auf Koſten des Preußiſchen Staats, den er als Strafe für den Abfall mit einem Schein von Recht züchtigen konnte, und es blieb mit Sicherheit vorauszuſehen, daß der Kaiſer Alexander den Frieden mit großen Opfern annehmen mußte, weil er ſonſt Gefahr lief, von ſeinem eigenen Volk dazu gezwungen zu werden, welches ſich bei der Fortſetzung des Krieges fremden Intereſſen aufgeopfert erachtet haben würde. —

Aus dieſen Gründen hielt ich es für das wahre Wohl von Preußen angemeſſen, die ruſſiſche Allianz weder zu ſuchen

---

*) Lebensbilder 2te Abtheilung Seite 86. Bericht des Staats-Kanzlers an ſeinen König vom 2. November 1811, weiſt alle Forderungen Napoleons nach, welche derſelbe als Bedingung einer Allianz ſtellt.

Sie ſind ſo hart, daß man unwillkürlich zu der Vorausſetzung kommt: Preußen habe ſollen zu dem verzweifelten Entſchluß getrieben werden, ſich Rußland in die Arme zu werfen.

noch anzunehmen, ſo wie für das Cabinet von Petersburg, in denſelben Anſichten zu handeln. Mein Freund Kneſebeck war 1844 auf dem Lande, wohin er nach dem Verluſt ſeiner Gattin gegangen war. Ich glaubte, daß ihm die Hormeyer'ſche Indiscretion ſehr unangenehm ſein würde, und hielt es für Freundes Pflicht, ihm unterm 6ten Mai 1844 die Nachricht von dem Druck ſeines Berichts nebſt den obigen 3 Fragen zu geben, im Fall er einen Schritt gegen dieſe Veröffentlichung zu thun nöthig erachte. — Auf dieſes Schreiben erhielt ich eine Antwort, welche ich wegen ihrer großen Wichtigkeit für die Geſchichte hier wörtlich nachfolgen laſſe:

Rödershoff bei Halberſtadt den 20. Mai 1844.

„Dein vertraulich liebes Schreiben, geehrter alter Freund, vom 6ten d. hat mir in meiner einſamen ſtillen Betrübniß um ſo wohler gethan, da es ſeit lange wieder die erſten längeren Zeilen Deiner Hand waren, die ich erhielt, und zweitens, da ſie meine Gedanken ableiteten von dem Trauer-Gegenſtande, der ſie beſchäftigte, und hinführten zu einer Epoche, als die größte Welt-Begebenheit vieler Jahrhunderte ſich vorbereitete, in welcher mehrmals tief einzugreifen die Beſtimmung geweſen iſt, die mir der Himmel auf dieſer Erde hat zu Theil werden laſſen, wenn auch immer im Stillen und ohne alles Geräuſch.

So verhält es ſich auch mit der mir zu Anfang des Jahres 1812 gewordenen Sendung, von welcher Herr Hormayer den oſtenſiblen Bericht, den ich damals abſtattete, jetzt in der dritten Abtheilung ſeiner Lebensbilder wieder hat abdrucken laſſen.

Ich ſage wieder, — denn wenn ich nicht irre — befindet er ſich ſchon in dem VII. Bande der Correspondance inédite, welche, wie es damals hieß, bald nach dem Frieden von Jomini herausgegeben und in den Papieren gefunden ſein ſollte, welche theils dem Napoleon auf der Flucht abgenommen, theils

von ihm in Paris zurückgelaſſen wären. — Ob dies wahr, — laſſe ich dahin geſtellt ſein.

Welche Bewandtniß es nun mit meinem Memoire hat, will ich im Freundes-Vertrauen Dir in Nachfolgendem treu berichten.

Die wörtliche Aechtheit kann ich nicht abläugnen, da ich es mit dem Brouillon verglichen habe, welches ſich von meiner Hand geſchrieben noch unter meinen Papieren erhalten hat. Wie es aber zur Veröffentlichung gekommen, weiß der Himmel, — mit meiner Bewilligung iſt es nicht geſchehen, und entwendet iſt es mir auch nicht; — ich vermuthe alſo (wie ich ſchon oben angegeben), daß es unter Napoleons abgenommenen Papieren ſich wirklich vorgefunden hat, wie man mir damals ſagte, als ich es zuerſt in der Correspondance inédite fand. Dies iſt auch möglich, da ich dieſen Bericht auf Wunſch des Staats-Kanzlers ſo ſchreiben mußte, daß er St. Marſan, und durch ſelbigen dem Napoleon mitgetheilt werden konnte; und ich mir gleich vornahm, ihm darin ſein Schickſal vorherzuſagen, das ihn denn auch betroffen; wenn auch nicht vorherzuſehen war, daß der Himmel mit der Zucht-Ruthe ſeines frühen Froſtes noch zu Hülfe kommen und ein ſolches Weltgericht halten würde. Zur Aufklärung der Sache muß ich nun aber etwas weit ausholen.

Du weißt, ich hatte 1806 den Winter-Feldzug mit den Ruſſen und im Hauptquartier theils von Benningſen, theils von Tolstoy mehrere kleine Gefechte, beſonders aber die Schlacht von Pultusk mitgemacht, und ich darf ſagen, die letztere geleitet, und dadurch das Vertrauen der Heer-Führer erworben. Als nun im Frühjahr 1807 der Kaiſer Alexander zur Armee kam, hatte Tolstoy, der damals General-Adjutant war, mich beſonders dem Kaiſer empfohlen, und ich ward nach Bartenſtein zu ihm berufen. Hier war es, wo ich das großartige Herz kennen lernte, das in ſeiner Bruſt ſchlug, das nur das

Wohl der Menschheit wollte, und es gründete sich eine Art von wechselseitigem Vertrauen unter uns, auf welches ich im Jahre 1812 meine Sendung nach Petersburg unternahm, um ihm meinen in der Einsamkeit von Carwe ausgedachten Feldzugs-Plan vorzulegen, der im Ganzen denn auch befolgt worden ist. Diese meine Ideen, wie der Krieg zu führen sei und geführt werden müsse, wenn die Freiheit Europa's bewirkt werden solle, dem Kaiser Alexander vorzutragen, war nun mein geheimer Auftrag, von dem selbst der Staats-Kanzler nie ganz in Kenntniß gekommen ist, und blos der König allein unterrichtet war.

Um nach Petersburg hinzukommen, und dort beglaubigt zu erscheinen, bedurfte es aber eines officiellen und ostensiblen Auftrages, und dieser bestand darin, daß ich noch einmal versuchen sollte, den Frieden zwischen beiden Partheien zu vermitteln, und Alles anzuwenden, daß es nicht zum Ausbruche des Krieges kommen möge. Hiervon wurde nun St. Marsan, und durch ihn Napoleon unterrichtet, und ich ging mit französischer Bewilligung und französischen Pässen und Empfehlungen an Lauriston versehen nach Petersburg ab, froh, nur einen Vorwand zu haben, dorthin zum Kaiser Alexander zu kommen und ihm meine Ideen vorzulegen, und taub gegen alle Verwünschungen, die mir folgten, da es verlautet hatte, daß ich nicht dafür gestimmt, die Russen in unser Land bis zur Weichsel vorrücken und den Kampf auf des Vaterlandes Boden ausfechten zu lassen, welches damals die herrschende, ganz allgemeine Meinung war, um mit den Russen gegen die Franzosen sich baldigst zu vereinen. Nur der König, der mir eine Conferenz ohne weitere Zeugen gewährt hatte, in der er mich ruhig über 2 Stunden anhörte, stimmte mir bei, sagte mir aber: „Hier ist Alles andrer Meinung, und der Kaiser Alexander wird sich schöne bedanken, die Franzosen in sein Land kommen zu lassen!“ — Ich erwiederte, daß bei dem großarti-

gen Herzen, welches ich von dem Kaiſer kenne, es doch wohl möglich wäre, wenn er ſich überzeuge, daß nur auf dieſe Weiſe der Sieg ihm gewiß werden würde.

„So werde ich Sie hinſchicken; — Sie werden aber ſchön ankommen, und ihm dann nur ſagen, es bliebe bei unſrer alten Freundſchaft, — ich könne aber jetzt nicht ändern, gegen ihn zu marſchiren, alles Land ſonſt ja verlöre, — hoffte aber, würde ſich alles bald ändern!“ —

Dies war meine Inſtruction zur geheimen Miſſion, und da ich durch Scharnhorſt's und Liewen's fallengelaſſene Worte ahnte, daß beide dahin wirkten, die Ruſſen um ſo ſchneller nur gleich vorrücken zu laſſen, um uns zum Beitritt zu zwingen, ſo verſäumte ich keinen Augenblick, mit dem Staats-Kanzler nur die feſte Abrede nehmend, auf keinen Fall Napoleon noch eine Feſtung mehr einzuräumen. In Königsberg fand ich bei meinem Durchfluge ſchon einige ruſſiſche General-Stabs-Offiziere, und York eröffnete mir, er habe geheime Ordre, ſich mit ihnen in Communication zu ſetzen; — ich bat, nur ſo lange zu warten, bis ich wieder von Petersburg zurück käme; er antwortete, „ich verſtehe, und werde laviren.“ —

Den Wagen auf Schlitten geſetzt, jagte ich weiter, und war den 8ten Tag nach meiner Abreiſe von Berlin — (damals eine ungeheure Schnelligkeit) — in Petersburg.

Dort waren nun drei Anſichten; ein Theil, wozu Bagration gehörte, wollte ſo weit vordringen als möglich; — Barclay de Tolly nur bis zur Weichſel; — Phull ſah nichts, wie ſein Lager bei Driſſa; — der Kaiſer endlich wollte auf ruſſiſcher Grenze den Kampf annehmen, ſelbige aber in keinem Fall überſchreiten.

Alle hielten ſich mit ihren 300,000 Mann, die unter den Waffen waren, für unüberwindlich, und Keiner wollte glauben, wenn ich davon ſprach, daß Napoleon wohl mit der doppelten Stärke kommen würde, ja der Kaiſer wurde ſehr auf-

gebracht, als ich ihm einmal bemerkte, 300,000 Mann ſchienen mir viel zu wenig. „Comment," rief er aus, „vous comptez 300,000 Russes pour rien? Vous qui avez fait la campagne avec mes troupes?"

Ich erwiederte, ich hätte geſehen, wie tapfer ſie fochten, er habe aber noch zwei andere Alliirte, auf welche ich eben ſo rechnete. — Dies wären Raum und Zeit; — beide habe er für ſich, wenn er Feld gäbe und nicht Friede machte, — und gegen dieſe werde und könne Napoleons Genie (für welches der Kaiſer einen ungeheuren Reſpect hatte) ſo wenig, als Napoleons Uebermacht etwas ausrichten, ſeine Uebermacht im Gegentheil ihm nur mehr Hinderniſſe in den Weg legen. Von allen Mächten Europa's habe nur Rußland dieſe Vortheile ſeinem Gegner entgegenzuſtellen, und ſelbige gehörig benutzt, müßten Napoleons Untergang bewirken. Mir ſchiene Er (der Kaiſer Alexander) alſo von der Vorſehung berufen, der Welt die Freiheit wiederzugeben, und aus den Feſſeln zu erlöſen, in welchen ſie ſchmachte. Dies wäre ja auch eigentlich ſein Ziel und ſein Zweck, und ſo auch dies der Vorſatz des Königs meines Herrn, der ſeinem Herzen dazu das ſchwere Opfer auferlegen wolle, eine Zeitlang gegen ihn, ſeinen beſten Freund auf Erden, zu kämpfen. — Um dieſen großen Zweck zu erreichen, käme es aber gar nicht darauf an, ob 20,000 Preußen mehr gegen ihn ſtritten; wohl aber darauf, daß es richtig angefangen würde, den Gegner zu bekämpfen, und darüber meine Gedanken ſeiner Weisheit vorzulegen, hätte ich die ihm bewußte offizielle Sendung übernommen, und ſchicke mich der König mein Herr! — ich aber vertraue auf die großartigen Gefühle und Geſinnungen in ſeiner Bruſt, und hoffte, er würde die Gnade haben, mich zu hören! —

Eh bien, Vous me développerez vos idées, je Vous donnerais des audiences privées.

Und so bestimmte er mir eine Stunde gegen Mitternacht, und bezeichnete mir eine geheime Thür in dem Winter-Palais, wo, wenn dort ein Kosack stehen würde, ich jeden Abend zu ihm kommen könne und der Kosack mich führen würde. Während ich nun des Morgens mit Romanzow eigentlich nichtssagende leere Gespräche über den Mann im Mond führte; — den Mittag vielfältig bei Lauriston, dem damaligen französischen Gesandten in Petersburg, zubrachte, und mir sein Mittagbrod gut schmecken ließ, — fand ich zwischen 11 und 12 des Nachts sehr oft den mir bezeichneten Kosacken, der mich zum Arbeits-Saal des Kaisers hinaufbrachte, wo Er selbst mich sowohl über die Stärke seines Heeres, als über die verschiedenen Kriegs-Pläne, die ihm gemacht worden, vollständig orientirte, und mit großer Aufmerksamkeit meine Bemerkungen, Einwendungen und eigene Ideen anhörte, und mir sein gnädiges Vertrauen im allerhöchsten Grade bezeigte. — So war ich wohl ein Dutzendmal dort, und machte ihn vertraut mit dem Gedanken, fechtend immer Feld zu geben, indeß die Streitkräfte nie ganz zu opfern, und die Linie nach Moskau als die Operations-Basis anzusehen, welche Napoleon gewiß wählen würde.

Dies letztere gab viele Discussionen, da damals Alexander fest glaubte, Napoleon würde Petersburg zum Ziel seiner Operationen wählen. — Als ich indeß von Ihm mich beurlaubte, sagte er, mir fest die Hand gebend:

„Dites au roi, que si je venais à Kazan, je ne ferais pas la paix."

Ich hielt die Hand lange fest; er drückte mich mit Innigkeit an seine Brust, war sehr bewegt, als ich ihm sagte, ich für meine Person würde nie gegen ihn fechten, und wenn er höre, daß ich wieder in den Dienst meines Königs getreten sei, so könne er dies als ein Zeichen ansehen, daß der König den Zeitpunkt gekommen glaube, öffentlich wieder die russische Parthei zu ergreifen.

So ſchied ich von Petersburg, ich glaube den 7ten März. Daß mein Vortrag einen großen Eindruck auf den Kaiſer Alexander gemacht hatte, davon hatte ich mich überzeugt; das Uebrige hoffte ich von Napoleons Vordringen ſelbſt. Bei Riga oder Dorpat begegnete ich in einer Nacht noch Czernitſchef, der von Paris gejagt kam, wo er ſich, wie bekannt, vieler wichtiger Papiere bemächtigt hatte.

Die Poſtillone wollten Pferde wechſeln, — wir erkannten uns wechſelſeitig an der Stimme, als ich frug, was er brächte, rief er mir zu: „la nouvelle que 600,000 hommes marchent contre nous!" — und ich bat ihn, dem Kaiſer zu ſagen, ob ich nicht Recht gehabt habe! —

In Berlin angekommen, galt es nun, einen oſtenſiblen Bericht über meine offizielle Sendung zu machen, der St. Marſan und Napoleon mitgetheilt werden könne.

Ich hatte mir die Sache unterweges überlegt, hatte ſchon in Petersburg daran gearbeitet, und fand', daß ich — da der offizielle Zweck der Sendung doch eigentlich war, beide Theile vom Kriege abzuhalten, ſehr gut alle Schwierigkeiten eines Krieges mit Rußland, die der Angreifer vorfinden würde, als Warnung, und zu meiner Genugthuung gewiſſermaßen als Prophezeihung hineinlegen könne; — und ſo iſt entſtanden, was Du im Hormayer geleſen haſt. — Als der Staats-Kanzler St. Marſan den Bericht mitgetheilt hatte, war dieſer ganz entzückt davon, bat mich, zu ihm zu kommen, und ſagte mir, wenn etwas im Stande ſein könne, Napoleon von dieſem Kriege abzuhalten, ſo würde es meine am Ende gemachte militairiſche Bemerkung ſein. Der Bericht ſelbſt ſei für Napoleon zu lang. Die Bemerkung am Ende würde er ihm aber gleich per Courier zuſchicken; und es iſt mir, als habe ich auf Wunſch des Kanzlers darauf noch gleich denſelben Vormittag meine Bemerkung noch durch eine kurze Hinzufügung verſtärkt, wie das größte Genie die Schwierigkeiten nicht überwinden könne, die

Raum und Zeit dem Angreifer entgegenſtellten, der in Rußland eindringen wolle, — und es iſt möglich, daß dies in dem Bericht ſteht, den St. Marſan abgeſchickt, und dieſer es iſt, der in Napoleons Papieren gefunden, und in der Correspondance inédite abgedruckt iſt. Da ich die letztere nicht bei der Hand habe, ſo kann ich darüber nichts Gewiſſes ſagen. In meinen Papieren finde ich ihn nur ſo, wie er im Hormayer ſteht, und iſt mein Brouillon, was ich Dir gelegentlich einmal zeigen kann, auch franzöſiſch entworfen; wie ich denn bei meinen politiſchen Sendungen überhaupt mich öfter der franzöſiſchen Sprache bedient habe, wenn ich ihrer auch nicht mächtig bin und es nur ſehr fehlerhaft ſchreibe. Die Präciſion des Ausdrucks aber, die das Franzöſiſche hat, und die Annehmlichkeit, die Worte des Geſprächs — wenn es franzöſiſch geweſen — wörtlich wieder zu geben, hat mich mehrmals dazu beſtimmt.

Bei dem oſtenſiblen Bericht der Petersburger Sendung war ich aber um ſo mehr dazu veranlaßt, da er für Franzoſen beſtimmt war.

Hier, mein lieber, alter Freund, haſt Du nun, was mir von jener Sendung ſo für den Augenblick in das Gedächtniß gekommen iſt, mit der Schwatzhaftigkeit des Alters erzählt, in vertraulicher Eröffnung. Mündlich einmal mehr. Mein Leben naht ſich ſeinem Ende. Mein eigentliches Wirken und was ich gethan in der Welt und wohl mein zu nennen berechtigt bin, iſt tief begraben und Niemandem bekannt. Es iſt alſo wohl verzeihlich, wenn ſich im 77ſten Jahre das Herz ſo bei Gelegenheit einem Freunde eröffnet, — und Du wirſt davon keinen Mißbrauch machen! —

Und da ich nun einmal im Zuge bin, zu plaudern, ſo muß ich Dir doch noch hinzufügen, welche große Genugthuung mir über dieſen in Rede ſeienden Bericht durch Napoleon ſelbſt geworden iſt.

Als ich im Jahre 1814 St. Marſan in Paris wiederſah, ſagte er mir, er wolle mir doch eine Sache mittheilen, die mir Freude machen würde, und erzählte mir nun Folgendes:

Als er im Frühjahr 1813, nachdem wir uns gegen Frankreich erklärt hatten, von Breslau weggegangen ſei, habe er Napoleon in Mainz getroffen und ihn dort nur auf flüchtige Augenblicke geſehen und ſeinen Rapport abgeſtattet. Nun ſolle ich einmal rathen, welches eine der erſten Fragen geweſen ſei, die Napoleon an ihn gerichtet? — Er habe ihn gefragt, ob St. Marſan ſich wohl noch eines Berichts erinnere, den er ihm im vorigen Jahre vor Ausbruch des ruſſiſchen Krieges von einem preußiſchen Offizier geſchickt habe, und wie derſelbe hieße?

St. Marſan habe ihm darauf meinen Namen genannt, und Napoleon gleich hintereinander geäußert:

„Cet homme a très bien jugé les affaires et la situation des choses; il ne faut pas le perdre de vue. Est-ce qu'il est employé?"

St. Marſan habe ihm darauf geſagt, er glaube wohl, denn er habe mich in Breslau geſehen, (wohin ich nämlich ſchon wieder von einer geheimen Miſſion nach Wien zurückgekehrt, und zwei Tage vor St. Marſan's Abreiſe angekommen war, um gleich wieder von dort zum Kaiſer Alexander abzugehen, den ich in Plocks traf; von meiner Wiener Miſſion wußte aber St. Marſan nichts) — Napoleon habe nun ein etwas nachdenkliches „hem" gemacht, und mit ihm über den ruſſiſchen Feldzug geſprochen.

Daß Napoleon ein Jahr nachher, als nun Alles ſo eingetroffen war, wie ich es voraus geſagt hatte, noch an jenen Bericht gedacht hat, iſt nun allerdings merkwürdig genug, und mir die größte Genugthuung geweſen, die ich darüber erhalten konnte.

Treu und der ſtrengſten Wahrheit gemäß habe ich Dir, geehrter lieber Freund, nun Alles erzählt; und Du wirſt daraus

erſehen, daß ich über die Publication jenes Berichts, an welcher ich übrigens ganz unſchuldig bin, und dieſe Stunde nicht weiß, wie und auf welche Weiſe ſolche zum Druck gekommen, ganz ruhig ſein kann, da der gedruckte Bericht, nicht der Privat-Bericht meines geheimen Auftrages iſt, von welchem ich Dich übrigens oben vertraulich auch nun in Kenntniß geſetzt habe.

Das Zartgefühl, welches der König bei dieſer Gelegenheit mir ſo höchſt gnädig wieder bewieſen hat, hat mich tief gerührt. Ein Freund kann gegen einen Freund ſich nicht liebevoller benehmen! — Haſt Du Gelegenheit, ſo ſtatte meinen innigſten Dank darüber ab.

Doch genug, ſchon zu lang iſt dieſes Schreiben geworden, und ſchon nur zu viel habe ich Dich von meiner Perſon darin unterhalten, daß ich fürchten muß, langweilig geworden zu ſein. Halte es dem Alter zu gute, und bleibe, wie ſeit ſo langen Jahren, mein Freund, wie ich der Deine.

v. d. Kneſebeck."

Zu dieſem Schreiben habe ich zu bemerken, daß in ſpätern Unterredungen mein Freund mir zugeſtand, wie eine Lücke in der Weltgeſchichte bleibe, wenn die Motive des Kaiſers Alexander und unſers Königs, zur Abänderung von Allem, was aktenmäßig auf die Nachwelt übergehe, verborgen blieben.

Doch wollte er nicht mit dem Schein perſönlicher Anmaßung dieſe Welt verlaſſen, und überließ mir, nach ſeinem Tode der Geſchichte zu geben, was ihr gehört.

Man kann die Anſicht aufſtellen, ich hätte in dieſem Schreiben mehr gegeben, ich hätte neben dem gereiften Urtheil und dem klaren Verſtande eines der größten Strategen ein reich ausgeſtattetes Gemüth entfaltet, und darauf muß ich erwiedern: daß es mit vollem Bewußtſein geſchehen iſt.

Wer durch edle Naturen, wer durch große Gedanken nicht begeiſtert werden kann, möge als eine ohnfehlbare Rechen-Maſchine Staunen erregen, aber Vertrauen einflößen iſt nur dem vorbehalten, bei dem der Verſtand und das Gemüth ſich im richtigen Gleichgewicht erhalten.

Zur Beurtheilung des Schreibens vom 20ſten Mai 1844 hat Hormayr durch den oben erwähnten Bericht des Staats-Kanzlers vom 2. November 1810 die Materialien geliefert. — Dieſer Bericht entwickelt die Verhältniſſe, wie ſie an dieſem Tage beſtanden. Der Brief meines verewigten Freundes weiſt nach, wie ſie in der Mitte des Monats März bei ſeiner Rückkunft von Petersburg ſich geſtaltet hatten.

Aus meinem Leben.

Zweiter Theil.

Dritter Abſchnitt. Vom erſten Pariſer Frieden bis zum Congreß von Aachen.

Vierter Abſchnitt. Sendung nach Conſtantinopel und St. Petersburg, 1829 und 1830.

Dritter Abſchnitt.

Vom erſten Frieden von Paris 1814 bis zum zweiten Frieden 1815. — Nachtrag. Der Congreß von Aachen und deſſen Folgen.

Nach dem Frieden von Paris (1814) erfüllten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen ihr, dem Prinzen-Regenten gegebenes Verſprechen, einen Beſuch in England zu machen. — Blücher nahm die dazu an ihn ergangene Einladung an. Er wußte, daß er der Mann des engliſchen Volks war, und daß ſeine Reden (worin die Vaterlandsliebe und Befreiung von dem Druck eines Tyrannen den Hauptſtoff machten), beim großen Haufen immer einen günſtigen Eingang fanden; auch hatte er ſich daran gewöhnt, bei größeren Verſammlungen öffentlich zu ſprechen, und hielt ſeine Reden mit ſo viel Ausdruck, daß ſie ihre Wirkung nicht verfehlten.

Wie es vorausgeſehen werden konnte, fand er auch großen Beifall in England. Graf Gneiſenau und ich, waren, als zum Feldmarſchall gehörend, mit eingeladen worden, ich konnte indeß an eine ſolche Begleitung nicht denken, da ich den Rückmarſch der Armee zu beſorgen hatte, und bei dem General Graf Kleiſt von Nollendorff, der das Commando einer Armee übernahm, welche am Niederrhein bleiben ſollte, als Chef des Generalſtabes angeſtellt worden war.

Die altdeutſchen Grenzen gegen Frankreich, wie ſie vor der Revolution beſtanden, wurden hergeſtellt; der Bereich der Armee des Ober-Rheins unter Fürſt Schwarzenberg erſtreckte ſich nach genommener Verabredung von den ſüdlichen Grenzen Deutſchlands bis an den Main und am linken Rheinufer bis zur Moſel. Dieſe Abgrenzung ſollte nur ſo lange dauern, bis der Congreß die Angelegenheiten Deutſchlands geordnet haben würde. Die Feſtung Mainz ſollte als der Verbindungs-Punkt der Armee des Ober- und des Niederrheins, von Oeſtreich und Preußen gemeinſchaftlich beſetzt werden.

Nach dieſer Verabredung mußte von beiden Mächten ein Gouverneur und ein Commandant von Mainz ernannt und eine Inſtruction für die Garniſon gegeben werden, welche die Rechte und Pflichten abgrenzte. — In Ermangelung der zu einer ſolchen Inſtruction gehörigen Lokal-Kenntniſſe, wurde verabredet, daß ſolche nicht in Paris, ſondern an Ort und Stelle vom öſtreichiſchen General Frimont und General Kleiſt entworfen werden ſolle.

General Kleiſt mußte ſein Hauptquartier in Aachen nehmen, wo bereits der Sitz des General-Gouvernements vom Niederrhein aufgeſchlagen war, denn der König hatte ihm zugleich gemeinſchaftlich mit dem Präſidenten Sack die Verwaltung der Provinz übertragen.

Dieſe letzte Anſtellung war dem General von Kleiſt dergeſtalt zuwider, daß er ſich davon los zu machen ſuchte, was ihm jedoch nicht gelang, da der Staatskanzler ihm erwiderte: es hinge von ihm ab, von dieſen Geſchäften des General-Gouvernements ſo viel zu übernehmen, als ſeine vom Commando der Armee ihm übrige Zeit erlaubte.

Die im Hauptquartier des Armee-Commando's angeſtellten Offiziere und Beamten begaben ſich von Paris gerade nach Aachen, während der General von Kleiſt mit mir und einigen Adjutanten über Luxemburg nach Mainz reiſte, wo

zwiſchen ihm und dem General Frimont die Convention über die Beſetzung von Mainz abgeſchloſſen wurde, welche ſpäterhin von dem deutſchen Bunde als zweckmäßig angenommen, noch heute in ihren weſentlichen Punkten beſteht, und ſich auch bewährt hat. — Frimont und Kleiſt fürchteten beide dieſes Geſchäft außerordentlich und ſahen die größten Schwierigkeiten dabei voraus.

Ich war auf dieſem Punkt ihr gemeinſchaftlicher Vertrauter, und ſtrebte dahin, das Geſchäft durch eine vorbereitende Beſprechung zu erleichtern.

General Frimont war ein tapferer Soldat, ein Mann von Character, der alle Verhältniſſe klug durchſchaute, daneben aber conciliant und durch angenehme Formen unterſtützt.

Gerade ſo war auch General Kleiſt. Noch ehe die Stunde zur Conferenz herannahte, überſah ich bereits, daß gar keine Differenz vorkommen werde, obgleich beide mit Herzklopfen ſich an den grünen Tiſch ſetzten.

Ich hatte den Vortrag und die Protokollführung übernommen; nach einigen Stunden war das Geſchäft abgethan, und meine beiden Feldherrn ſo hocherfreut über den glücklichen Ausgang, daß ſie ſich untereinander umarmten und einen Freundſchaftsbund ſchloſſen, der auch für das Leben vorgehalten hat.

Der Fürſt Schwarzenberg ſagte mir nach einer in Paris abgehaltenen Conferenz über die Eigenſchaften der öſtreichiſchen und preußiſchen Offiziere, welche in Mainz zuſammen commandiren ſollten, „vor allen Dingen: pas trop de zèle!"

Der General Kleiſt, der neben ſeinen oben angedeuteten Eigenſchaften ein edler und ſehr gemüthlicher Mann war, kannte mich ſehr wenig, da wir ſeit 1806, wo er vortragender Adjutant des Königs war, keine Dienſtberührungen gehabt hatten. —

Er hatte große Geſchäftskenntniß und Gewandtheit in der Behandlung verwickelter Angelegenheiten; indeß es fehlte ihm

oft an der nöthigen Ruhe bei den Ermittelungen, welche den Entſcheidungen vorangehen mußten.

Dem Feldmarſchall Blücher ließ er als Soldat Gerechtigkeit widerfahren, indeß ſagte ihm ſein Umgang nicht zu. Dem Mann von feinen Sitten mißfiel die derbe, oft rohe Außenſeite nebſt den leichtfertigen Geſprächen des Feldmarſchalls, welche ihn ſtets in Verlegenheit ſetzten, oft erröthen machten.

Den General Gneiſenau fand er zu ſcharf, zu eckig und abſprechend, um ſich ihm, als einem jüngern General, zu nähern. Mit dieſen Anſichten hielt er das ganze Hauptquartier des Feldmarſchalls von ſich entfernt, und ich, der ich da mitten inne geſtanden hatte, ohne mich zu äußern, gehörte zu denen, welche er vermeiden wollte.

Meine Anſtellung als Chef des Generalſtabes war ihm daher nicht angenehm, und ſeine Zurückhaltung machte es mir bemerkbar. Ich that ganz einfach meinen Dienſt. Als er ſah, daß ich nicht Taback rauchte, nicht ſpielte, und die zweideutigen Reden nicht liebte, daß ich nicht abſprechend, ſondern gehorſam war, trat er mir näher, und hat mich bis zum Ende ſeines Lebens ſeiner Freundſchaft nicht unwerth gehalten. — Die gelungene Unterhandlung mit Frimont machte den Anfang dieſer neuen Epoche, in welcher mir in allen Dienſtangelegenheiten das volle Vertrauen wurde.

In Aachen angekommen, fand ſich General Kleiſt noch weniger geneigt, an der Civil-Adminiſtration Theil zu nehmen, als es in Paris der Fall war. Der Präſident Sack ſtand in dem Ruf eines ehrlichen, aber ſehr groben und aufgeblaſenen Mannes. In Aachen bewährte er dieſen Ruf, ließ überdies ſeinem Nepotismus freien Lauf und zeigte wenig Talent zur höheren Adminiſtration. — Kleiſt, der außer den preußiſchen Armee-Corps, noch das ſächſiſche und kurheſſiſche Contingent unter ſeinen Befehlen hatte, war durch dieſes Commando reichlich beſchäftigt. Er hatte eine, von den Souverainen genehmigte

Instruction über die Aufstellung seiner Armee-Corps, nach welcher eines derselben unter der Bedingung der Marschfertigkeit im Armee-Verbande nach Marburg und Gegend verlegt werden konnte. —

Dies erschien als ein Wink, das kurhessische Truppen-Corps dahin zu legen, wodurch dessen Verpflegung (im eigenen Lande) sehr erleichtert wurde. Der Kurfürst hatte das Commando dieses Contingents (eines Corps von 12—14,000 Mann) bei dessen Aufstellung 1814 seinem Herrn Sohn dem Kurprinzen übergeben, der damit Luxemburg blokirt und späterhin es besetzt hatte.

General Kleist wies Se. Hoheit den Kurprinzen zum Marsch nach Marburg, und die dort zu nehmenden Kantonirungen an, und indem er die damit verknüpften Bedingungen eröffnete, setzte er auseinander, wie er dem Corps vorzugsweise diese Stellung angewiesen habe, um die Verpflegung zu erleichtern und die Einwohner fremder Einquartierung zu überheben.

Der Kurfürst fand die Aufmerksamkeit des Generals Kleist nicht an der rechten Stelle, nahm seinem Herrn Sohn das Commando, setzte das Corps auf den Friedens-Etat, und ließ es auseinander gehen. Die Gegenvorstellungen des Kurprinzen waren fruchtlos, und so wurde der Vorgang von ihm dem General Kleist angezeigt, dem die ganze Sache wahrhaft zu Herzen ging. Er war in seiner Gemüthlichkeit auf dem Punkt, dem Kurfürsten zu schreiben, und sich den größten Grobheiten auszusetzen. Meine Bemerkung, daß er mit dem Kurfürsten gar nichts zu thun habe, und daß man mit ihm nur diplomatisch verhandeln könne, wozu er nicht autorisirt sei, brachten endlich Alles in das richtige Gleis.

Das sächsische Corps, das in Coblenz stand, wurde an die Stelle des hessischen dahin beordert, wo nach der Instruction ein Corps stehen sollte, nach Marburg und Gegend, und

ein preußiſcher Stabs-Offizier des Generalſtabes nach Caſſel geſendet um mit dem Miniſterio Quartiere und Verpflegung zu reguliren. Der Kurfürſt wollte die Nachricht nicht glauben, ließ den Stabs-Offizier kommen, und verſuchte ihm zu imponiren, indem er ſich als preußiſcher General ankündigte, der dieſe Würde ſchon bekleidet hatte, als der General von Kleiſt kaum Major geweſen ſei. — Er behauptete, es gehöre zur Souverainetät, daß eigne Truppen im Inlande von niemand Befehle empfangen dürften, als von ihrem Souverain. Indeß, als es ſich auswies, daß der Stabs-Offizier mit keinen Vollmachten verſehen war, das abzuwenden, was der Kurfürſt in ſeinem Zorn eine Execution genannt hatte, als der Kurfürſt von ihm erfuhr, daß der General Kleiſt nur höheren Ordres folge, daß die Frage, ob Se. Hoheit befugt waren, ſich aus einer Allianz beliebig zurückzuziehen und ihre Truppen auseinander gehen zu laſſen, nur von denſelben Souverainen entſchieden werden konnte, welche noch kürzlich ſo behülflich geweſen waren, Ihro Hoheit wieder auf den Thron zu ſetzen, da ſah der alte Herr wohl ein, daß er ſich übereilt und in ſchlimme Händel verwickelt hatte.

Sein Hang zu einer übermäßigen Sparſamkeit hatte ihn gegen den Rath ſeiner Miniſter zu dem ſchroffen und unpolitiſchen Schritt des Entlaſſens ſeiner Truppen vermocht, ein Schritt, der übrigens auch nach den von Paris an ihn ergangenen diplomatiſchen Mittheilungen gar nicht zu rechtfertigen war. —

Ehe das ſächſiſche Corps — nachdem der Kurfürſt ſeinen Mißgriff wieder gut gemacht hatte — aus ſeinen Cantonirungen in Heſſen wieder nach Coblenz zurückmarſchirte, ereignete ſich eine andere Begebenheit, welche ſpäter bedeutende Folgen gehabt hat, und daher hierher gehört.

Der König von Sachſen war nach der Schlacht von Leipzig als Gefangener nach Friedrichsfelde gebracht worden, und es

war klar, daß mit Sachſen eine politiſche Veränderung vorgehen mußte. Die Anhänger des Königs von Sachſen glaubten bei der Milde der Souveraine dieſe Veränderung ganz unbedeutend zu machen, wenn ſie dem Wiener Congreß Bittſchriften vorlegten, in welchen die getreuen ſächſiſchen Unterthanen baten, ihnen ihren König zu belaſſen.

Es lag in dem Plan, ſich auch von den Truppentheilen ſolche Bittſchriften zu verſchaffen, und zwar von den Offizier-Corps Regimenterweiſe.

... Die Zeit der Cantonirung in Heſſen wurde benutzt, um durch Emiſſaire, welche von Ort zu Ort reiſten und die Offiziere einzeln bearbeiteten, ſolche Adreſſen zu bewirken. — Dieſe geheimnißvoll getriebene Sache wurde dem General Thilmann bekannt, der das Corps als ruſſiſcher General-Lieutenant kommandirte, die Adreſſen einforderte, und dem General Kleiſt zum weiteren Beſchluß einſendete. — Dieſe Adreſſen waren ganz eigen, myſtiſch, diplomatiſch, und ſo abgefaßt, daß ſie nicht als eine unſchuldige Sache nach Wien abgeſendet werden konnten.

General von Kleiſt ſendete mich nach Coblenz, um mit ſämmtlichen Offizier-Corps einzeln über dieſe Adreſſe zu reden.

Ich ſagte ihnen: ſie hätten ihrem Könige bis zur Schlacht von Leipzig mit Ergebenheit gedient. Bei dieſer Schlacht ſei jedoch die ſächſiſche Armee zu uns übergegangen, und habe ſich von der Politik des Königs, und dem Gehorſam gegen ihn losgeſagt.

Sie habe aber dadurch bewirkt, daß ihr Vaterland nicht feindlich, ſondern als alliirt behandelt worden ſei.

Anſtatt nun ruhig die Entſcheidung über Sachſen abzuwarten, trete das Offizier-Corps auf, und verlange, von politiſchen Gründen unterſtützt, den König zurück, den es vor 10 Monaten wegen ſeiner politiſchen Richtung verlaſſen habe.

Das ſcheine, (auf's wenigſte) nicht conſequent.

Die Souveraine hätten die ſächſiſche Armee als Deutſche aufgefordert, ihnen in dem Krieg gegen Napoleon beizuſtehen; ſie hätten dem Ruf gefolgt, hätten den König, der dem Ruf nicht folgen wollte, verlaſſen, und dadurch den Souverainen die Pflicht auferlegt, für ihre und Sachſens Zukunft zu ſorgen, — jetzt aber wollten ſie ſich wieder von uns losſagen und ſich ihrem gefangenen König in die Arme werfen.

Was das heißen ſolle?

Ich erkannte bald, daß dieſe geheim getriebene Adreſſen-Angelegenheit (wie das bei geheimen Verbindungen immer der Fall iſt) die confuſeſten Ideen erzeugt hatte, aus denen die Leute nicht herauskommen konnten.

Die Conſequenten waren übrigens ſo eingeſchüchtert, daß keiner wagte, ſich klar auszuſprechen, — als ob ihnen ein Dolch drohte, wenn ſie ſich nicht für eine Wiedereinſetzung des Königs erklärten.

Von dieſen Offizieren trat übrigens 8 Monat ſpäter, nachdem es ihnen zur Wahl geſtellt war, die Hälfte in preußiſchen Dienſt über. Dieſe Bemerkung wird hinreichen, um über die Entſtehung dieſer Adreſſen zu urtheilen.

Bei den Bewohnern des linken Rheinufers fanden wir eine ſtumpfe Gleichgültigkeit gegen Deutſchland, gegen ſeine Sprache und Sitten vorherrſchend. Alle Intereſſen hatten ſich nach Frankreich gewendet. Die Handels-Verhältniſſe mit Deutſchland waren faſt völlig abgebrochen, wozu die Douanen-Linie am Rhein und die Erſchwerung ſeines Ueberganges mitwirkten.

Zwiſchen Mainz und Weſel gab es keine Ponton-Brücke. Die franzöſiſche Regierung hatte die Provinz ſorgfältig von Deutſchland getrennt, um ſie deſto ſicherer und ſchneller in franzöſiſche Departements umzuwandeln.

Die Angeſtellten ſo wie die Aſpiranten bedurften der franzöſiſchen Sprache und Sitten; es war alſo kein Wunder, daß

Alles, von den Moden bis zu den häuslichen Gewohnheiten, aus Paris geholt wurde.

Die deutsche Sprache war darüber fast ganz zu Grunde gegangen. Man fand im Jahre 1814 wenig Eingeborne am linken Rheinufer, welche in deutscher Sprache correct schrieben oder sprachen. Deutsche Werke, welche seit dem Revolutions-Kriege erschienen waren, welche Epoche sie auch gemacht haben mochten, kannte niemand.

Das waren die Früchte des kaum 20jährigen französischen Besitzes.

Noch eine Fortsetzung von 10 Jahren, und es wäre ganz und für ewige Zeiten um den deutschen Sinn geschehen gewesen.

Nachdem die Dislocation geordnet, die Verpflegung gesichert war, und folglich der Generalstab und das Ingenieur-Corps bei den Truppen keine stehenden Geschäfte hatten, gab ich den Ingenieur-Offizieren auf, ein Befestigungs-System von Mainz bis Nimwegen gegen Frankreich zu entwerfen, den Offizieren des Generalstabes übertrug ich Recognoscirungen in den uns unbekannten Gegenden des linken Rheinufers, deren Schicksal auf dem Congreß von Wien entschieden werden sollte.

Wir hatten am Rhein die Festungen Mainz und Wesel besetzt. Coblenz mit dem Ehrenbreitstein lag in Trümmern, und Düsseldorf war geschleift. Cöln hatte Mauern und Graben, war aber nicht haltbar.

Wesel und Düsseldorf waren durch die Lage der Städte am rechten Ufer, recht eigentlich französische, Cöln, Coblenz und Mainz durch ihre Lage am linken Rheinufer, deutsche Befestigungspunkte. — Napoleon hatte früher viel auf die Befestigung von Jülich verwendet; als er jedoch Wesel acquirirte, ließ er Jülich verfallen. — Vom Rhein als Basis gegen Frankreich lag Jülich in der zweiten Linie, Luxemburg und Saarlouis in der ersten.

Die Entfernung der vordern Linie zur zweiten war groß, und wenn wir uns für die Befeſtigung von Cöln entſchieden hatten, ſo war eine Verbindungs-Chauſſee von da, quer durch die Eifel, und wenn wir uns für die Befeſtigung von Coblenz und Namur entſchieden hatten, eine Verbindungsſtraße zwiſchen dieſen beiden Befeſtigungen höchſt zweckmäßig und erwünſcht.

Da, wo die beiden neuen Chauſſeen durch die Eifel ſich kreuzten, ließ ich eine Feſte mit großen Räumen zu Magazinen projectiren.

Der Ehrenbreitſtein war durch die franzöſiſchen Offiziere ſehr liederlich geſprengt, ſie hatten hier wie überall mit der Hälfte des dazu erhaltenen Pulvers geſprengt, und die andere Hälfte zu ihrem Nutzen verkauft; ich veranlaßte die Unterſuchung der alten Fundamente. Sie waren noch gut erhalten.

Nun entſchied ich mich für die Befeſtigung von Coblenz mit der Wiederherſtellung des Ehrenbreitſteins und der Befeſtigung von Cöln nebſt der Feſte in der Eifel.

Die Zeichnungen und Anſchläge wurden gemacht, und ich ſendete Alles nach Wien.

Der würtembergiſche General Vahrenbühler hatte das Project zur Vertheidigung des ſüdlichen Deutſchlands gegen Frankreich, von der Schweizer-Grenze bis Mainz entworfen und nach Wien eingereicht. Man beſaß alſo beim Congreß die Anſichten über die Stärke oder Schwäche der deutſchen Grenzen gegen Frankreich, noch ehe man die Grenzländer vertheilt hatte.

Der tägliche kleine Dienſt des Generalſtabes war während der drei letzten Feldzüge etwas loſe geworden, ich ſtrebte darnach ihn zu vervollkommnen, ich ließ zu dieſem Zweck junge Offiziere während des Sommers aufnehmen, etablirte für den Winter ein Zeichnenbüreau, und ließ die Recognoscirungen ordnen.

Dies wurde uns nützlich, als im März 1815 Napoleon wieder in Frankreich erſchien, und wir auf's Neue gegen ihn marſchiren mußten, denn viele dieſer Offiziere konnten zur Dienſtleiſtung im Generalſtab gebraucht werden.

Der Wiener Congreß zog ſich auf eine höchſt unangenehme Weiſe in die Länge. Vor Allem waren die Verhandlungen über die Theilung von Sachſen ſehr unangenehm geworden, und für Preußen war es angemeſſen, in dieſer Angelegenheit die größte Ruhe und Mäßigung zu zeigen. Alle diejenigen, welche Gelegenheit hatten, das preußiſche Benehmen in Wien zu beobachten, bezeugen, daß es das richtige Maaß gehalten habe. —

Den Vortrag beim commandirenden General über Alles, was die ſächſiſchen Truppen betraf, hatte ich ſelbſt übernommen. Als die Theilungslinie feſtſtand, wurden Liſten gefertigt, aus denen zu erſehen war, welche Soldaten des Corps dem Königreich Sachſen verblieben, und welche ihre Heimath in dem Theil hatten, der an Preußen überging. — Hiernach ſollte die Theilung der Unteroffiziere und Soldaten Statt finden. In Betreff der Offiziere hatte der König von Preußen erklärt, daß er jeden ſächſiſchen Offizier in ſeine Dienſte aufzunehmen bereit ſei, der dieſen Wunſch ausſpreche, und dieſes Anerbieten war darauf gegründet, daß Offiziere, welche durch die Rückkehr des Königs von Sachſen in die Nothwendigkeit gerathen konnten, aus der Armee zu treten, eine Stellung in der preußiſchen Armee fanden, gleichviel in welchem der beiden Theile von Sachſen ſie geboren waren.

Bei der Bekanntmachung dieſer Maaßregel war vorausgeſetzt, daß das ſächſiſche Corps zuſammen bleiben ſollte, bis der König von Sachſen ſeinen Frieden unterzeichnet, und tractatmäßig den von ihm ſcheidenden Theil ſeiner Armee ſeines Eides entlaſſen hatte.

Viele der höheren und Subaltern-Offiziere der sächsischen Armee gaben mir ihre Erklärung, in den preußischen Dienst zu treten, mit dem Ersuchen ab: solche geheim zu halten, um mit den exaltirten sächsischen Köpfen nicht in unangenehme Reibungen zu kommen, andre, welche noch ängstlicher oder vorsichtiger waren, baten: daß man sie mit jeder Erklärung verschonen möge, bis die Entbindung von Seiten des Königs von Sachsen erfolgt sei, und die Trennung der sächsischen Armee factisch erfolge.

Diese Wünsche schienen mir und meinem kommandirenden General billig, wurden auch so in den Berichten dargestellt, und die Vollziehung durch den König von Sachsen ruhig erwartet.

Als jedoch Napoleon wieder auftrat, nahm Alles eine andere Gestalt an. Unbekannt mit dem, was zu dieser Zeit in Wien geschah, beschränkte ich mich auf das, was bei dem sächsischen Contingent vorging, in welchem es eine Sachsen- und eine Preußen-Partei gab, wovon die erste die handelnde und renomirende, die letztere aber die ruhig abwartende war.

Die erste hatte eine sichere Correspondenz mit den Umgebungen des Königs von Sachsen, und erhielt von daher ihre bestimmten Weisungen. Meine Stellung als der Vortragende machte es mir nicht schwer, zu erfahren, was man für Ansichten im Gefolge des Königs von Sachsen hatte, der von seinem Lande und den Regierungs-Geschäften entfernt, in der Gefangenschaft lebte. Nach diesen Ansichten wurde die Theilung des Landes als ein großes Unglück und als eine schreiende Ungerechtigkeit angesehen.

Man glaubte auf Oestreichs Widerspruch und auf Napoleons Mitwirken rechnen zu dürfen, wenn das Glück wolle, daß er sich wieder auf seinem Thron befestige.

Es wurde daher empfohlen: auf das Fortbeſtehen eines guten ſächſiſchen Geiſtes zu halten, denn der König werde Alles in die Länge zu ziehen wiſſen, und ſicherlich keine Abtretung unterſchreiben, ſo lange Napoleons Glücksſtern nicht abermals untergegangen ſei.

Die ſächſiſchen Truppen ſollten nur beharrlich ſein und ſich einer Theilung mit Energie widerſetzen.

So ſtand es, als 1815 der Feldmarſchall Blücher mit dem General Grafen von Gneiſenau bei der Armee angekommen war, und das Commando übernommen hatte. Die bearbeiteten ſächſiſchen Truppen fingen an, ſehr unruhig zu werden.

Der Feldmarſchall, um jeden Schein von Beſorgniß zu vermeiden, concentrirte das ganze ſächſiſche Corps um Lüttich und legte 4 Bataillons davon in die Stadt (wo er ſein Hauptquartier genommen hatte) ohne einen Mann preußiſche Truppen bei ſich zu haben.

Wenn hier die Nachricht von der Entbindung des Eides, Seitens des Königs von Sachſen, ankam, ſo wäre die Theilung ruhig vor ſich gegangen, ſo aber kam von Wien die Nachricht, daß — da dieſer Akt von dem König von Sachſen immer aufgeſchoben und nicht zu erlangen war, — die Theilung unvorzüglich vorgenommen werden ſolle.

Es war allerdings die höchſte Zeit, dem ungewiſſen Zuſtand ein Ende zu machen, denn der Krieg war ſeinem Ausbruch nahe, — aber die Ausführung dieſes Befehls hatte große Schwierigkeiten, da zwar die Unteroffiziere und Gemeinen, wovon ungefähr die Hälfte des ganzen Corps zum preußiſchen Antheil gehörten, leicht herausgezogen werden konnten, jedoch es dann zur Frage kam, wer dieſe unorganiſirte Mannſchaft kommandiren ſollte, da die Offiziere ſich nicht definitiv erklären konnten.

Der Feldmarſchall berief die ſächſiſchen Generale, um mit ihnen zu berathen, und Alles ſo ſanft als möglich einzuleiten,

doch ehe es zur Ausführung kommen konnte, war es bekannt geworden, daß die Theilung ohne die Einwilligung des Königs von Sachsen vor sich gehen sollte, und dies schien denjenigen, welche die altsächsische Parthei leiteten, der richtige Augenblick zum Widerstand.

Das zu diesem Zweck bearbeitete Garde-Bataillon kam in Masse — ohne Offiziere — vor die Wohnung des Feldmarschalls, um dem König von Sachsen ein Vivat zu bringen.

Einige sächsische Offiziere vermochten jedoch die unbewaffneten Mannschaften, wieder in ihre Quartiere zurückzugehen.

Der Feldmarschall ließ das Bataillon sofort ausrücken, und wies ihm Quartiere in Namur mitten zwischen dem 2ten preußischen Armee-Corps an.

Einige Stunden darauf erschienen jedoch die andern 3 Bataillons mit Säbeln bewaffnet und wildem Geschrei vor der Wohnung des Feldmarschalls, so daß das Hausthor geschlossen werden mußte. — Die Fenster des Hauses, und namentlich des Zimmers, in welchem der Feldmarschall sich befand, wurden durch Steine eingeworfen.

Mir war bekannt, daß das Haus noch einen Ausgang in eine andere Straße hatte; ich eilte durch diesen mit einigen Offizieren des Generalstabes zur nahen Hauptwacht, und forderte den wachthabenden sächsischen Capitain auf, mir zur Wiederherstellung der Ordnung zu folgen. Dies geschah. Die Meuterer wichen einen Augenblick zurück, ermuthigten sich aber durch ein wildes Geschrei wieder und drängten mit gezogenen Säbeln die Wache nach und nach zurück.

Alle Ermahnungen waren vergeblich, denn das wilde Gebrüll erlaubte niemand, sein eignes Wort zu hören. Ich versuchte es nebst einigen preußischen Offizieren die Vordrängenden zurückzuhalten, aber man griff uns mit Säbelhieben an, wovon einer mich schwer verwundet hätte, wenn er nicht durch den halben Mond meines Epauletts aufgefangen worden wäre.

Hiernach ließ ſich überſehen, was dem Feldmarſchall bevorſtand, wenn die Meuterer bis zu ihm gedrungen wären.

Ich zog die Wache bis in's Haus zurück, ließ das Thor verrammeln und führte den Feldmarſchall durch den hintern Ausgang, wo unſere Pferde bereit ſtanden; ſeine Suite ritt mit ihm ruhig aus der Stadt.

Der Feldmarſchall hatte ſich bereits einige Tage zuvor auf den folgenden Morgen ein Rendezvous mit dem Herzog von Wellington auf dem halben Wege zwiſchen Lüttich und Brüſſel gegeben.

Als wir davon zurückkamen, befanden ſich bereits die dahin beorderten preußiſchen Truppen in der Stadt. Die 3 ſächſiſchen Bataillons hatten ihren Offizieren den Gehorſam aufgekündigt, ſie von der Fronte weggejagt und waren, mit ſelbſt aus ihrer Mitte gewählten Führern, unter dem Geſchrei: „der Garde nach" abmarſchirt. Am andern Tage zeigte es ſich, daß dieſe Bataillons ſich in Dörfern in der Richtung von Hannut einquartiert hatten. Sie wurden von preußiſchen Truppen umringt, und ſo wie das Garde-Bataillon in Namur entwaffnet.

Ich hatte von verſchiedenen der durch die verwilderten Soldaten weggetriebenen Offiziere erfahren, daß nur wenige bekannte ſchlechte Subjecte die Meuterei geleitet hätten. Ich ließ mir das Verzeichniß geben. Von 3 verſchiedenen Seiten ging daſſelbe mit 7 gleichen Namen ein.

Der Feldmarſchall, General Graf Gneiſenau und General Grolmann waren für das Decimiren dieſer Bataillone. Dieſe Maaßregel erſchien mir zu hart, weil dann vielleicht kein einziger Verführer betroffen wurde, ſondern nur Verführte. Ich ſchlug vor, ſtatt des großen Blutvergießens die durch Meuterei entehrte Fahne öffentlich zu verbrennen und die Bataillons aufzufordern, ihre Rädelsführer auszuliefern unter Bedrohung des Decimirens. Der Feldmarſchall gab meinem Vor-

ſchlag nach. Die 3 Bataillone lieferten 7 Rädelsführer aus, welche gleich nach der Entwaffnung vor der Fronte der Meuterer erſchoſſen wurden; 6 davon ſtanden auf den mir eingereichten Verzeichniſſen.

Wir hatten daher auf doppelte Art den Troſt, daß keine Unſchuldige beſtraft worden waren.

Der übrige Theil der ſächſiſchen Armee blieb der Meuterei völlig fremd, und wartete in Ergebung das Ende der Theilung ab.

Der Feldmarſchall verlegte ſein Hauptquartier nach Namur, und hier war es, wo ich auf meine an den König gerichtete Bitte, mich für dieſen Feldzug in der Linie anzuſtellen, beſchieden wurde, daß mein Wunſch in der Folge berückſichtigt werden ſollte, daß ich jedoch für jetzt mich in das engliſche Hauptquartier zu begeben habe, um die Verbindung zwiſchen dem Herzog von Wellington und Feldmarſchall Blücher zu unterhalten.

So wenig dieſe Anſtellung meinen Wünſchen entſprach, ſo wenig ich glauben konnte, in dieſer Lage bedeutende Dienſte leiſten zu können, ſo willig fügte ich mich, obgleich ich in meinen frühern Studien der engliſchen Sprache nicht über den Vicar of Wakefield und Thomſons Jahreszeiten hinausgekommen war. Der General von Gneiſenau warnte mich bei meinem Abgange, mit dem Herzog von Wellington ſehr auf meiner Huth zu ſein, denn dieſer ausgezeichnete Führer ſei durch ſeine Verhältniſſe in Indien und die Verhandlungen mit den hinterliſtigen Nabobs an die Falſchheit gewöhnt worden, und habe es darin zuletzt zu einer ſolchen Meiſterſchaft gebracht, daß ſelbſt die Nabobs von ihm überliſtet worden wären.

Ich löſte in Brüſſel den General von Roeder ab, der dem Himmel dankte, aus dieſem Hauptquartier zu kommen, wo er ſich faſt täglich beleidigt fand. Er ging aber in ſeiner Verdrießlichkeit viel zu weit. Bald war ein Engländer mit dem

Hut auf dem Kopf in ſein Zimmer getreten, bald hatte ein anderer, der ihn nicht verſtand, ein gedehntes He? gefragt und dann wieder war ſein Rang nicht beachtet worden. — Ich ließ mir vom General von Röder Alles gründlich erzählen, und dies iſt mir von großem Nutzen geweſen, weil es mir auf's Neue ſo recht klar machte, wie ungerecht es iſt, wenn jemand ſich mitten in einer fremden Nation befindet, ſeine Forderungen auf mitgebrachte Ideen zu gründen, anſtatt die Sitten und Gebräuche derer zu ſtudiren, mit denen er leben muß.

Mein Beſtreben, mich mit dem Herzog von Wellington und den Offizieren der engliſchen Armee gut zu ſtellen, blieb nicht ohne Erfolg.

Ich wurde durch den Umſtand begünſtigt, daß man wußte, daß ich ſeit der Eröffnung des Krieges von 1813 im Generalſtab des Feldmarſchall Blücher gedient hatte. Dies bewirkte mir ein freundliches Entgegenkommen, da der Feldmarſchall Blücher bei der ganzen engliſchen Armee in großem Anſehen ſtand. Es kommt nicht ſelten vor, daß die bei den kommandirenden Generalen angeſtellten Offiziere fremder Mächte die Haupt-Intrigants der Hauptquartiere ſind. Gegen einen ſolchen Verdacht war ich durch meine Stellung geſchützt. In meiner Beſtimmung:

> die Verbindung zwiſchen ꝛc. Wellington und ꝛc. Blücher zu erhalten,

lag ganz natürlich das Beſtreben, dem Herzog von Wellington Alles möglichſt zu erleichtern, was er zur Einigkeit und einer kräftigen Armeeführung mit Blücher zu verabreden hatte. — Der Herzog erkannte bald, daß ich ihm in allen Dingen, welche bei ſolchen Gelegenheiten zur Sprache kamen, ſie mochten nun die preußiſche Armee oder die Verhältniſſe zwiſchen beiden betreffen, die reine Wahrheit ſagte, und daß er mir mit Vertrauen entgegen kommen konnte.

Dagegen hatte ich erkannt, daß der Herzog in der Armee, welche er kommandirte, eine ohngleich größere Gewalt ausübte, als der Fürſt Blücher in der ihm untergebenen. Die engliſchen Dienſt-Vorſchriften geſtatteten ihm eine Amts-Suspenſion aller Offiziere und damit zugleich Zurückſendung nach England. Der Herzog hatte während des Krieges in Spanien von dieſem Recht Gebrauch gemacht, wo ſich Ungehorſam unter den höheren Offizieren zeigte. Sir Robert Wilſon hatte das erfahren.

Unter allen Generalen, vom Corpsbefehlshaber bis zum Brigade-Commandeur, befand ſich keiner bei der activen Armee, der als renitent bekannt geweſen wäre.

Den Feldherrn wegen ſeiner Operationen zu critiſiren oder controlliren, war in der Armee nicht Sitte. Die Disciplin wurde ſtreng gehandhabt, jeder kannte ſeine Rechte und Pflichten. Der Herzog war im Dienſt ſehr kurz und beſtimmt. — Er geſtattete Anfragen, wies jedoch die unnöthigen zurück. Seine Gegner haben ihm vorgeworfen: er habe eine Neigung zu Uebergriffen in die Wirkungskreiſe anderer. Dieſe Beſchuldigung widerſpricht meinen gemachten Erfahrungen.

Sein Military Secretary und ſein General-Quartiermeiſter waren Offiziere, die ſich bewährt hatten, ſeine Adjutanten und Gallopins waren junge Männer aus den erſten Lord-Familien von England, die es ſich zur Ehre rechneten, ihrem Vaterlande und England's größtem Feldherrn zugleich alle Kräfte des Willens und der Intelligenz zu widmen. Im Beſitz der ausgezeichnetſten Pferde von England war es unter dieſen Adjutanten als eine Ehrenſache angenommen, daß, wenn der Herzog bei einer Verſendung zu Pferde hinzufügte ſchleunig, 3 deutſche Meilen in einer Stunde und 1 Meile in achtzehn Minuten zurückgelegt ſein mußten.

Der Herzog richtete Fragen an mich, aus denen hervorging, er wolle wiſſen, worauf er von Seiten des Fürſten Blücher mit Sicherheit zu rechnen habe.

Der Herzog hatte den engliſchen Obriſt Hardinge*) in's Hauptquartier des Fürſten Blücher entſendet, einen Mann, der ſich durch ehrenwerthe Eigenſchaften und die angenehmſten Formen als Offizier wie als Diplomat empfahl. Er war in den letzten Jahren von ſeinem Gouvernement in der Diplomatie verwendet worden. — Wie dieſer Obriſt ſeine Stellung im preußiſchen Hauptquartier anſah, und welche Inſtructionen er darüber vom Herzog erhalten hatte, blieb mir natürlich völlig fremd, doch trat ich ihm bei unſern Unterredungen mit aller Offenheit entgegen, und bemerkte bald, daß er durch ſeinen Vorgänger im Feldzug vom Jahr 1814, Sir Hudſon Lowe, ſehr gut über die Perſönlichkeiten im Hauptquartier unterrichtet war. Er kannte die Eigenheiten der Generale Gneiſenau und Grolmann, mit denen er vorzüglich zu verhandeln hatte. Er war unbeſorgt über Differenzen in Beziehung auf die Grundſätze der höheren Kriegführung, da der unternehmende Wellington ganz damit übereinſtimmte, doch fürchtete er ihre vielfach hervorbrechende Lebhaftigkeit. Aus Allem ging hervor, daß er nichts mehr wünſchte, als die größte Einigkeit zwiſchen Blücher und dem von ihm hochverehrten Wellington zu erhalten. Dem Herzog blieb es allerdings freigeſtellt, ob er ſeine Fragen, ſeine Antworten und Vorſchläge durch mich an den Fürſten bringen wollte oder durch Hardinge; indeß war ich dazu ganz anders ausgerüſtet, als Hardinge. Ich hatte 4 Adjutanten nebſt Büreau und Ordonnanzen, disponirte über Feldjäger, Feldpoſt und ſo viel berittene Offiziere, als ich bedurfte, und war noch in der Stellung als General-Quartiermeiſter der preußiſchen Armee im Blücher'ſchen Hauptquartier durch den General von Grolmann vertreten. Es war daher wohl zu erwarten, daß der Herzog mich als Vermittler wählen würde, allein für das Bedürfniß der Einheit der Operationen einer combi-

*) 1845—1848 General-Gouverneur in Oſtindien.

nirten Armee von mehr als 200,000 Mann, war damit noch wenig geſchehen. Der Herzog hatte ſich gewöhnt, alle ſtrategiſchen Operationen ſeiner Armee allein zu leiten, und in Defenſiv-Schlachten den Augenblick zur Offenſive aus ſeinem Central-Beobachtungs-Punkt anzugeben. So ließen ſich die Geſchäfte in Spanien führen, wo der Herzog Generaliſſimus der engliſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Armeen war, und dennoch mußte er erfahren, daß die Spanier ihm nur gehorchten, ſo weit ſie es für gut fanden, ohne zu beachten, daß die gehorſamen Engländer und Portugieſen völligen Niederlagen ausgeſetzt wurden.

Der Herzog mußte mehr, als irgend Jemand in Europa, den Werth eines Befehls anerkennen, der aus einem Guß kommend, die großen Operationen und Schlachten leitet.

Er mußte einſehen, daß der Geſchäftsgang, an den er ſich gewöhnt hatte, nicht in derſelben Art fortgeſetzt werden konnte. Ich hatte Gelegenheit gefunden, durch Geſpräche über ſeine ſpaniſchen Feldzüge und über die Jahre 1813—1814 den Herzog zu überzeugen, daß ich für ein verbündetes Heer, ohne Einheit in den verabredeten Maaßregeln, jeden fortdauernden Sieg für unmöglich halte. An die vielfachen offiziellen Unterredungen über unſere Heeres-Ausrüſtung, Verpflegung durch Requiſition, Lagerung ohne Zelte u. ſ. w., um die Rayons abzugrenzen, aus welchen beide Armeen ihre Subſiſtenz-Mittel zu beziehen hätten, knüpfte ich abſichtlich Betrachtungen über die ſtarken Seiten unſerer Armee an, ohne die ſchwachen zu verbergen oder die ſtarken Seiten der engliſchen Armee zu verſchweigen.

Wir finden, ſo ſagte ich ihm, bei unſerer Infanterie nicht die Körperkraft noch Ausdauer, wie bei der Ihrigen. Unſere größere Maſſe iſt zu jung und unerfahren. Wir können nicht darauf rechnen, ein Gefecht vom Morgen bis zum Abend hartnäckig fortzuführen, wir müſſen unſere Stärke nicht allein in

der Defenſive, ſondern zugleich in einer blutigen, aber nicht lange andauernden Offenſive ſuchen. — Spät am Abend angreifen, ſo daß das Gefecht beim Sinken des Tages am heftigſten iſt. Eine Oeconomie der Kräfte iſt unſern Leuten völlig fremd. Sie verwenden unter Anführung unſerer Offiziere in einer Stunde, woran ſie vier Stunden zu zehren gehabt hätten. Sie nöthigen dadurch den Gegner zu ganz ungewohnten Anſtrengungen, und zu einer Zeit, in welcher die Nacht verhindert, Heldenthaten ſo wie Pflichterfüllung gehörig zu bewundern. Gelingt es, am Abend irgendwo einzubohren, ſo daß der Gegner ſich rückwärts concentriren muß, ſo wird ſich die Stärke unſerer Armee in ihrem Glanzpunkt zeigen, ihr Gegner iſt verloren.

Sie können darauf rechnen, daß, wenn der Fürſt ſeine Zuſtimmung zu einer gemeinſchaftlichen Operation gegeben hat, ſein Wort gelöſt wird, und wenn die ganze preußiſche Armee darüber aufgerieben werden ſollte, aber erwarten Sie von uns nicht mehr, als wir zu leiſten vermögen; wir werden Ihnen ſtets mit dem entgegen kommen, was wir können; der Fürſt wird vollſtändig befriedigt ſein, wenn Sie daſſelbe thun. Daß der Herzog ſich bei dieſer delikaten Materie ſchweigſam verhielt, war mir nicht unerwartet. Ich hätte in ſeiner Stelle daſſelbe gethan, und den bereits angekündigten Antrag auf eine Verabredung,

> wie es gehalten werden ſolle, wenn der Feind uns nicht in den Niederlanden angreife, ſondern ſeine Kräfte gegen die große Armee wende, und, wo wir ihm eine Schlacht liefern wollten, wenn er die niederländiſche Grenze überſchreite,

ganz ruhig abgewartet.

So geſchah es auch. Ich hatte dieſe verſchiedenen Fälle wie gewöhnlich dienſtlich und in deutſcher Sprache für den Feldmarſchall Blücher bearbeitet, und ſeine Beiſtimmung und

ſeine Zuſage erhalten, nach meinen Vorſchlägen zu handeln, wenn der Herzog ſich in derſelben Art erkläre. Der Herzog nahm einen mündlichen Vortrag in franzöſiſcher Sprache mit der Karte in der Hand an. Er fand meine Anträge ganz nach ſeinen Grundſätzen und genehmigte Alles.

Mit dieſem Geſchäftsgang war ich vollkommen zufrieden geſtellt in allen den Fällen, in denen die Zeit zur Einholung der beiderſeitigen Genehmigung blieb. Bei Gefahr im Verzug konnte dies jedoch nicht ausreichen; es konnte nur Einheit in die Armee-Führung kommen, wenn ich ſicher war, die alleinige Mittelsperſon zwiſchen der preußiſchen Armee und dem engliſchen Ober-Feldherrn zu ſein, und mir die Vollmacht ertheilt wurde, wo es nöthig war, im Namen des Fürſten Blücher Anträge zu machen oder zu bewilligen. Der General Gneiſenau, gegen den ich dieſe Anſichten mündlich ausſprach, wußte, daß ich der Würde des preußiſchen Ober-Feldherrn nichts vergeben, und eben ſo wenig dem Vorwurf Raum geben würde, es hätte von unſerer Seite mehr geſchehen können, billigte meine Anſicht, und der Fürſt ertheilte mir die nöthige Vollmacht. Sie entſprach der Stellung, welche mir der König gegeben hatte, und es bedurfte daher nichts anders, als die nöthigen Anweiſungen an die höheren preußiſchen Generale, meinen Aufforderungen Folge zu leiſten.

Alles Uebrige mußte der Fürſt meinem Takt und einer Verantwortlichkeit überlaſſen, von der ich mich loszuſagen nicht die entfernteſte Abſicht hatte.

Mit dieſem Schritt war Alles geſchehen, was ſich thun ließ, um Einheit in die Operationen und Schlachten zu bringen, welche uns bevorſtanden, und da ich um dieſe Zeit die engliſche Armee in ihren innern Zuſtänden bereits näher kennen gelernt hatte, ſo wohnte mir die innere Ueberzeugung bei, daß wenn das Glück uns bei einer Schlacht dahin begünſtigte, daß die engliſche Armee defenſiv und mit ihr zugleich die preu-

ßiſche Armee offenſiv fechten könne, wir einen glänzenden Sieg über Napoleon davontragen würden.

Der Herzog von Wellington theilte mir Alles, was ich zu wiſſen bedurfte, mündlich mit, und da es auch alle geheimen Nachrichten von Paris einſchloß, ſo ſah ich dieſe Mittheilungen als vertrauliche an, und beobachtete darüber ein Schweigen gegen alle militairiſchen Geſandten im Hauptquartier, von denen der ruſſiſche General Pozzo di Borgo die bedeutendſte Stellung einnahm, da der Herzog auf ſeine diplomatiſchen Anſichten einen Werth zu legen ſchien, den dieſer geltend zu machen ſtrebte.

Nach dieſer Darſtellung des Geſchäftsganges, wie er ſich allmählig ausgebildet hatte, folgen wir jetzt den Begebenheiten.

Der Feldmarſchall Blücher hatte von ſeinem Vorgänger im Commando, General von Kleiſt, die Veranlaſſung zu verdrießlichen Verhältniſſen mit den niederländiſchen Behörden geerbt.

Als die Nachricht von der Landung Napoleons im Haag eingegangen war, forderte der König der Niederlande, durch die Umſtände bedrängt, den General von Kleiſt auf, mit der preußiſchen Armee bis an die Maas vorzurücken.

General von Kleiſt erwiederte, daß er mit dem beſten Willen dieſer Aufforderung nicht Folge leiſten könne, da die Verpflegung der preußiſchen Truppen außerhalb dem Gouvernement Nieder-Rhein nicht geſichert ſei, und er kein Geld zu ſeiner Dispoſition habe, um an der Maas durch Ankäufe und aus Magazinen zu leben.

Der König, dem daran gelegen war, alle Schwierigkeiten möglichſt ſchnell zu beſeitigen, übernahm es, für die Verpflegung zu ſorgen und ſpäter mit dem preußiſchen Gouvernement abzurechnen.

Der General Graf Kleiſt rückte hierauf, ganz den Wünſchen des Königs der Niederlande gemäß, an die Maas vor, als jedoch die engliſchen Truppen in bedeutender Anzahl ſich

ausſchifften und zur Deckung von Brüſſel angekommen waren, als dadurch ſehr zweifelhaft wurde, ob Napoleon ſich gegen die Niederlande oder gegen die große Armee wenden würde, die ſich am Oberrhein verſammelte, ſo entſtand der Wunſch beim niederländiſchen Cabinet, die Auslagen dieſer Verpflegung von ſich abzuwälzen, und es wurde dem Feldmarſchall Blücher angeſonnen, wieder in die preußiſchen Provinzen am Niederrhein zurückzugehen, oder ſeine Bedürfniſſe, wie es die Engländer thaten, gleich baar zu bezahlen. — Das letzte war nicht möglich, und der erſte Schritt war nicht mehr Sache der preußiſchen Armee, ſondern eine allgemeine Angelegenheit der Verbündeten geworden.

Der Herzog von Wellington hatte früher den Wunſch geäußert, daß, wenn Napoleon gegen die Niederlande vorrücke, die beiden Armeen, die preußiſche und die engliſche, ſich ihm dergeſtalt entgegenſtellen möchten, daß Brüſſel erſt, wenn Napoleon eine Schlacht gewinne, in ſeine Hände kommen könne. — Dies war allen Intereſſen gemäß, und der Feldmarſchall war hierzu bis Namur und an die Sambre vorgerückt.

Ich berechnete nach Zeit und Raum, daß, wenn der Feldmarſchall genöthigt werde, bis Aachen zurückzugehen, dieſe Vereinigung beider Armeen zwiſchen der franzöſiſchen Grenze und Brüſſel aufgegeben werden müſſe, und nur in der Linie von Brüſſel nach Lüttich Statt finden könne.

Dann aber hätte ſowohl die Rückzugs-Linie der engliſchen Armee auf Antwerpen, als die Rückzugslinie der preußiſchen Armee gegen den Rhein ſehr ſpitzige Winkel mit der Baſis erhalten, wenn überhaupt ſie noch ausführbar waren.

Der Herzog von Wellington fand meine Berechnungen mit ihren Folgen richtig, und wurde der Vermittler beim König der Niederlande, der ſich der Nothwendigkeit fügte, die Lieferungen für die preußiſche Armee als Vorſchuß fortzuſetzen.

Der Herzog von Wellington, durch mich unterrichtet, daß die Espionage des Fürſten Blücher ſchlecht organiſirt war, glaubte ſich auf dieſem Punkt ſehr ſicher, und daß er Alles ſofort erfahren würde, was in Paris auf einen Marſch gegen die Niederlande deute. — In dieſer Zuverſicht war die Dislocation der engliſch-niederländiſch-hannöverſchen Armee angelegt, und die Stunde berechnet, in welcher ſie — vom Augenblick der Abſendung der Cavallerie-Ordonnanzen aus Brüſſel — auf dem einen oder dem andern der drei verſchiedenen Rendezvous verſammelt ſein konnte. —

Die Rechnungen ſelbſt waren mir nicht bekannt, ſie waren jedoch, wie es ſich ſpäter auswies, in der Vorausſetzung geführt, daß die Befehle zur Zuſammenziehung am Tage, und nicht in der Nacht gegeben und ausgeführt wurden. Nur zu oft kommt bei den Berechnungen dieſes Verſehen vor.

In dunkler Nacht können die Ordonnanzen auf Nebenwegen nicht ſcharf reiten, ſie finden in den Cantonnirungen Alles in tiefem Schlaf, und eine Verſpätung der Ankunft auf dem Rendezvous iſt die unabwendbare Folge einer auf die Zeit des Tages und nicht der Nacht gegründeten Berechnung.

Als es wahrſcheinlich wurde, daß Napoleon einen Angriff gegen die Niederlande beabſichtige, hatte ich ſolche Maaßregeln getroffen, daß ich jeden Angriff auf die preußiſche Armee in der möglichſt kurzen Zeit erfahren mußte.

Bereits am 14. Juni wußte ich durch Mittheilungen vom General von Zieten aus Charleroy, daß die ganze franzöſiſche Armee ſich vor ſeinen Vorpoſten concentrire, und daß ihr Angriff wahrſcheinlich auf ihn gerichtet ſein werde.

Der Herzog von Wellington, der ſonſt täglich Nachrichten aus Paris erhielt, von wo bis dahin die Diligenzen ungehindert nach Brüſſel gingen, hatte, als ich ihm die Nachrichten vom General von Zieten mittheilte, nichts von Paris erhalten, denn die Diligenzen waren nicht über die Grenze gelaſſen, und ſeine

Kundſchafter hatten noch nicht die Mittel gefunden, auf Umwegen zu ihm zu gelangen.

Es ſchien ihm nicht wahrſcheinlich, daß die ganze franzöſiſche Armee über Charleroy vorbrechen werde, und vor Allem erwartete er eine Colonne auf der Haupt-Chauſſee über Mons (wo ſeine Vorpoſten ſtanden) nach Brüſſel.

Man mußte vorausſetzen, daß Napoleon wußte, wo die beiden Armeen in ihren Cantonnirungen aneinander grenzten, und ſo lag es allerdings in den Umſtänden, zu glauben, daß Napoleon eine ſtarke Avantgarde in zwei Colonnen vortreiben werde, wovon die eine auf den rechten Flügel des Feldmarſchall Blücher, die andere auf den linken des Herzogs von Wellington ſtieße, um dadurch dieſe mit ſchwachen Fäden zuſammengefügte Naht auseinander zu treiben und ſich vorzubehalten, dann auf die eine oder die andere der beiden Armeen zu fallen.

Die militairiſchen Maaßregeln, welche General Kleiſt in Folge Napoleons Landung ergriff, ſind bis hierher völlig übergangen worden, um ſie in einem ununterbrochenen Zuſammenhang vorzutragen, der die Einleitung zum Feldzug vom Jahr 1815 bildet.

Als die Nachricht von Napoleons Landung im Hauptquartier Aachen einging, mußte der kommandirende General der Rhein-Armee ſich fragen:

> Wird das franzöſiſche Volk Ludwig XVIII. treu bleiben, oder zu Napoleon übergehen?

Von der franzöſiſchen Armee iſt das letzte anzunehmen. Die am Nieder-Rhein verſammelten Cadres einer Armee von 100,000 Mann waren die Hauptmaſſe, welche innerhalb der Grenze von Deutſchland gegen Frankreich zu Gebote ſtand. Die Engländer in Belgien und die Süddeutſchen ſammt den

Oeſtreichern waren ſehr ſchwach. General Kleiſt war für einen ſolchen Fall und Abfall ohne alle Inſtruction. Da es jedoch klar zu Tage lag, daß bei ſeinem Eintreten ſchleunigſt entſchiedene Maaßregeln ergriffen werden mußten, ſo war er auch ſofort bereit, ſie auf eigene Verantwortlichkeit auszuführen.

Zur Löſung der, für Kleiſt ſo wichtigen, oben geſtellten Frage ſendete ich meinen dazu vorzugsweiſe geeigneten Adjutanten von Gerlach mit der Inſtruction, eine zuverläſſige Antwort zu bringen, nach Paris. Gerlach wartete Napoleons Einzug in Paris ab, und brachte die Nachricht zurück: Alles jauchzt ihm entgegen und verlangt die Wiedereroberung des linken Rheinufers. Hierauf ließ Kleiſt Jülich und Weſel zur Armirung vorbereiten, Cöln und Coblenz ſturmfrei machen, zwiſchen Cöln und Deutz eine Brücke aus gemietheten Schiffen ſchlagen, Magazine anlegen, eine Fremden-Polizei einführen u.ſ.w.

Der König der Niederlande ſendete einen Flügel-Adjutanten, um Kleiſt aufzufordern, in Gemeinſchaft mit ſeinem Sohn, dem Prinzen von Oranien, der die engliſch-niederländiſche Armee in Belgien kommandirte, für den Fall, daß Napoleon einfallen ſollte, zu Hülfe zu kommen und eine Schlacht zu liefern. Daß die auf die Rhein-Provinz baſirte, noch aus Cadres beſtehende Rhein-Armee, ſich jenſeit der Maas ohne weitere Bedingungen als Hülfstruppen abhängig machen ſollte, war an ſich bedenklich. Dazu kam, daß Belgien durch Sprache, Sitten und Gewohnheiten ſeit ſo langen Jahren franzöſiſch, nur durch Zwang holländiſch war, ja, daß die Truppen, welche mit dem Frieden 1814 übergeben waren, als alte Kriegsgefährten an dem Kaiſer hingen und noch heute ſeine Uniform mit holländiſcher Cocarde trugen. — Indeß, Kleiſt konnte nicht ablehnen, er mußte dem alliirten Souverain gegenüber ſogar guten Willen zeigen.

In den zu dieſem Zweck angeordneten Conferenzen zwiſchen mir und Sir Hudſon Lowe, Chef des Generalſtabes beim

Prinzen von Oranien, legte ich meinem tapfern Freund und Collegen eine Karte von Belgien vor, auf welcher ein fingerbreit rother Strich von Marchienne an der Sambre, längs der Dyle über Wavre bis Löwen gezogen war. Hier haben Sie, so deducirte ich mit deutschem Pedantismus nach dem gegebenen Subject und Object die von der Natur vorgezeichnete strategische Demarcations-Linie, ein westliches (englisches), ein östliches (preußisches) Fach. Mein Zweck wurde vollkommen erreicht. Wir kamen keinen Schritt weiter, und als Wellington eintraf, wurde Alles zu den Akten genommen.

Die Truppen der Rhein-Armee waren, wie man zu sagen pflegt, gut aus dem Winter gekommen; die Rekruten gut ausgebildet, Alles gut genährt, gesund, in der besten Disciplin, gut bekleidet und kriegslustig. In demselben Zustande befanden sich alle in der letzten Zeit auf preußischen Fuß gesetzten Truppen; die in Linien-Bataillone verwandelten Frei-Corps, die russisch-deutsche Legion, die bergischen Regimenter und die noch ungetheilten Sachsen.

Die einbeorderte Landwehr kam schleunig ein. Die Besetzung der höheren Stellen vom Brigade-Commandeur aufwärts, traf von Wien ein.

Als sich beim Congreß in Wien die unabweisbare Nothwendigkeit herausgestellt hatte, das Napoleon wieder zugefallene Frankreich ein zweites Mal mit einem europäischen Krieg zu überziehen, an welchem diesmal auch England einen bedeutenden Antheil nehmen konnte, glaubte man von preußischer Seite eine Armee von 100,000 Mann dazu in Bereitschaft setzen zu müssen, wovon 3 Armee-Corps, 75,000 Mann, zum Marsch auf Paris, und 25,000 Mann, als 4tes Corps, zur Reserve in den neu erworbenen Rhein-Provinzen. Die Commando's bei der neu zu bildenden Armee mußten vertheilt, und dazu die Erfahrungen aus den Jahren 1813 und 1814 benutzt werden.

Hier aber zeigten ſich große Schwierigkeiten. Es war in ganz Europa kein Geheimniß geblieben, daß der alte Fürſt Blücher, der die Siebziger überſchritten hatte, von der Kriegsführung gar nichts verſtand, ja ſo wenig, daß wenn ihm ein Plan zur Genehmigung vorgelegt wurde, ſelbſt wenn er eine unbedeutende Operation betraf, er ſich kein klares Bild davon machen und kein Urtheil darüber fällen konnte, ob er gut oder ſchlecht war.

Dieſer Umſtand bedingte, daß ein Mann an ſeine Seite geſtellt wurde, zu dem er Vertrauen hatte und dem die Neigung und das Geſchick beiwohnte, es zum allgemeinen Wohl zu benutzen. Als einen ſolchen hatte ſich Gneiſenau während zwei Feldzügen bewährt, und da Blücher durch dieſe beiden Feldzüge gerade ſeinen europäiſchen Ruf erlangt hatte, ſo war kein Grund vorhanden, ihm das Commando über die preußiſche Armee nicht eben ſo, wie in den beiden vergangenen Jahren, zu übergeben.

Allein, je mehr es bekannt geworden war, daß Gneiſenau die Armee commandirte, und Blücher nur in der Schlacht als der Tapferſte, bei Anſtrengungen als der Unermüdlichſte, das Beiſpiel gab und durch feurige Anreden zu begeiſtern verſtand, je mehr brach die Unzufriedenheit der 4 Generale hervor, welche 1814 Armee-Corps geführt hatten und älter in ihren Patenten waren, als Gneiſenau.

Graf Tauentzien hatte Wittenberg mit Sturm genommen, York bei Wartenburg geſiegt, Bülow bei Dennewitz, Kleiſt bei Culm, ſie hatten europäiſche Namen, ſie waren als tapfre unverweisliche Offiziere bekannt, ſie konnten, ſie durften nicht verletzt werden. In wiefern dieſe Männer Recht hatten, empfindlich zu ſein, ſoll hier nicht unterſucht werden, genug, es war ſo, und ſie hatten die Stimme der ganzen Armee für ſich, daß es eine Ehrenſache ſei, ſich von einem Jüngern im Patent nicht befehligen zu laſſen. In allen Armeen,

in denen das Anciennetäts-Avancement die Regel iſt, findet ſich dieſelbe Idee.

Es darf jedoch auch hier nicht übergangen werden, daß zwiſchen dieſen Generalen und Gneiſenau eine gegenſeitige Abneigung aus den Jahren 1811 und 1812 beſtand, welche die Generale von dem Kneſebeck, Borſtell mit den meiſten höheren Offizieren der Armee theilten. Gneiſenau, Boyen, Grolmann wurden als die thätigſten Mitglieder des Tugendbundes bezeichnet, der ſehr antiroyaliſtiſcher Tendenzen beſchuldigt war. Gneiſenau, der ſeine Gegner genau kannte, hatte das Syſtem angenommen, ihnen offen und mit großer Energie entgegen zu treten. Führte ihn der Dienſt in ihre Nähe, ſo war er kalt abgeſchloſſen, und man erkannte die Abſicht abzuſtoßen, was ihm denn auch reichlich erwiedert wurde.

Das Alles war in Wien bekannt. Der Kriegsminiſter, der dem Könige die Vorſchläge vorzulegen hatte, war der vertraute Freund Gneiſenau's, hatte jedoch ein anderes Syſtem angenommen, ſich einen Einfluß zu ſichern. Er trat ſeinen Gegnern mit der größten Unbefangenheit entgegen, und es gelang ihm, viele glauben zu machen, daß ſie ſich ſeines Vertrauens zu erfreuen hätten.

Der König, der ſchroffe Formen nicht liebte, hatte von Boyen die Meinung, daß er ſeiner Perſon und ſeinen Anſichten über Staats- und Armee-Angelegenheiten völlig ergeben ſei, wodurch er und ſeine Freunde Gneiſenau und Grolmann einen mächtigen Einfluß gewannen, obgleich der König gegen dieſe Freunde als Folge ihrer eingenommenen Stellung eine Abneigung hatte, die er ſie fühlen ließ. Blücher war von ihm genau gekannt und 1815 in der Anſtellung als Feldmarſchall der preußiſchen Armee für ganz unentbehrlich gehalten. Unter dieſen Umſtänden, und nach dem, was Gneiſenau geleiſtet hatte war es eben ſo unmöglich, ihn von der Stellung als Chef des Generalſtabes auszuſchließen, welche er bereits während zwei

Feldzügen bekleidet hatte. Die vier oben genannten älteren Generale konnten ſich nicht weigern, unter Blücher zu dienen, und der Uebelſtand war gehoben, wenn der König beſtimmte:

Im Fall eine Vertretung des Feldmarſchalls nothwendig wird, erfolgt ſie durch den älteſten der Corpsführer.

Bei Blücher's Alter konnte dieſer Fall leicht und oft eintreten, und bei dem Syſtem, welches Gneiſenau ſo conſequent entwickelt hatte, war dann eine unglaubliche Verwirrung beim Oberbefehl vorauszuſehen.

Man beſchloß daher, die drei erſten Corps unter die Befehle von Zieten, Borſtell und Thielmann (alle drei jünger als Gneiſenau) zu ſetzen, und das vierte, als Reſerve in die Rhein-Provinzen beſtimmt, von dem man nicht glaubte, daß es zum Fechten kommen werde, unter Bülow. Tauentzien, York und Kleiſt erhielten andere ehrenvolle Beſtimmungen, welche, wenn ſie auch nicht vollſtändig befriedigten, doch zu keiner Beſchwerde Veranlaſſung geben konnten.

Die Generale Graf Tauentzien und York blieben als Commandirende im Innern des Landes (in den alten Provinzen), General Kleiſt von Nollendorff erhielt den Oberbefehl über das zweite deutſche Armee-Corps, welches ſich in Trier verſammelte.

Noch ehe der Krieg zum Ausbruch kam, gab die Revolte der Sachſen bei Lüttich die Veranlaſſung zu einer Widerſetzlichkeit des commandirenden Generals des 2ten Armee-Corps von Borſtell, der ſein Quartier in Namur hatte. Dort erhielt er den Befehl, das ſächſiſche Garde-Bataillon, welches in Lüttich revoltirt hatte, zu desarmiren und darauf ſeine Fahne öffentlich zu verbrennen.

General von Borſtell, ſeinen Auftrag ganz einſeitig auffaſſend, hielt den Meuterern lange Reden, Strafpredigten, endete damit, ihnen Alles zu verzeihen, und meldete dies dem Feldmarſchall nach Lüttich, der dieſe Maaßregel als eine bereits

vollzogene Genugthuung für alle treu gebliebenen Sachſen verkündet hatte.

Der Fürſt mäßigte ſeinen Zorn über dieſen Ungehorſam, und ertheilte dem General von Borſtell auf ſeine Meldung den gemeſſenſten Befehl: das Bataillon zu verſammeln, zu entwaffnen und die Fahne zu verbrennen. General von Borſtell erwiederte ſchriftlich: er könne nach ſeinem Gewiſſen und ſeiner Verantwortlichkeit gegen den König den Befehl nicht ausführen.

Der Fürſt ſuspendirte hierauf den General von Borſtell von ſeinem Commando, übertrug es dem älteſten General des Corps, General von Pirch II., interimiſtiſch, ſo wie die Verbrennung der Fahne, und zeigte dem König den Vorfall an. General von Borſtell wurde von einem Kriegsgericht zur Feſtung verurtheilt, und General von Pirch behielt das Commando über das 2te Armee-Corps.

Ausbruch der Feindſeligkeiten den 15. Juni.

Als am 15ten Juni der General von Zieten vor Charleroy angegriffen und dadurch der Krieg eröffnet war, ſendete er einen Offizier an mich ab, der um 3 Uhr in Brüſſel eintraf.

Der Herzog von Wellington, dem ich es ſofort mittheilte, hatte keine Nachrichten von ſeinen Vorpoſten bei Mons. Ich that ihm die Frage:

> Ob und wo er ſeine Armee zuſammenziehen werde, da der Feldmarſchall Blücher ſich in Folge dieſer Nachricht bei Ligny concentriren werde, oder bereits dieſe Stellung bezogen habe.

Der Herzog erwiederte mir hierauf:

> Wenn Alles ſo iſt, wie es der General von Zieten anſieht, ſo concentrire ich mich auf meinem linken Flügel, dem Corps des Prinzen von Oranien, und ſtehe dann à portée, mich in Gemeinſchaft mit der preuß-

schen Armee zu schlagen. Kommt jedoch ein Theil des Feindes über Mons, so muß ich mich mehr nach meinem Centrum zusammenziehen. Dies ist der Grund, weshalb ich durchaus erst die Meldung von Mons abwarten muß, ehe ich das Rendezvous bestimme. — Da jedoch der Aufbruch der Truppen gewiß, und nur das Rendezvous noch ungewiß ist, so werde ich Alles beordern, sich bereit zu halten, auch das in Reserve stehende Braunschweig'sche Corps und eine leichte Cavallerie-Brigade sofort in Marsch gegen Quatre-bras setzen.

Die Befehle dazu wurden um 6—7 Uhr expedirt.

Später ging dieselbe Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten, welche von Charleroy nach Namur gegangen war, von dort zum zweiten Male bei mir ein. Der Feldmarschall benachrichtigte mich von seiner Concentrirung bei Sombref, und beauftragte mich, ihm schleunig Nachricht von der Concentrirung der Wellington'schen Armee zu geben.

Ich theilte dies sofort dem Herzog mit, der mit den Anordnungen des Feldmarschall Blücher ganz einverstanden war. Der Herzog konnte sich jedoch nicht entschließen, seine Concentrirungen zu bestimmen, ehe er die erwartete Nachricht von Mons habe. Er versprach mir, wenn diese eingehe, sofortige Nachricht. Er hielt seine Adjutanten und Schreiber im Geschäftslokale zurück.

Ich begab mich nach 10 Uhr nach Haus, erstattete meinen Bericht, so daß ich nur am Schluß die Rendez-vous-Plätze zu nennen hatte, und ließ eine Courier-Chaise vor meiner Thür halten.

Gegen Mitternacht trat der Herzog von Wellington in mein Zimmer und sagte mir:

ich habe die Meldung vom General Dörnberg aus Mons, daß Napoleon sich mit allen seinen Kräften

gegen Charleroy gewendet hat, und daß ihm nichts mehr vom Feinde gegenüberſteht; daher ſind die Ordres zur Concentration meiner Armee bei Nivelles und Quatre-bras bereits abgegangen.

Die hier befindlichen zahlreichen Freunde Napoleons (da man gegen Abend vor den Thoren von Brüſſel das Kanonenfeuer deutlich hören konnte) machen lange Hälſe, die Gutgeſinnten müſſen beruhigt werden, laſſen Sie uns daher noch auf den Ball zur Herzogin von Richmond gehen, von wo wir darauf um 5 Uhr von hier nach Quatre-bras zu den verſammelten Truppen abreiten.

So geſchah es; der Herzog zeigte ſich auf dem Ball (wo die Honoratioren von ganz Brüſſel verſammelt waren) ſehr heiter, blieb bis 3 Uhr, und um 5 Uhr waren wir zu Pferde. Wir überholten die marſchirenden Truppen und waren um 11 Uhr bei Quatre-bras, wo der Feind ſeine Vorpoſten den Truppen der Diviſion Perponcher gegenübergeſtellt hatte. Da der Feind ſich ruhig verhielt, mir aber indeß die Nachricht zugekommen war, die preußiſche Armee verſammle ſich bei Ligny, ſo meinte der Herzog, es ſei am beſten, zum Feldmarſchall zu reiten und mit ihm mündlich zu verabreden, welche Maaßregeln zu einer entſcheidenden Schlacht mit vereinten Kräften zu nehmen ſeien. Dies wurde ſogleich ausgeführt, und der Herzog ſagte mir unterwegs:

wenn, wie es ſcheint, das, was vom Feinde bei Frasnes, Quatre-bras gegenüber, ſteht, nur unbedeutend iſt, und die engliſche Armee maskiren ſoll, ſo kann ich meine ganzen Kräfte zur Unterſtützung des Feldmarſchalls verwenden, und Alles, was er als gemeinſchaftliche Operation wünſcht, werde ich gern ausführen.

Ich hatte die feſte Ueberzeugung, daß das, was der Herzog äußerte, ſein unverhohlner feſter Wille ſei; allein ich kannte

das Mißtrauen des General von Gneiſenau gegen den Herzog und war im Voraus beſorgt, daß dies auf die uns bevorſtehenden Verabredungen von Einfluß ſein werde.

In meiner Stellung als Mittelsperſon zwiſchen beiden Feldmarſchällen lag vorzüglich die Verabredung aller gemeinſchaftlichen Operationen. — Sie zerfielen von ſelbſt in die offenſiven (einen Marſch gegen Paris) und die defenſiven (die Vertheidigung der Niederlande) für den Fall, daß Napoleon hinlängliche Kräfte zu ihrem Angriff, vor dem Vorrücken der Verbündeten vom Ober- und Mittel-Rhein zuſammenbringen konnte. Für die Offenſive war ſchriftlich niedergelegt, daß die engliſche Armee auf der Linie von Antwerpen über Brüſſel nach Mons, die preußiſche Armee von Lüttich, Huy und Namur bis Marchiennes an der Sambre vorrücken, von dort aber parallel auf nebeneinander laufenden Straßen marſchiren würden.

Die Belagerungen von 2 Feſtungen (von jeder Armee eine) wurden in Antwerpen und Weſel vorbereitet. Der Monat Juli war als die Zeit der Offenſive angenommen.

Wenn Napoleon einen Angriff nicht vor Mitte Juni unternehmen konnte, ſo war anzunehmen, daß die beiden verbündeten Armeen ſeinen Kräften um ein Bedeutendes überlegen ſein würden, oder, daß die Armee, welche er ihnen entgegenführte, zum Theil aus zuſammengerafftem Geſindel beſtehen werde.

Einen Angriff im Thal der Maas hatten die Verbündeten nicht zu beſorgen; die unfruchtbaren Waldgegenden, die Unwegſamkeit des Landes und der Aufwand an Zeit, den ein Eindringen von dieſer Seite erfordern würde, ließen Napoleon keine Wahl. Er mußte die fruchtbaren Ebenen von Belgien zu ſeinem Kriegstheater nehmen, und der Erfolg hing davon ab, ob es ihm gelingen werde, die beiden verbündeten Armeen jede einzeln zu ſchlagen.

Dies zu vermeiden, war, was alle Regeln empfahlen, und die Vereinigung der engliſchen und preußiſchen Armeen zu einer Defenſiv-Schlacht, aus welcher in die Offenſive übergegangen werden konnte, war durch die Verhältniſſe und Localität ſo deutlich vorgezeichnet, daß darüber gar kein Zweifel aufkommen konnte.

Stand die engliſche Armee bei Goſſelies, die Verbindungs- und Rückzugslinie über Brüſſel nach Antwerpen hinter ſich, die preußiſche Armee bei Ligny, die Verbindungs- und Rückzugslinie, die Römerſtraße nach der Maas hinter ſich, ſo waren ſie in ihrer Fronte durch die Sambre völlig unangreifbar. Wurde aber Napoleon genöthigt, einen der beiden Flügel anzugreifen, ſo konnte er auch nicht hindern, daß der andere Flügel mit geſicherter Rückzugslinie ihm vorwärts entgegenſchwenkte und von der Sambre abſchnitt.

Nördlich der Chauſſee von Sombref nach Quatre-bras, alſo im Rücken dieſes Verſammlungslagers, wurde die Dyle in einer tiefliegenden und waſſerreichen Niederung gebildet, ziemlich ſenkrecht auf die Sambre nach Löwen abgeführt, und in ihrer erſten Hälfte von 5 Lieues bis Wavre für größere Truppen-Abtheilungen mit Artillerie ganz unpracticabel, diente dieſes Hinderniß dazu, die ſtrategiſche Aufſtellung beider verbündeten Heere zu verſtärken.

Hiernach war für die preußiſche Armee als Verſammlungs-Punkt vorgeſchrieben: zwiſchen Sombref und Charleroy, und für die engliſche Armee in letzter Inſtanz zwiſchen Goſſelies und Marchienne.

Die Haupt-Verbindungs- und Handelsſtraße von der Hauptſtadt Paris zur Hauptſtadt Brüſſel läuft über Mons. Die Cantonirungen der engliſchen Armee mußten daher dergeſtalt angelegt ſein, daß dieſe ſich zwiſchen Brüſſel und Mons verſammeln konnte, daß es ihr jedoch frei ſtand, ſich auf ihrem linken Flügel mit der preußiſchen Armee zu vereinigen. Dies

berückſichtigend, hatte der Herzog von Wellington an der Grenze bei Mons leichte Cavallerie, auf dem halben Wege nach Brüſſel das Corps de bataille, in Brüſſel ſelbſt nebſt Umgegend die Reſerve. Das Hauptquartier gehörte in den Sitz der Regierung, die Hauptſtadt von Belgien. Der Herzog iſt einer unrichtigen Anlage ſeiner Cantonirungen beſchuldigt worden. Dieſer Vorwurf entbehrt jeden Grundes; aber es iſt richtig, daß ſeine Armee ſpäter auf dem Rendezvous eintraf, als er es beabſichtigt hatte und erwartete. Seine Hauptmaſſen ſtanden in der Gegend von Nivelles, und wenn er am 14. Juni ſein Hauptquartier dorthin verlegte, ſo hatte er am 15ten des Morgens Nachrichten von Mons, er hörte um 9 Uhr das Kanonenfeuer beim General von Zieten. — Waren bereits am 14ten die Reſerven bis Genappe herangezogen, ſo konnten am 15ten Abends ſämmtliche Corps der engliſchen Armee innerhalb des Dreiecks Frasnes, Quatre-bras, Nivelles bivouakiren, und am 16ten Morgens die engliſche Armee in der Offenſive bei Goſſelies ſein.

So hing es alſo von dem kleinen, unbedeutenden Umſtand ab, daß der Herzog am 14ten Brüſſel verließ, und Napoleon wäre am 16ten Juni in die caudiniſchen Gabeln gefallen!

Der Herzog von Wellington traf den Feldmarſchall an der Windmühle von Bry. Seine Armee-Corps wurden gerade in ihre Aufſtellung gewieſen, während einige Offiziere das Vorrücken Napoleons von der tombe de Ligny aus beobachteten. Der Herzog überſah die getroffenen Maaßregeln und ſchien damit zufrieden. Als die Spitzen der Napoleon'ſchen Angriffs-Colonnen ſich auf St. Amand in Bewegung zeigten, fragte der Herzog den Feldmarſchall und den General von Gneiſenau: „que voulez-vous que je faſſe?" — Mit wenigen Worten hatte ich bereits dem General von Gneiſenau geſagt: daß der Herzog die beſten Abſichten habe, den Feldmarſchall zu unterſtützen, und daß er Alles thun werde, was man wünſche,

wenn man ihm nur nicht anſinne, ſeine Armee zu theilen, was gegen ſeine Grundſätze ſei. Es wären bei Quatre-bras noch wenig Truppen angekommen, und die engliſche Reſerve (welche dahin dirigirt ſei) könne vor 4 Uhr Nachmittag nicht eintreffen; mir ſcheine es daher wichtig, daß die Wellington'ſchen Truppen ſich vorwärts, etwa jenſeits Frasnes, concentrirten, von da in gerader Linie gegen den preußiſchen rechten Flügel (Wagnelé) vorrückten, und dort im rechten Winkel mit der preußiſchen Stellung ankommend, Napoleons linken Flügel ſofort umfaßten.

General von Gneiſenau hatte dazu den Kopf geſchüttelt, aber ich wußte nicht, was er gegen meinen Vorſchlag einzuwenden hatte.

Jetzt auf die Frage des Herzogs von Wellington erwiederte der General Gneiſenau: das Wünſchenswertheſte für die preußiſche Armee ſei:

> wenn der Herzog mit ſeiner Armee, ſobald ſie bei Quatre-bras verſammelt ſei, links auf der Chauſſee nach Namur abmarſchire und ſich als Reſerve der preußiſchen Armee hinter derſelben bei Bry aufſtelle.

Dieſer Vorſchlag war auf die Vorausſetzungen gegründet:

1) daß die Armee von Wellington in wenigen Stunden bei Quatre-bras verſammelt ſein könne,
2) daß der Feind gar nichts gegen ſie detachire, ſo daß ſie ſowohl Quatre-bras verlaſſen, als mit Sicherheit auf der Chauſſee im Angeſicht des Feindes marſchiren könne, ſo wie endlich:
3) daß die engliſche Armee früher als Reſerve der preußiſchen Armee ankommen könne, als die Schlacht durch Napoleon bei Ligny entſchieden ſei.

Alle drei Vorausſetzungen waren jedoch unrichtig, denn

ad 1. Wie konnte der rechte Flügel der engliſchen Armee, und deren Reſerve-Cavallerie von Grammont (nach

der Zeit, wo sie die Ordre erhalten hatten, sich bei Nivelles zu concentriren) vor Einbruch der Nacht bei Quatre-bras sein? — Ein Marsch von da bis Ligny ($1\frac{1}{4}$ Meile weiter) mit der ganzen Wellington'schen Armee war also am 16ten ganz unmöglich.

ad 2. Hatte ich eine Abtheilung französischer Truppen mit eignen Augen bei Frasnes gesehen; es war aber unmöglich, ihre Stärke zu beurtheilen. Ueberhaupt fand ich die Aufstellung bei Quatre-bras über alle Maaßen schlecht. Wer sie besetzt, hat zwei nicht unbedeutende Wälder rechts und links vor der Fronte, der Horizont ist durch die Höhen von Frasnes beschränkt und die tactische Stellung ist vor der Chaussee, von Quatre-bras nach Namur, dahinter oder auf derselben gleich unvollkommen.

ad 3. Wenn der Feldmarschall Blücher darauf rechnen konnte, daß die Armee von Wellington um 6 Uhr Abends als Reserve (zum Vorrücken bereit) hinter seiner Linie bei Bry stand, so stellte er sich die Aufgabe: 5 Stunden lang die Angriffe Napoleons auszuhalten. — Dann mußte aber die englische Armee um 4 Uhr von Quatre-bras abmarschiren, und General Gneisenau wußte durch mich, daß zu dieser Zeit kaum die Reserve nach einem Marsch von 5—6 Meilen bei Quatre-bras angekommen sein konnte.

Dieser Vorschlag war also keineswegs günstig für die preußische Armee, da er auf Unmöglichkeiten basirt war, er konnte aber auch von dem englischen Feldherrn, der die niederländischen Truppen unter seinen Befehlen hatte, gar nicht angenommen werden, weil er bei einem Links-Abmarsch von Quatre-bras die beiden vom Feinde her auf Brüssel führenden Chausseen

hätte aufgeben und die Hauptſtadt Belgiens Preis geben müſſen, während in ſeinen Inſtructionen gerade das Gegentheil lag.

Der Herzog von Wellington ſah in ſeine Karte und antwortete kein Wort.

Ich ſah, wie ihm der Vorſchlag mißfiel, und machte daher folgende Bemerkungen:

Nach dieſem Vorſchlag würde die engliſche Armee, bis ſie verſammelt wäre, bei Quatre-bras in völliger Unthätigkeit 12,000 Schritt von der preußiſchen entfernt ſtehen müſſen, ohne ihr auf das entfernteſte nützen zu können.

Wenn jedoch die engliſche Armee bis dahin vorrücke, wo die Römerſtraße die Chauſſee von Quatre-bras nach Charleroy durchſchneidet (1½ Stunden), ſo ſtehe ſie nicht mehr als 6000 Schritt vom preußiſchen rechten Flügel, würde, wenn ſie links aufmarſchire, völlig mit dem Feldmarſchall Blücher zuſammen ſtoßen und ein günſtiges Terrain zum Fechten und Manöveriren haben.

Das Corps des Prinzen von Oranien habe von Nivelles wenig weiter an den angegebenen Durchſchnittspunkt zu marſchiren, als nach Quatre-bras, und der rechte Flügel von Ath ſtehe dem erſten ſogar näher.

Auf dieſe Art vermied ich, die falſchen Berechnungen des Herzogs über die Zeit der Verſammlung ſeiner Armee, ſowie die unrichtigen Rechnungen des Generals von Gneiſenau über die Ankunft der engliſchen Armee bei Bry öffentlich zu erwähnen, und der Herzog ergriff meinen Vorſchlag mit Lebhaftigkeit, indem er ſagte: je culbuterai ce qu'il y a devant moi à Frasnes, me dirigeant sur Gosselies.

General Gneiſenau widerlegte Alles, was für dieſe Bewegung geſagt, durch die wenigen Worte: ſie iſt zu weitläufig und unſicher, der Marſch von Quatre-bras gegen Bry dagegen

ſicher und entſcheidend. Der Herzog erklärte: Wohlan! ich werde kommen, ſofern ich nicht ſelbſt angegriffen werde.

Nach unſerer Zurückkunft bei Quatre-bras fanden wir den Marſchall Ney in vollem Angriff, der auf die von uns beſetzte Ferme Germioncourt begonnen hatte. Der Feind mit ſeinen zwei Armee-Corps entwickelte eine ſo große Ueberlegenheit über die Diviſion Perponcher, daß es klar vorlag, ohne ganz beſonders eintretende Ereigniſſe war Quatre-bras nicht zu halten. Es war jedoch von dem Augenblick an, als die Gebäude auf dieſem Straßenknoten in Feindes Hände fielen, nicht allein alle Verbindung mit der preußiſchen Armee völlig unterbrochen, ſondern auch ganz in derſelben Art die Verbindung mit dem Gros, dem Corps de Bataille der engliſchen Armee, welches im Marſch von Braine le Comte auf Quatre-bras, während die Reſerve von Genappe im Marſch auf Quatre-bras war.

Der Diviſion Perponcher wäre dann kein anderer Rückzug als auf die Reſerve geblieben. Der Herzog ſuchte ſeinem Gegner durch eine feſte Haltung zu imponiren, und gewann ſo viel Zeit, daß Picton bei Quatre-bras ankommen und auf der Chauſſee aufmarſchiren konnte.

Indeß auch jetzt war Wellington mit ſeinen beiden Diviſionen kaum halb ſo ſtark als der Marſchall Ney, und hatte in der nächſten Zeit keine andere Verſtärkung, als durch das Braunſchweig'ſche Corps von etwa 8000 Mann zu erwarten.

Der Herzog faßte in dieſem hochwichtigen Augenblick einen Entſchluß, der eines großen Feldherrn würdig war. Er ließ mit ſeinem linken Flügel das bereits verlorene Dorf Pernimont angreifen, und ging dem Marſchall Ney mit Allem, was er hatte, entgegen.

Der Marſchall, der ſeinen rechten Flügel an Pernimont gelehnt, ſein Centrum bei der Ferme und ſeinen linken Flügel am Walde hatte, drang mit drei tiefen und dicht aufgedrängten Colonnen tambour battant vor.

Die Schwäche der entgegenkommenden engliſchen Armee wurde der franzöſiſchen durch das hohe Getreide verborgen; zwei Neunpfünder-Batterien beſchoſſen die rechte Flügel-Colonne wirkſam. Auf deren Unordnung folgte eine Pauſe; die Verſtärkungen kamen von zwei Seiten an, der vollſtändige Sieg blieb in den Händen des Herzogs.

Die erſte Nachricht, welche ich dem Fürſten von Quatre-bras nach der Rückkunft von der Windmühle gab, konnte keinen Zweifel darüber laſſen, daß der Herzog nicht zur Hülfe kommen konnte, jedoch bei einer tapfern Gegenwehr den großen Dienſt leiſtete, 30,000 Mann des Feindes (gerade die Uebermacht Napoleons über die preußiſche Armee) feſtzuhalten und zu beſchäftigen. Ich zeigte ſpäter den großartigen Entſchluß des Herzogs an. Ich gab von dem glücklichen Fortgang Nachricht. Ich ließ dies wiederholt von 5 Uhr ab dem Feldmarſchall Blücher mündlich durch Adjutanten und ſchriftlich durch Ordonnanzen melden.

Als es bereits dunkel war, wurde mir in Gegenwart des Herzogs von Wellington angezeigt: es ſei ein preußiſcher Offizier auf der Chauſſee von Sombref gekommen, als eben ein franzöſiſches Detachement Infanterie den linken Flügel der Stellung bei Quatre-bras überflügelt habe. Hier, auf der Chauſſee wäre der preußiſche Offizier vom Pferde geſchoſſen worden; ſpäter von den Naſſauiſchen Truppen gefunden, habe er ausgeſagt, einen Auftrag an mich erhalten zu haben. — Dieſe ganze Sache war etwas confus, iſt nie aufgeklärt worden, und ich erwähne ſie hier nur deshalb, weil es ſich ſpäter ermittelte, daß dieſer Offizier mit der Nachricht von dem Rückzug des Feldmarſchalls an mich abgeſendet war, wovon ich keine Kenntniß bekam.

Ehe der Tag völlig ſank, war der vor der engliſchen Armee ſtehende Feind überall gegen Frasnes zurückgedrängt, hielt aber noch die Ferme Germioncourt vor dem Centrum des Herzogs

beſetzt. Der Herzog ſagte mir, die beiden verbündeten Armeen würden doch nun jedenfalls am andern Morgen die Offenſive ergreifen, und ſomit wäre es die Frage: ob es nicht am beſten ſei, die Ferme ſogleich, noch zum Schluß des Tages wegzunehmen, oder dies auf den andern Morgen zu verſchieben? Ich erklärte mich für die ſofortige Wegnahme, da der Feind ſich eingeſchüchtert zeigte, wir aber im guten Zuge waren. — Am andern Morgen würde ihre Wegnahme viel Menſchen gekoſtet haben.

Der Herzog theilte meine Anſicht, befahl den Angriff und wir bekamen die Ferme ohne Verluſt.

Während der Nacht war nichts an mich eingegangen, was ich auf den Umſtand ſchob, daß der Feind unſre Verbindung auf der Chauſſee unſicher gemacht hatte. Bei Tagesanbruch ſendete ich meine Adjutanten aus, um auf einem Nebenwege die Verbindung mit der preußiſchen Armee zu ſuchen.

Es kam darauf an, zu wiſſen: ob der Feldmarſchall im Stande ſei, die Offenſive zu ergreifen, was der Herzog von Wellington nun konnte, da ſeine ganze Armee, bis auf das Corps des Prinzen Friedrich der Niederlande, verſammelt war.

Der General-Quartiermeiſter der engliſchen Armee war zu eben dem Zweck, den ich meinen Adjutanten aufgetragen hatte, ausgeritten, und kam mit der Nachricht zurück, daß der Feldmarſchall Blücher das Schlachtfeld von Ligny verlaſſen habe. Es unterlag dies keinem Zweifel, da der General-Quartiermeiſter Oberſt Delancy den General von Zieten geſprochen hatte, der die Arriergarde machte. Wir waren beide, der Herzog und ich, ſehr von dieſer Nachricht überraſcht. Der Herzog ſah mich an, als ob er fragen wollte:

> ob ich die Sache gewußt und aus guten Gründen ihm verſchwiegen habe?

Als ich aber ganz natürlich ausrief: das iſt wahrſcheinlich die Nachricht, welche der heruntergeſchoſſene Offizier mir bringen

ſollte; und hierauf: „nun können Sie aber hier nicht ſtehen bleiben, Mylord," ging er gleich wieder wie gewöhnlich mit mir auf die zu nehmende Maaßregel ein.

Da wir nichts weiter von der preußiſchen Armee wußten, als die Richtung des Rückzuges auf Wavre, ferner, daß Bülow mit ſeinem Corps nicht zur Schlacht angekommen war und daß Napoleon nicht verfolgt hatte, ſo argumentirte ich: die Sache könne nicht ſo ganz ſchlimm ſtehen; der Herzog müſſe bis auf einen Punkt zurückgehen, welcher mit Wavre in einer Höhe läge, dann würden wir Nachricht von dem Zuſtand der Blücher'ſchen Armee haben, und früher ließe ſich nichts beſchließen. Dies war ganz die Anſicht des Herzogs. Er hatte die Stellung von Mont-St.-Jean gewählt; indeß entſtand die Frage: ob er ſeine vom geſtrigen Marſch ermüdeten Leute auf der Stelle aufbrechen oder zuvor noch abkochen laſſen ſollte. Das letzte wünſchte er, fürchtete aber dadurch in ſehr heftige Arriergarden-Gefechte verwickelt zu werden. Ich konnte dieſe Beſorgniſſe nicht theilen. Der Feind war am 16ten (Tages zuvor) erſt mit dem Dunkelwerden in's Bivouac gekommen, und in ſolchen Fällen war es bei ſeinen Kriegen in Deutſchland immer ſeine Gewohnheit, erſt abkochen zu laſſen und am andern Morgen um 10 Uhr aufzubrechen. — Die engliſche Cavallerie, welche zum Theil erſt am Morgen bei Quatre-bras angekommen war, mußte jedenfalls erſt futtern, und konnte dann nebſt der ſämmtlichen reitenden Artillerie die Arriergarde machen, wozu das Terrain ſich eignete.

Der Herzog von Wellington ließ ſeine Leute kochen, auf die Gefahr eines heftigen Arriergarden-Gefechts. Um 9 Uhr kam ein Offizier aus Wavre mit mündlichen Aufträgen an mich an, als ich gerade neben dem Herzog auf der Erde ſaß.

Ich wußte, daß dieſer Offizier franzöſiſch und engliſch ſprach, ich deutete ihm daher mit der Hand an, daß er dem Herzog ſagen möge, was er mir zu beſtellen habe. — Dies

geſchah; der Herzog that einige Fragen, erhielt vernünftige und zufriedenſtellende Antworten und wurde dadurch veranlaßt, mir zu erklären: er wolle eine Schlacht in der Stellung von Mont-St.-Jean annehmen, wenn der Feldmarſchall ihm, ſei es auch nur mit einem Corps, zu Hülfe zu kommen geneigt ſei.

Wohin dies führte, und wie wir vom Schlachtfeld von Quatre-bras in der Stellung von Mont-St.-Jean ankamen, und wie der Feldmarſchall Blücher antwortete: er werde mit Allem, was er habe, ihm zu Hülfe kommen, nehme ich als bekannt an. Es iſt dies in der Geſchichte des Feldzugs zu finden, welche ich 1817 bei Cotta in Stuttgart herausgab.

Am 18ten Juni unterſuchte der Herzog von Wellington ſehr früh alle Details ſeiner Stellung.

Ich beritt mit ihm die Umgebungen, die Ferme von Hougomont und die Fronte der Linie, dann aber eilte ich nach dem linken Flügel über Papelotte und Friſchermont auf das Plateau, deſſen Zugänglichkeit ich unterſuchte, bis mich eine franzöſiſche, von Planchenois kommende, Patrouille vertrieb. Durch das, was ich geſehen hatte, war ich überzeugt worden, daß ein kühnes Vorrücken des Feldmarſchalls Blücher über St. Lambert auf das Plateau zu den größten Reſultaten führen müſſe, da der Feind dieſe ſeine rechte Flanke gar nicht zu beachten ſchien, wahrſcheinlich, weil Napoleon annahm, er habe die Blücher'ſche Armee bei Ligny vernichtet. — Ich ſchrieb meine Anſicht über den Marſch der preußiſchen Armee in Form einer Dispoſition für das Benehmen der beiden alliirten Armeen nach drei verſchiedenen Fällen auf ein Pergament-Blatt, und las es dem Herzog von Wellington vor. „Vollkommen einverſtanden," rief er mir zu, und dieſer Beiſtimmung erwähnend, ſendete ich einen Adjutanten an den Feldmarſchall ab, mit dem mündlichen Zuſatz: daß wenn zwei Corps der preußiſchen Armee ſich in den Beſitz des Plateau geſetzt hätten, nach meiner Anſicht die Schlacht ſtrategiſch entſchieden ſei.

Ich hatte kurz vor Abſendung meines Adjutanten die Nachricht erhalten, daß General von Bülow mit dem vierten Corps in der Richtung auf die engliſche Armee in Marſch geſetzt ſei, daher trug ich meinem Adjutanten auf, wenn er dem General von Bülow begegne, ihn das Blatt für den Feldmarſchall leſen zu laſſen, damit, wenn ich ihn ſpäter wiſſen laſſe, welcher Fall eingetreten ſei, er ſogleich verſtehe, was dies zu bedeuten habe.

Der Feldmarſchall genehmigte die von mir entworfene Dispoſition vollſtändig. General von Bülow (dem mein Adjutant begegnete) hatte bereits ſeinen Marſch, wie ich ihn vorgeſchlagen hatte, eingeleitet, als er vom Feldmarſchall den offiziellen Befehl dazu erhielt und von mir faſt gleichzeitig die Nachricht, daß der Fall eingetreten ſei, nach welchem er über St. Lambert und Lasne auf das Plateau rücken ſollte.

Die Schlacht begann mit ſo großer Heftigkeit, daß ich beſorgt wurde, es könnte Napoleon gelingen, die engliſche Armee auf irgend einem Punkt überzurennen und aus ihrer Stellung zu drängen, ehe die preußiſche Armee zu ihrer Unterſtützung auf dem Plateau angekommen war. Ich wünſchte deshalb die Beſchleunigung des preußiſchen Marſches und ſprach mit dem Herzog (nachdem die Schlacht bereits begonnen hatte) über die Stärke und Schwäche ſeiner Schlachtlinie.

Für das Centrum und ſeinen linken Flügel unbeſorgt, hielt ich ſeinen rechten Flügel für den ſchwächſten Punkt, vorzüglich aber Hougomont bei einem ernſten feindlichen Angriff nicht zu halten.

Dies beſtritt der Herzog, da er das alte Schloß in Vertheidigungsſtand geſetzt, und die lange, gegen das Schlachtfeld gewendete Gartenmauer hatte creneliren laſſen, und, ſetzte er hinzu, ich habe Macdonald hineingeworfen, einen Offizier, auf den er vorzüglich rechnete. — Wie aber, erwiederte ich ihm, wenn der Feind auf der Chauſſee von Nivelles vorgeht, wo

der Garten von Hougomont keine Mauer, ſondern nur einen ganz leichten nicht zu vertheidigenden Zaun hat, folglich Alles, ausgenommen das Haus, aufgegeben werden muß? Das Haus aber, ohne den Garten, hindert den Angriff auf den rechten engliſchen Flügel durchaus nicht. — Ich begab mich mit dem Herzog dahin; er verkürzte ſeinen rechten Flügel, (der bis Braine la Leud ausgedehnt war) ſtellte eine Batterie auf, welche die Chauſſee von Nivelles gut beſtrich, und Infanterie dahinter, welche den Zugang des Gartens von dieſer Seite durch Offenſivbewegungen decken konnte.

Wenn nun Napoleon den rechten Flügel der engliſchen Armee auf Braine la Leud umgehen wollte, ſo konnte Wellington dieſen ganzen Flügel rechts rückwärts ſchwenken laſſen, und ſobald die preußiſche Armee angekommen war, mit ihr zugleich die Offenſive vom linken Flügel ergreifen*).

*) Der Herzog von Wellington war von Quatre-bras in 3 Colonnen, auf 3 Chauſſeen zurückgegangen, und ſtand den 17ten Abends Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, Lord Hill bei Braine la Leud und Prinz von Oranien nebſt der Reſerve bei Mont-St.-Jean.

Dieſe Anordnung war nothwendig, da Napoleon dieſe 3 Chauſſeen zu ſeinem Vorrücken auf Brüſſel zu Gebot ſtanden. Napoleon hatte am 17ten von Quatre-bras über Genappe bis Roſomme verfolgt und gedrängt; auf den beiden andern Chauſſeen hatte ſich kein Mann des Feindes gezeigt.

Am 18ten früh 9 Uhr war die Offenſiv-Schlacht bereits vollſtändig von Napoleon eingeleitet, wobei jedoch die Chauſſee von Nivelles durch ſeinen linken Flügel nicht überſchritten wurde. Dieſe Umſtände geſtatteten: den Prinzen Friedrich an die Armee heranzuziehen, was ohnfehlbar geſchehen ſein würde, wenn nicht ganz neue Verhältniſſe eingetreten wären. Der Herzog hatte ſich 24 Stunden früher verbindlich gemacht, eine Schlacht bei Mont-St.-Jean anzunehmen, wenn Blücher ihn in dieſer Stellung mit 25,000 Mann (1 Corps) verſtärken könne. Dies zugeſagt, ordnet der Herzog ſeine Vertheidigungsmittel an, als er unerwartet vernimmt, daß außer dem zugeſagten Corps, Blücher mit Allem, was er hat, bereits im Marſch iſt, um über Planchenois in Napoleons rechte Flanke und Rücken einzubrechen. Drangen 3 Corps der preußiſchen Armee über das unbeachtete Plateau bis Roſomme vor, was nicht

Nachdem dieſe Maaßregeln auf dem rechten Flügel getroffen waren, begann ein ernſter Angriff auf dem linken Flügel.

Dies war wegen der Verbindung mit der preußiſchen Armee der gefährlichſte Punkt, und da ich dort am nützlichſten ſein konnte, um die mit dem Schlachtfeld ganz unbekannten preußiſchen Colonnen bei ihrer Ankunft zu dirigiren, ſo wünſchte der Herzog, ich möge mich dahin begeben, und zugleich dafür ſorgen, daß ſein linker Flügel in völliger Harmonie mit der preußiſchen Armee handle. In dieſem Sinn wies er ſeine Generale des linken Flügels an mich.

Ich kam in demſelben Augenblick auf dem linken Flügel an, als der Angriff des erſten feindlichen Corps durch den General Picton, der bei dieſer Gelegenheit blieb, abgeſchlagen war.

Die zunächſt der Chauſſee vorgerückte feindliche Infanterie-Maſſe wurde von einer engliſchen Cavallerie-Brigade angefallen, ehe ſie den flachen Grund, der ſich von der Haye-Sainte nach Papelotte zieht, erreicht hatte. Die übrigen feindlichen Infanterie-Maſſen waren dadurch in den Rückzug gerathen und jenſeit des flachen Grundes dergeſtalt auseinander gekommen, daß ſie um ſo weniger einem Cavallerie-Angriff Widerſtand zu leiſten vermochten, als ſie weder durch Cavallerie noch Artillerie unterſtützt wurden.

Auf unſerm linken Flügel hielten 2 engliſche Cavallerie-Brigaden, jede von 3 Regimentern; ich forderte beide Brigade-Commandeure auf, in die zerſtreute Infanterie einzubrechen, mit der Bemerkung, daß es ihnen nicht fehlen könne, mindeſtens 3000 Mann Gefangene zurückzubringen. Beide ſtimmten

---

unwahrſcheinlich war, ſo wurde Napoleon von ſeiner Rückzugslinie über Genappe abgedrängt, und es war leicht möglich, daß er auch die Rückzugslinie auf der Chauſſee nach Nivelles verlor. In dieſem Fall konnte der Prinz Friedrich mit ſeinen 18,000 Mann (die man in der Stellung von Mont-St.-Jean für überflüſſig erachten konnte) die wichtigſten Dienſte leiſten.

mit mir darin völlig überein, indeß beide zuckten mit den Achseln und antworteten: leider dürfen wir nicht! Der Herzog von Wellington halte auf dieſem Punkt ſehr ſtreng an den Vorſchriften*).

*) Späterhin hatte ich Gelegenheit, den Herzog nach dieſen Vorſchriften zu fragen, was um ſo unbefangener geſchehen konnte, als die beiden Brigade-Generale zu den ausgezeichnetſten Offizieren gehörten und mit ihren Brigaden an demſelben Tage noch Ausgezeichnetes geleiſtet hatten. Der Herzog antwortete mir: die beiden Generale haben Ihnen eine völlig richtige Antwort gegeben, denn wenn ſie ohne meine Erlaubniß einen ſolchen Angriff gemacht und den allergrößten Erfolg gehabt hätten, ſo mußte ich ſie unter ein Kriegsgericht ſtellen, da bei uns ein- für allemal feſtſteht, daß ein General, der ſich in einer angewieſenen Stellung befindet, die unumſchränkte Vollmacht hat, innerhalb derſelben zu thun, was er für gut findet, nämlich: wenn der Feind ihn angreift, ſich ſtehenden Fußes vertheidigen oder dem Feind aus verdeckter Aufſtellung entgegengehen und in beiden Fällen ihn verfolgen, aber nie weiter, als bis an das Hinderniß, hinter welchem ihm die Stellung angewieſen iſt; mit einem Wort: das Hinderniß vor ſeiner Fronte iſt, bis zum Eingang höherer Befehle, ſeine nie zu überſchreitende Grenze.

Dieſe mir bis dahin unbekannten Vorſchriften mußte ich als Regel höchſt zweckmäßig erkennen, ich hatte ſie in meinen Discuſſionen mit Gneiſenau ſelbſt aufgeſtellt und vertheidigt, allein es ſchien mir doch beachtungswerth, daß, wenn die Vorſchrift für die Infanterie und Artillerie unbedingt als richtig anerkannt werden muß, für die Cavallerie jedoch die beſondere Vorſchrift Statt finden müſſe, daß eine Ebene jenſeits des Hinderniſſes zu der Ausdehnung ihrer Bewegungen hinzuzurechnen iſt.

Der Herzog erwiederte, daß der Fall, den ich vor Augen habe, den feſtſtehenden Grundſatz weder alteriren noch modifiziren könne. Es komme vor allen Dingen darauf an, daß ein in einer defenſiven Stellung ſich befindender General in keinem Augenblick des Gefechts die freie Dispoſition über alle ihm untergebenen Truppen verliere. Er habe in den Schlachten von Vimiera, von Talavera, Buſaco, Salamanca ſich angreifen laſſen, in der Abſicht, dem Feind, ſobald er eine Blöße gebe, mit Uebermacht entgegen zu gehen, und dadurch Stockung in ſeiner Dispoſition oder eine theilweiſe Niederlage herbeizuführen, welche eine ſpätere und allgemeine Niederlage in Ausſicht ſtelle. Zu dieſem Zweck gehöre:

1) daß der Commandirende auf einem hohen Punkt ſeiner Stellung mit dem Fernrohr in der Hand, durch Selbſtbeobachtung und die empfangenen Meldungen die Dispoſition ſeines

Vom linken Flügel ſendete ich ununterbrochen Offiziere ab, um den Feldmarſchall Blücher in der genaueſten Kenntniß von den Ereigniſſen der Schlacht zu erhalten.

Gegners ergründe und die Mittel auffinde, die Zuſammenwirkung ſeiner Kräfte zu verhindern, aber ganz beſonders

2) daß die Truppenführer ſich in denſelben Augenblicken, wo ſie ihre neuen Befehle erhielten, in Marſch ſetzten. Das könnten ſie aber nicht, wenn ſie in eignen, dem commandirenden General unbekannten Unternehmungen begriffen wären.

Wenn nun in dem Fall, von welchem ich rede, angenommen werden könne, daß die 6 Cavallerie-Regimenter des linken Flügels 6000 Mann Gefangene gemacht hätten, und nach einer halben Stunde wieder auf ihrem Platz ſein konnten, ſo bleibt dies letzte immer ſehr zweifelhaft. Wenn die Cavallerie einmal auseinander iſt, ſo kann Niemand im Voraus ſagen, wohin das führt. Der Reiz der Verfolgung iſt ſo groß, daß keine Trompeten-Signale ihr Einhalt zu thun vermögen. Ferner, wenn Cavallerie-Regimenter auseinander ſind, und jeder Reiter einige Gefangene vor ſich hertreibt, deren gefüllte Taſchen und Torniſter er als ſein Eigenthum anzuſehen berechtigt iſt, ſo vergeht eine lange Zeit, bis ein ſolches Regiment wieder ſchlagfertig aufmarſchirt ſteht.

Hat man aber bei den glücklichſten Erfolgen die Zeit nicht in der Gewalt, um wie viel weniger wird dies der Fall ſein, wenn unerwartete und unberechenbare Schwierigkeiten bei der Verfolgung eintreten, z. B. wenn es dem Feind gelingt, ſich wieder zu ordnen und zu vertheidigen, wenn geſchloſſene Cavallerie zu ſeiner Unterſtützung herbeieilt; wer kann da berechnen, daß in einer beſtimmten Zeit die Verfolgungs-Epiſode abgethan iſt, wer kann vorausſagen, daß nicht ein ſchweres Gefecht von längerer Dauer herbeigeführt wird, während welchem die eigene Armee gelähmt bleibt? Wer wollte ſich ſolchen Zufällen ausſetzen, und zu welchem Zweck?

Um ein paar tauſend Gefangene zu machen, was vielleicht bei der Entſcheidung der Schlacht völlig gleichgültig ſein kann?

Und wenn ſie gemacht ſind, ſo haben die Truppen ihre erſte Friſche verloren, und werden im ſchweren Gefecht nicht mehr daſſelbe leiſten, als ſie ohne dieſes Zwiſchenſpiel geleiſtet haben würden.

Ich mußte die Gründe des Herzogs als ſchlagend anerkennen, und überzeugte mich bald, daß ich in den unaufhörlichen Discuſſionen über dieſen Gegenſtand, bei welchem ich meinen Zweck nicht durchſetzen konnte, bereits mürbe geworden war, und laxere Ideen angenommen hatte, als die ſtrenge, aber correcte Schule es geſtattet. —

Nach 3 Uhr wurde die Lage des Herzogs bedenklich, wenn die Beihülfe der preußiſchen Armee nicht bald eintrat.

Es wurde auf meine Berichte beſchloſſen, nicht die Ankunft des ganzen Corps von Bülow auf dem Plateau abzuwarten, ſondern aus dem Walde vorzurücken, ſobald die beiden 12pfündigen Batterien angekommen ſein würden.

Um 4 Uhr begann der Feldmarſchall ſeine Kanonade, ſo wie das Vorrücken gegen Planchenois, und gegen 6 Uhr erfolgte der letzte verzweifelte Angriff Napoleons. Ich konnte aus meinem Standpunkt bei Papelotte das Vorrücken der feindlichen Reſerven von Belle-Alliance gegen das Centrum des Herzogs von Wellington überſehen, und da bereits die Avantgarde des erſten Corps (General von Zieten) auf der nächſten Höhe an der Stellung erſchien, ſo forderte ich die Generale Vandeleur und Vivien auf, mit ihren 6 engliſchen Cavallerie-Regimentern vom linken Flügel ſofort dem bedrängten Centrum zu Hülfe zu eilen. Sie wurden wegen Ankunft des preußiſchen Corps auf dem linken Flügel entbehrlich.

Dieſe Regimenter marſchirten ab, und kamen zu rechter Zeit im Centrum zu glänzenden Angriffen an*).

*) Der Abmarſch der Brigaden Vandeleur und Vivien, vom linken Flügel nach dem Centrum der engliſchen Schlachtlinie, iſt im Schlacht-Bericht des engliſchen Capitain Siborne, in Beziehung auf die Zeit, die Veranlaſſung und die Ausführung ganz richtig angegeben. Wer die Anweiſung zu dieſem Abmarſch ertheilt hat, darüber iſt jedoch der Verfaſſer unrichtig berichtet worden. Ich würde dieſes Umſtandes gar nicht erwähnen, denn für die Geſchichte iſt es gleichgültig, ob A. oder B. den Befehl erlaſſen hat, wenn nicht mein Schlacht-Bericht, der lange Jahre vor dem Erſcheinen des Siborne'ſchen Werks niedergeſchrieben war, dadurch der Gefahr ausgeſetzt bliebe, als ungenau beurtheilt zu werden.

Capitain Siborne ſcheint gar nicht erfahren zu haben, daß ich in meiner Dienſtſtellung zum Herzog von Wellington mich auf ſeinem linken Flügel befand, und welchen Auftrag ich hatte. Von einem eigenmächtigen Abmarſch des General Vivien habe ich nie etwas vernommen, und eben ſo wenig, daß der Herzog durch ſeine Adjutanten habe mündlich mit andern preußiſchen Generalen ver-

Faſt zu gleicher Zeit mit ihrem Abmarſch rückte der Feind auch gegen den linken Flügel (Papelotte) mit Infanterie vor. Die Avantgarde des Corps von Zieten, welche ich mit der größten Ungeduld erwartete, war plötzlich umgekehrt und von der Höhe verſchwunden, gerade als der Feind Papelotte mit Infanterie beſetzte. Ich ereilte dieſe Avantgarde jenſeit der Höhe, von welcher ich ſie in vollem Rückmarſch ſah. Der General von Zieten, den ich glücklicher Weiſe ſchnell erreichte, hatte vom Feldmarſchall die Weiſung erhalten, ſich an ihn heranzuziehen, und wollte dies ganz richtig über Papelotte bewirken; er änderte jedoch dieſe Abſicht, als einer ſeiner Offiziere, den er vorausgeſendet hatte, um zu ſehen, welchen Gang die Schlacht nehme, mit der Nachricht zurückkam, der rechte Flügel der engliſchen Armee ſei in vollem Rückzuge. Dieſer wenig erfahrene junge Mann hatte die, durch das kleine Gewehrfeuer entſtandene, große Zahl von Bleſſirten, welche nach den Verbindeplätzen zurückgingen oder zurückgebracht wurden, für Flüchtlinge gehalten und dadurch einen falſchen Rapport gemacht.

Nachdem ich dem General von Zieten das Gegentheil verſichern konnte, und es übernommen hatte, das Corps auf die Punkte ſeiner Beſtimmung zu bringen, da er bei jedem Uebergang abwärts von Papelotte nicht allein Schwierigkeiten finden, ſondern auch die Zeit zur Mitwirkung verlieren würde, ließ er ſofort wieder umwenden, folgte mir, und blieb, den Feind vor ſich hertreibend, bis zum Dunkelwerden im Vorrücken.

Durch dieſes auf den falſchen Rapport gegründete Umkehren des Generals von Zieten hätte die Schlacht verloren werden

---

handeln laſſen, als mit mir. Dies wäre den Verabredungen entgegen geweſen, welche Capitain Siborne nicht kannte. Indeß iſt dies ganz gleichgültig, da ſeine Angaben über das Zuſammenwirken der alliirten Kräfte ganz richtig ſind. (Nachgetragen im Jahr 1846.) —

können, da das Corps alsdann gar nicht mehr auf dem Schlachtfelde ankommen konnte, während es beim Marsch auf Papelotte, mit seiner Avantgarde, eine Viertelstunde darauf, in vollem Gefecht war.

Nachdem der Feind aus Papelotte vertrieben war, nachdem ich zwei Batterien vom Corps von Zieten auf zuvor ausgewählte wichtige Punkte gebracht hatte, und der Feind, in seiner Linie und in der gegen Blücher gebildeten Flanke bestrichen, wich, trabte ich mit einer preußischen reitenden Batterie nach dem Centrum der englischen Linie, welches im kleinen Gewehrfeuer stand; und wo keine Geschütze mehr feuerten. Ich traf den Herzog in der Gegend der la Haye-Sainte; das Perspectiv in der aufgehobenen rechten Hand rief er mir aus der Ferne zu: Nun! Macdonald hat Hougomont gehalten! Es war dies ein Ausdruck der Freude, daß der tapfere Waffengefährte seinen Erwartungen entsprochen hatte. Der rechte Flügel des Feindes bis an die Chaussee war bereits im vollen Rückzuge und wurde vom Corps von Zieten verfolgt.

Das feindliche Centrum von der Chaussee bis gegen Hougomont stand jedoch noch unbeweglich. Als die reitende Batterie in der Höhe von la Haye-Sainte ihr Feuer eröffnete, fing der Rückzug auch jenseits der Chaussee an, da die Kugeln der Batterien des Corps von Bülow bereits weit über das Vorwerk Belle-Alliance hinaus die französische Linie enfilirten. Der Herzog sagte mir, er werde seine ganze Linie avanciren lassen, und begab sich demzufolge vor ihre Mitte (zwischen la Haye-Sainte und Hougomont). Als die Linie der Infanterie antrat, sah man überall Häufchen von nur einigen hundert Mann mit großen Zwischenräumen vorrücken. Die Stellung, in welcher die Infanterie gefochten hatte, war, so weit man sehen konnte, mit einer rothen Linie bezeichnet, so viel Blessirte und Todte in ihren rothen Uniformen waren liegen geblieben.

Dies Avanciren ſo ſchwacher Bataillone mit den großen Intervallen erſchien bedenklich; auch machte der General Lord Urbridge (nachheriger Marquis of Angeleſy), der die Cavallerie commandirte, auf die Gefahr aufmerkſam; indeß wollte der Herzog nicht halten laſſen, da die engliſche Cavallerie ein zweites Treffen bildete, und wenn die franzöſiſche ſich noch in dem Zuſtande befand, die engliſche Infanterie anzugreifen, zu ihrer Unterſtützung bereit war. — Dieſes Vorrücken hatte wahrſcheinlich einen politiſchen Grund. — Der Herzog überſah mit ſeinem Kennerblick, daß die franzöſiſche Armee nicht mehr gefährlich war, er wußte zwar eben ſo gut, daß er mit ſeiner ſo zuſammengeſchmolzenen Infanterie nichts Bedeutendes mehr ausrichten konnte, aber wenn er ſtehen blieb, und der preußiſchen Armee allein die Verfolgung überließ, ohne die Aufſtellung zu verlaſſen, in welcher er die Angriffe des Gegners abgeſchlagen hatte, ſo hätte die Schlacht vor ganz Europa das Anſehen gehabt, als ob die engliſche Armee ſich zwar tapfer vertheidigt, aber die preußiſche Armee ſie allein entſchieden und gewonnen hätte.

Als die beiden Feldherrn ſich ſpäter trafen, konnte mit Anſtand verabredet werden, daß die preußiſche Armee die Verfolgung übernehme.

Um Mitternacht, in Waterloo, von der Verfolgung zurückkommend, die ich mit der preußiſchen Armee bis vor Genappe fortgeſetzt hatte, ſagte ich dem Herzog, der Feldmarſchall werde die Schlacht „Belle-Alliance" benennen. Er gab mir keine Antwort darauf, und ich bemerkte ſogleich, daß er nicht die Abſicht hatte, ihr dieſen Namen zu geben.

Ob er nun fürchtete, ſich ſelbſt oder ſeiner Armee etwas dadurch zu vergeben, — ich weiß es nicht, indeß er hatte in ſeinem vorläufigen Bericht nach England, die Schlacht wahrſcheinlich bereits Schlacht bei Waterloo genannt, denn er war

gewohnt, seine in Indien und Spanien gewonnenen Schlachten nach seinem Hauptquartier zu benennen.

Nach dieser Schlacht erfreute ich mich eines größeren und nie getrübten Vertrauens des Herzogs. Er hatte gesehen, daß mir das allgemeine Wohl am Herzen lag, und daß ich, in Folge der großen Feldherrn-Talente, welche ihn in eben dem Maaße hervorhoben, als ihn Offenheit und Gradheit des Charakters zierten, eine tief begründete Hochachtung für ihn empfand.

Auf dem Marsch nach Paris legte die preußische Armee größere Märsche als die englische zurück, und wenn ich dem Herzog täglich des Morgens meine Mittheilungen machte, so versäumte ich nicht, in passender Art darauf aufmerksam zu machen, daß es besser wäre, wenn er gleichen Schritt hielte. Er schwieg dann, sagte mir aber nach einigen wiederholten Versuchen, ihn zu stärkeren Märschen zu bewegen:

> bringen Sie nicht darauf, denn ich sage Ihnen, es geht nicht. Wenn Sie die englische Armee genauer in ihrer Zusammensetzung und ihren Gewohnheiten kennten, so würden Sie das mit mir sagen. Ich kann mich nicht von meinen Zelten und meiner Verpflegung trennen. Meine Leute müssen im Lager zusammengehalten und gut verpflegt werden, damit die Zucht und Disciplin erhalten wird; es ist besser, daß ich zwei Tage später in Paris ankomme, als daß der Gehorsam locker wird.

Von den zwei militairischen Begebenheiten, welche bis Paris vorkamen, der Sturm auf Cambray und der Sturm auf Peronne, habe ich nur zu erwähnen, daß die Vorbereitungen dazu, wegen der unübertrefflichen Ordnung, welche dabei herrschte, mir eben so imposant waren, als die, durch die Erfahrungen, welche sich in Spanien gebildet hatten, höchst gediegene Ausführung. —

Der Herzog bezeichnete mit wenigen Worten denjenigen Truppentheil, welcher in einem Buſch Faſchinen machen, und denjenigen, der Leitern von 18 Sproſſen (welche aus den nächſten Dörfern in ein Depot zuſammengebracht waren) mit einander zu drei Sproſſen verbinden ſollten; er bezeichnete den Angriffspunkt und alles Uebrige machte ſich von ſelbſt. Die Bataillons hinter einem Schwarm von Tirailleurs trugen mit übergehängten Gewehren die Faſchinen wie eine ſchützende Wand ſenkrecht vor ſich her, und die Leitern auf ihren Schultern in zwei Colonnen neben einander — alles wie auf dem Uebungsplatz. —

Während des Marſches auf Paris hatte der Feldmarſchall einmal eine Ausſicht, Napoleon in ſeine Hände zu bekommen, ſo wie er denn auch von den ihm entgegen geſendeten franzöſiſchen Commiſſarien, welche Waffenſtillſtand oder Frieden unterhandeln ſollten, vor allen Dingen ſeine Auslieferung verlangte. — Ich erhielt vom Feldmarſchall den Auftrag: daß ich dem Herzog von Wellington eröffnen ſolle, der Congreß zu Wien habe Napoleon vogelfrei erklärt, er würde ihn daher todt ſchießen laſſen, wenn er ihm in die Hände fiele. Doch wolle er von dem Herzog wiſſen, wie dieſer die Sache anſehe, denn wenn er dieſelbe Abſicht habe, ſo wollte der Feldmarſchall es mit ihm gemeinſchaftlich ausführen.

Der Herzog ſah mich mit großen Augen an, und beſtritt zuvörderſt die Interpretation der Wiener Achtserklärung, bei welcher es in keiner Art die Meinung geweſen ſei, zu Napoleons Ermordung aufzufordern. — Er glaubte daher, daß aus dieſem Akt kein Recht erwachſen könne, Napoleon erſchießen zu laſſen, wenn es gelinge, ihn kriegsgefangen zu machen. Was aber überhaupt ſeine und des Feldmarſchalls Stellung gegenüber von Napoleon betreffe, ſo wolle es ihm ſcheinen, als ob ſie beide, ſeit der gewonnenen Schlacht, viel zu vornehme Leute

geworden wären, um eine ſolche Handlung vor den Augen von ganz Europa rechtfertigen zu können.

Ich hatte das ganze Gewicht dieſer Aeußerung bereits vor dem von mir ſo ungern unternommenen Vortrag gefühlt, und war daher ſehr weit davon entfernt, es zu beſtreiten. Daher, ſo fuhr der Herzog fort: wünſche ich, daß mein Freund und College die Sache eben ſo als ich anſehen möge; ein ſolcher Akt würde unſre Namen der Weltgeſchichte befleckt überliefern, und die Nachwelt von uns ſagen: daß wir es nicht verdient hätten, ſeine Beſieger zu ſein, um ſo mehr, als ein ſolcher Akt jetzt völlig überflüſſig, völlig zwecklos ſei.

Von dieſen Aeußerungen machte ich nur in ſoweit Gebrauch, als es nöthig war, um den Feldmarſchall von ſeiner Idee abzubringen. Es iſt für die Geſchichte nicht unwichtig, ihr die Motive aufzubewahren, welche den Feldmarſchall bei ſeinem mir ertheilten Auftrage leiteten.

Zu dieſem Zweck erfolgen in der Beilage drei Schreiben des Generals von Gneiſenau, welche dieſen Gegenſtand betreffen.

Der Herzog von Wellington mußte von ſeinem Gouvernement eine Inſtruction haben, den König Ludwig XVIII. überall wieder als den verdrängten Souverain einzuführen, denn er bewog den König, ihm von Gent zu folgen, und als der Herzog in Chateau Cambreſis ſein Hauptquartier hatte, in dieſer Stadt unter ſeinem Schutz einen feierlichen Einzug zu halten.

Der Kaiſer Alexander hatte ſich nicht beſtimmt geäußert, ob man, wenn Napoleon vertrieben wäre, dem franzöſiſchen Volk den König Ludwig XVIII. abermals aufdringen ſolle. Der Fürſt Blücher hat wahrſcheinlich darüber mir unbekannte Inſtructionen gehabt, denn er vermied jede Berührung mit dem Könige Ludwig XVIII. und inſtruirte mich demgemäß.

Dem Herzog von Wellington war es nicht entgangen, daß ich mich zurückhielt. — Er ließ mich in Chateau am Morgen zu

ſich einladen, um mir allerhand wichtige Depeſchen mitzutheilen, und als ich ſie geleſen hatte, ſagte er mir: wir müſſen noch weiter darüber ſprechen, jetzt aber dem König Ludwig XVIII. entgegenreiten, und wir wollen unterweges davon reden.

Ich entſchuldigte mich, daß ich kein Pferd habe, indeß erwiederte er mir, daß bereits eines ſeiner Pferde für mich geſattelt ſtehe, und ſo wurde ich gegen meinen Willen zu dem Ritt gezogen, an deſſen Schluß ich es denn nicht vermeiden konnte, daß der König mir viel Verbindliches über die Dienſte ſagte, welche die preußiſche Armee ſeiner Sache in der Schlacht geleiſtet habe.

Wellington hatte ſeinen Zweck erreicht, als in den Zeitungen geſagt wurde, daß der Herzog den König in der Mitte eines ruſſiſchen und preußiſchen Generals eingeholt habe. — Ich tröſtete mich damit, daß mein ruſſiſcher College Pozzo di Borgo wie ich, als Schauſpieler wider Willen auftreten mußte. Vor Paris kann ein Courier aus dem Hauptquartier des Königs an mich an, mit dem Auftrag, dem Herzog ein Glückwünſchungsſchreiben des Königs mit dem ſchwarzen Adler-Orden zu überreichen.

Ich war beim Abſchluß der Convention von St. Cloud zugegen, und habe die näheren Umſtände in der Geſchichte des Feldzugs angegeben.

Der Herzog von Wellington zeigte bei dieſer Gelegenheit eine merkwürdige Geduld mit der zeitraubenden Phraſeologie des Monſieur Bignon, nach welcher es gegen die Ehre der franzöſiſchen Armee ſein ſollte, auf die andere Seite der Loire zurückzugehen. — Als das Schwatzen und Declamiren nicht aufhörte, ſagte ich endlich: Mylord! laſſen Sie den Herrn ſchwatzen und uns angreifen, damit wir zu Ende kommen. Das half.

Nun bekam ich vom Fürſten Blücher den Auftrag, dem Herzog vorzutragen: es ſei für Paris ein Gouverneur und ein Commandant zu beſtellen. Jede der Armeen habe dazu einen

Offizier zu ernennen. Fürſt Blücher wünſche, daß General Zieten (der ſich in dieſem Feldzug ſo ausgezeichnet habe) den Poſten als Gouverneur erhalte. — Der General Gneiſenau führte als Grund dafür, daß Preußen vorzugsweiſe den Gouverneur-Poſten beſetze, an; weil die preußiſche Armee die ſtärkere ſei.

Der Herzog von Wellington erwiederte mir: er müſſe darüber mit dem Feldmarſchall berathen.

Dies wurde von mir ſofort dem Fürſten Blücher mitgetheilt, ſo wie eine Anfrage des Herzogs, ob der Fürſt einen feierlichen Einzug in Paris beabſichtige?

Der Fürſt hatte ſein Hauptquartier in St. Cloud.

Von dort erhielt ich das abſchriftlich Nr. 5. anliegende Schreiben des Generals Gneiſenau, durch welches ich zum Gouverneur von Paris beſtellt war.

Im erſten Augenblick fühlte ich mich durch dieſe Ernennung wahrhaft unangenehm betroffen. Ich hatte den Auftrag erhalten, dieſe Stellung für einen General zu negociren, der nach ſeinem Rang und nach ſeiner Perſönlichkeit ganz dazu geeignet war, und nun verlangt der, mit dem ich zu unterhandeln hatte, dieſe Stellung für mich.

Das hatte ganz das Anſehen einer Intrigue, denn wer konnte wiſſen, daß der Herzog ſeinen Schritt that, ohne daß ich die entfernteſte Ahnung davon hatte! Indeß der Fürſt Blücher und Graf Gneiſenau kannten mich genug, um zu wiſſen, daß etwas ſo Unwürdiges nicht von mir ausgehen konnte; überdies war es ja nur eine proviſoriſche Ernennung bis zur Ankunft der Souveraine. Der Herzog von Wellington hatte mir dadurch einen Beweis ſeines Vertrauens gegeben, auf den ich einen höhern Werth legte, als auf das Commandeur-Kreuz des Bath-Ordens, welches er mir im Auftrag des Prinzen-Regenten überreichte.

Nachdem ich von den Abſichten der beiden Feldmarſchälle über die Beſetzung von Paris genau unterrichtet war, konnte ich meine Gouvernements-Angelegenheiten gründlich organiſiren.

Der Herzog von Wellington wollte keine Truppen in der Stadt einquartieren, ſondern ein Lager von 20,000 Mann im Bois de Boulogne beziehen laſſen, mit einem Detachement, welches in den Champs-Elyſées (zur Erleichterung des Dienſtes) campiren ſollte.

Dieſe Truppen ſollten, wenn ich ihrer innerhalb der Stadt Paris bedurfte, meinen Anweiſungen Folge leiſten.

Der Feldmarſchall Blücher wollte die Infanterie des erſten Armee-Corps in Paris einquartirt haben, und dieſe Truppen ſtanden innerhalb der preußiſchen Vorſchriften über den Feſtungsdienſt unter meinem Befehl.

Ich theilte die Stadt Paris in die zwei Hälften rechts und links der Seine.

Am rechten Ufer wurde ein engliſcher Oberſt mit 6 Mairien, am linken ein preußiſcher Oberſt mit 6 Mairien, als zwei Commandanten unter meine Befehle geſtellt. — In jeder Mairie (unter dieſen Commandanten) ein Stabsoffizier oder Capitain, zur Wahrnehmung der Ordnung bei der Einquartierung ꝛc. zur Abſtellung der Klagen in erſter Inſtanz.

Der Marſchall Maſſena ſtand an der Spitze der Pariſer Garde nationale. Ich ließ ihn zu mir einladen, um mit ihm, dem Art. 9 der Convention gemäß, den innern Dienſt zu verabreden; er entſchuldigte ſich, Krankheit angebend, und ſendete mir den General Hulin, als den ihm zunächſt ſtehenden, zu dieſem Zweck, dem ich das Nöthige für unſer wechſelſeitiges Verhältniß eröffnete, ſo wie den beiden Präfects de la Seine und de la Police, nebſt dem General-Poſtmeiſter.

Mit dem erſtgenannten Präfecten als der erſten Behörde der Stadt Paris, mußte die Einquartierung, Verpflegung ꝛc.

regulirt werden, mit den beiden letzten meine Verhältniſſe zur Polizei, zur Gensdarmerie und endlich zur geheimen Polizei.

Ich verbarg es mir nicht, daß ich dieſer Polizei gegenüber mich in der ſchwierigſten Lage befand.

War ſie feindlich gegen uns geſinnt, und verbarg ſie mir, was vorging, ſo mußte ich das ruhig dulden, ich hatte keine Mittel, mir Aufrichtigkeit zu erzwingen.

Der damalige Präfect, Mr. Decazes, hatte ſich in den 100 Tagen auf eine Zutrauen erweckende Art benommen, und ſich ſeinem, dem Könige geleiſteten, Eide treu, von Napoleon weder anſtellen noch brauchen laſſen. — Ich mußte mich durch ihn erſt von Allem unterrichten, und hielt feſt an dem angenommenen Grundſatz, mich nur mit ſolchen Gegenſtänden der Polizei zu befaſſen, welche auf unſere militairiſche Sicherheit Einfluß hatten.

Ich mußte die franzöſiſche Armee im Auge behalten, ich mußte wiſſen, was an Offizieren und Gemeinen ſich noch in der Stadt befinde oder von der Loire zurückkomme und öffentlich oder heimlich in Paris verweile.

Es iſt in der That kaum glaublich, daß kein Hausbeſitzer in Paris, noch ein Miether die Verpflichtung hat, der Polizei eine Anzeige zu machen, wenn er während der Nacht Fremde in ſein Haus aufnimmt; ich hielt dies für eine eingeriſſene Unordnung und wollte ſie auf der Stelle abſchaffen, allein Mr. Decazes erklärte mir: daß dies eine ganz alte Prärogative der Stadt Paris ſei, und daß weder während der Revolution noch zur Zeit Napoleons eine Abänderung in dieſem thörichten Vorrecht habe getroffen werden können.

Er ſetzte mir auseinander, wie hiernach der Polizei kein anderes Mittel bleibe, als durch eine wohlgeordnete Espionage Alles das zu erfahren, was allerdings auf dem Wege der Anzeigen und Verantwortlichkeit durch die Hausbeſitzer, viel wohlfeiler, ſchneller und ſicherer zu erlangen wäre. — Herr Decazes

ſchloß damit, daß die von mir beabſichtigte Maaßregel nur durch die Gewalt durchgeſetzt werden könne und die größte Aufregung herbeiführen würde, wobei Exceſſe aller Art unvermeidlich wären.

Ohne mir vorzugreifen, müſſe er mir um ſo mehr abrathen, als er dafür gut ſagen könne, daß uns aus den eingeſchlichenen Fremden keine Gefahr erwachſen werde, welche größer ſei, als die, welche uns durch die beſtehenden Verhältniſſe jeden Tag drohe.

Die Vorſtädte von Paris waren nämlich auf die Nachricht des Verluſtes der Schlacht von Belle-Alliance mit Waffen und Munition verſehen worden, um Paris zu vertheidigen. Mit der Capitulation hatte nun zwar dieſer Zweck aufgehört, allein dieſe gefährliche Klaſſe von Arbeitern war noch bewaffnet und die Vorſtädte ſtießen an das Fort von Vincennes, in welchem ein Napoleon ganz ergebener Offizier kommandirte, der einen großen Vorrath von Waffen und Munition zu ſeiner Diſpoſition hatte.

Wir hatten Vincennes bei der Capitulation ganz vergeſſen. Was aber damals leicht zu erlangen war, wurde jetzt um ſo ſchwieriger. Bei einer Rückſprache mit dem Herzog von Wellington meinte dieſer, der König Ludwig XVIII. würde dem Uebelſtande leicht dadurch abhelfen können, daß er einen ihm ergebenen Mann an die Stelle des Bonapartiſten zum Commandanten von Vincennes beſtelle. Kurz, man war der Meinung, daß es am beſten ſei, von der Sache vorerſt nicht zu reden, ſondern ſich zu ſichern, bis abgeholfen werden könne.

Mr. Decazes hielt die Entwaffnung der Vorſtädte für eine unerläßliche Maaßregel, beſorgte jedoch, daß, wenn es durch die Alliirten und, was davon unzertrennlich war, durch Gewalt geſchehe, ein Theil dieſer verwogenen Leute ſich wehren würde, daß aus dem einzelnen Widerſtand leicht ein allgemeiner entſtehen und unnöthig viel Blut koſten könne.

Er ſchlug vor, daß ich ihm eine allmählige Entwaffnung überlaſſen möge, welche vorzüglich an den Sonntagen (wo die Arbeitsleute der Vorſtädte zur Beſprechung ihrer Geſchäfte für die nächſte Woche zuſammen kämen) am ſchicklichſten geſchehen könne, da ſie gegen ihn, ihren Präfecten, kein Mißtrauen hegten.

Nach reiflicher Ueberlegung ging ich in dieſen Vorſchlag um ſo mehr ein, als ich überſehen konnte, daß ein gefährlicher Aufruhr nicht zu fürchten war, ſo lange die franzöſiſche Armee ſich auf dem Marſch und in ihrer nächſten Einrichtung an der Loire befand, alſo in den nächſten 14 Tagen.

Der vollſtändigſte Erfolg rechtfertigte dieſen Beſchluß.

In Betreff der Gewohnheit der Bürger, in ihren Häuſern Fremde aufzunehmen, ohne alle Anzeige an die Polizei, ſo mußte ich mir ſagen: daß, was Napoleon nicht durchgeſetzt hatte, von mir in meiner vorübergehenden Stellung als Gouverneur nicht würde zu bewirken ſein, ohne viele andre und gefährlichere Dinge in die Waagſchale zu legen.

Ueberdies waren die Fonds, über welche die Polizei disponirte, ſo bedeutend, daß ſich viel davon leiſten ließ. Der Ertrag aus der Pacht des Spiels war der Polizei zu ihren Zwekken überwieſen und dieſe Pacht betrug damals 7—8 Millionen Francs.

Ich ajournirte daher alle Maaßregeln, bis ich Mittel zur gründlichen Abhülfe gefunden haben würde, und trat dem Polizei-Präfecten Decazes mit vollem Vertrauen entgegen, unter der Bedingung, daß ich von allen Dingen genau unterrichtet würde, (ſo offiziell als geheim) was zu meinem Amt gehörte, oder damit in Beziehung ſtand.

Ich habe dies auch nie zu bereuen gehabt.

Der Präfect der Seine, Comte Chabrol, flößte mir durch ein anſtändiges offenes Benehmen, nach einer kurzen Bekanntſchaft vollkommenes Vertrauen ein. — Ich hatte eine Dispoſition entworfen, nach welcher ich für den Fall einer verringerten

Beſatzung von Paris, Herr der Stadt bleiben konnte. Dazu gehörten Barrikaden und eine Art von Blockhäuſern, welche auf den Plätzen errichtet, in welchen die Hauptſtraßen endigten, das Mittel gaben, die Hauptſtraßen wirkſam durch Kanonen und Klein-Gewehr zu beſchießen. — Die Koſten dieſer Befeſtigungen, welche nicht unbedeutend waren, mußten von der Stadt Paris getragen werden. Der Präfect weigerte ſich in keiner Art, legte mir jedoch den Zuſtand der erſchöpften ſtädtiſchen Kaſſe mit der Bitte vor:

> ſie zu ſchonen, da er genöthigt ſei, viel auszugeben, um die Einigkeit zwiſchen den Bürgern und der Einquartierung zu erhalten, und alle Klagen zu vermeiden.

Allerdings wurde dieſe Maaßregel ganz überflüſſig, wenn vorauszuſehen war, daß der Friede bald geſchloſſen werde. Aus dieſem Grunde, und da ich mich überzeugt hatte, daß meine Barrikaden in 3 Tagen gebaut ſein konnten, vertagte ich dieſe Maaßregel.

Am 7ten Juli, als ich von Paris Beſitz genommen hatte, erwiederte ich auf alle Anfragen: wie dies und jenes gehalten werden ſolle?

> Gerade ſo wie im vergangenen Jahre — 1814 — wo Paris ebenfalls einen Gouverneur der Alliirten gehabt hatte.

Ich hob dadurch bei den franzöſiſchen Behörden die Beſorgniſſe, daß wir uns dieſes Mal ganz anders benehmen würden, und es kam dadurch Alles in Gang, ohne daß ich nöthig hatte, jede Kleinigkeit vorzuſchreiben. Was ich unzweckmäßig fand, konnte ich ja ſpäter ändern.

Man hatte mich in das Palais des Prinzen von Neufchatel und Wagram einquartirt, der kürzlich in Bamberg durch einen Sturz aus dem Fenſter ſein Leben verloren hatte.

Am folgenden Tag kamen Weinvorräthe, Köche, Silbergeräthſchaften u. ſ. w. in meiner Wohnung an, und man erklärte

meinen Adjutanten, daß, da ich Alles ſo fortgeſetzt wiſſen wolle, als im letzten Jahr, auch täglich 40 Couverts für mich von der Stadt Paris ſervirt werden würden. — Ich ſendete ſofort Alles zurück, mit der Bemerkung: ich habe als preußiſcher General meinen eignen Koch und eine Feldküche, danke daher der Stadt Paris für ihre Sorgfalt, da ich ihr durchaus keine Ausgaben machen wolle.

Ferner wurden mir aus der Pacht des Spiels eine Summe von 2000 Fr. täglicher Einnahme mit der Bemerkung angekündigt: daß ſolche 1814 vom Gouverneur der Alliirten erhoben worden ſei, übrigens nach einem alten Gebrauch ebenſo jedem franzöſiſchen Gouverneur gebühre, ſo wie ſie denn auch dieſer in der Perſon des General Maiſon während der Reſtauration empfangen habe.

Unter dieſen Umſtänden fand ich keine Veranlaſſung zu einem Erlaß dieſer, ſelbſt im Frieden gezahlten, Summe. — Ich wies denn auch die Spielpachtkaſſe an, ſie in Decaden, jede à 20,000 Fr. an die preußiſche General-Staats-Kaſſe auszuzahlen, wohin dieſe Einnahme auch während 4½ Monat, als der Zeit, in welcher ich den Poſten als Gouverneur bekleidete, gefloſſen iſt.

Dieſes Zurückweiſen aller perſönlichen Vortheile ſetzte mich in eine von allen franzöſiſchen Behörden und der Stadt Paris völlig unabhängige Lage und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß meine Stellung bis zu ihrer Auflöſung, der Würde der Armee und der Gouvernements, welche ich zu vertreten hatte, angemeſſen blieb.

Ich konnte nun um ſo ſtrenger darauf halten, daß die in Paris einquartierten Truppen gut verpflegt, und bei ſtrenger Handhabung der Mannszucht, mit der Achtung behandelt wurden, auf welche ſie als Sieger doppelten Anſpruch hatten.

Von den franzöſiſchen Marſchällen hatte ſich Macdonald 1812 während ſeines Commandos über das preußiſche Corps

als ein Ehrenmann benommen, auch war er eben ſo wie Dudinot den preußiſchen Unterthanen als Einquartierung keine Plage geweſen.

Beiden ſtattete ich daher gleich nach der Uebernahme meines Amtes meinen Beſuch ab, und empfing ihre Gegenbeſuche. Alle übrigen Perſonen und Behörden wies ich grundſätzlich ab.

In der Zeit meines Gouvernements lebte ich ganz und ausſchließlich meinem Dienſt, von dem geſellſchaftlichen Leben völlig zurückgezogen, ſowohl weil mir keine Zeit dazu blieb, als weil ich es aus Vorſicht für angemeſſen hielt. — Von allen Drohbriefen und anonymen Anzeigen über die Anſchläge auf mein Leben nahm ich grundſätzlich nie die geringſte Notiz.

Zu den ſchwierigen Aufgaben, welche gelöſt werden mußten, gehörte die Zurücknahme der von Napoleon in Folge ſeiner Eroberungen in Paris zuſammengebrachten Kunſtſchätze.

Nachdem ich den Auftrag dazu, durch den Beſchluß der alliirten Miniſter in Paris, (an welche ich in den politiſchen Angelegenheiten gewieſen war,) erhalten hatte, beſchloß ich zuerſt, die Quadriga im Hofe der Tuillerien abzunehmen.

Die Größe und Schwere der Pferde hatten eine bedeutende Verankerung derſelben in das Mauerwerk nöthig gemacht. Ich erbat mir vom Herzog von Wellington eine Compagnie engliſcher Ouvriers von der Marine, welche ſich bei der Armee befand, und wegen ihrer Kräfte und Geſchicklichkeit bekannt war. Ich ſtellte ihrem Commandeur die Frage:

wie viel Zeit er bedürfe, um mit dieſer Compagnie die vier Pferde aus ihrer Befeſtigung zu löſen und vom Triumphbogen auf Transportwagen herabzulaſſen.

Er machte ſich anheiſchig, dies in einer Zeit von 6—8 Stunden, Tag oder Nacht, zu bewirken.

Der Marſchall Maſſena und der General Hulin, welche dem König Ludwig XVIII. mißfielen, waren bei ſeiner Ankunft in Paris von dem Commando der Nationalgarden entfernt wor-

den, und dieſes Commando dem General Deſſoles (dem alten Chef des Generalſtabes vom General Moreau) übertragen.

In unſern gegenſeitigen Relationen hatte ich ihn als einen ehrenwerthen Mann kennen lernen, der nichts eifriger wünſchte, als eine dauernde Gewalt des Königs befeſtigt zu ſehen, und bei Angabe der Mittel zu dieſem Zweck gemäßigt und verſtändig war.

Ich machte ihn mit meinem Plan bekannt, die Quadriga während der Nacht in aller Stille wegnehmen zu laſſen, und dadurch dem Könige zwei Unannehmlichkeiten zu erſparen, einmal, daß es am hellen Tage vor ſeinen Fenſtern geſchehe, zweitens, eine offizielle abgedrungene Einwilligung zu geben, was ihm vis-à-vis von ſeinem Volke nicht angenehm ſein konnte.

General Deſſoles trat meiner Anſicht völlig bei, und erkannte darin eine beſondere Delikateſſe für die Perſon des Königs. — Der König, den ich nie ſah, um alle ſchiefen Urtheile zu vermeiden, welche daraus für ihn entſtehen konnten, war durch den ꝛc. Deſſoles bereits von vielen Dingen benachrichtigt worden, welche ich ihn wiſſen laſſen wollte; ich beauftragte daher dieſen General, dem König — aber nur ihm allein — meine Abſicht zu eröffnen.

Er that es, ſo wie ich es gewünſcht hatte, kam aber kurz darauf aus den Tuillerien zurück, um mir die Aufregung zu beſchreiben, in welche der König bei dieſer Gelegenheit gerathen ſei, und mir zugleich deſſen Forderung auszurichten: daß ich mit der Ausführung einhalten möge, bis er auf dem Wege diplomatiſcher Verhandlungen dieſe Wegnahme abgewendet habe. Der König hatte ſich bei dieſer Gelegenheit bitter darüber beſchwert, daß die Souveraine ſo rückſichtslos gegen ihn verführen, und ihn in den Augen ſeines Volkes herabzuſetzen trachteten. —

Ich war durch die Miniſter der Alliirten genau unterrichtet, wie es mit dieſer Angelegenheit ſtand. Bereits vor dem Frieden von 1814 hatten die Alliirten ihre Kunſtſchätze zurückgefordert und dem Könige Ludwig XVIII. vorgeſchlagen, ſie ihnen aus freiem Antriebe als ein unrechtmäßiger Weiſe geraubtes Gut zurück zu geben. Da der König Bedenken äußerte, ſo wurde ihm eröffnet, daß, wenn ihm der Vorſchlag mißfalle, man dieſe ſpoliirten Kunſtſachen nehmen werde.

Hierauf ſtellte der König vor: das Volk hänge an dieſen eroberten Kunſtſchätzen, deren Zurückgabe ſeine Abſicht ſei; allein man möge ihm dazu eine Friſt geſtatten. Dieſe wurde bewilligt; allein ſo oft ſpäter erinnert wurde, daß dieſe Friſt abgelaufen ſei, ſo oft wurden nichtsſagende Entſchuldigungen vorgebracht, aus welchen hervorging: daß man die Sachen nicht herausgeben wolle.

Dieſe Gründe hatten 1815 den Entſchluß hervorgebracht, die Kunſtſchätze ohne alle diplomatiſchen Verhandlungen zurück zu nehmen und ſich an alle Proteſtationen nicht zu kehren, weshalb meine Inſtruction beſagte, mich durch nichts in meiner Wegnahme aufhalten zu laſſen.

Hiernach erſuchte ich den General Deſſoles, dem Könige zu eröffnen, daß ich beſtimmte Befehle hätte und in der nächſten Nacht zur Ausführung ſchreiten müſſe.

Die Arbeit wurde mit Einbruch der Nacht angefangen. Indeß bereits um Mitternacht erhielt ich die Meldung, daß ſie durch eine aus dem Schloß kommende Abtheilung der Garde du Corps unterbrochen worden ſei, und man die Fortſetzung gehindert habe.

Die Garde du Corps, befehligt von den alten, mit dem König emigrirten Freunden, übte zu dieſer Zeit eine große Gewalt über den König.

Es war nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Freunde ins Geheimniß gezogen, einen Verſuch gemacht hatten, uns einzu-

ſchüchtern und den Zweck des Königs, dieſe Wegnahme zu verhindern, auf dieſe Art herbeizuführen.

So hat es ſich auch ſpäter aufgeklärt. Ich beauftragte am andern Morgen den General Deſſoles, dem König mein Bedauern über den Vorfall auszudrücken, mit der dringenden Bitte, die nöthigen Befehle zu geben, daß in der nächſten Nacht dergleichen Unordnungen von ſeiner eigenen Wache nicht wieder vorkämen, weil ich mich ſonſt zu ſehr ernſten Maaßregeln gegen ſeine Leibwache genöthigt ſehen würde. — Ich verabredete mit ꝛc. Deſſoles, daß er für die nächſte Nacht 2 Bataillons National-Garde ins Geheim im Louvre unter Gewehr halten ſollte, über welche ich disponiren würde.

In der nächſten Nacht wiederholte ſich dieſelbe Scene, mit dem Unterſchied, daß die Störung der Arbeit dieſes Mal nicht von Innen aus dem Schloß, ſondern von Außen durch eine Volksmaſſe kam. — Die National-Garde konnte ſehr gut gegen die inſolente und daher allgemein verhaßte Leibwache des Königs, aber nicht gegen Volksmaſſen gebraucht werden, ich befahl daher die Arbeit ſogleich aufzugeben, und ließ die National-Garde abgehen.

Nun war aber die Zeit der Rückſichten abgelaufen, und jede Fortſetzung der Mäßigung wäre Schwäche geweſen.

Am andern Morgen ließ ich von öſtreichiſchen Truppen vier Bataillons und eine Diviſion Cavallerie unter dem General-Major Fürſt Bentheim in den Tuillerien ein Viereck um den Triumphbogen bilden, und am hellen Tage die vier venetianiſchen Pferde abnehmen. — Da ſich eine große Volksmaſſe um das Schloß verſammelte und zum Theil ſehr laut wurde, ſo ließ ich in ihrer Gegenwart ſcharf laden; Niemand wagte es, die Arbeit zu ſtören, und am Abend waren die Pferde in der öſtreichiſchen Kaſerne.

Der General Deſſoles hatte dem König mit aller Offenheit Vorſtellungen gemacht: er möge ſich dem Unvermeidlichen

fügen und die Stimme der Canaille nicht für die Volksstimme halten. Wenn er sich der Stimme des Pöbels anschlösse, so würde er sich mit den Alliirten brouilliren, die er zu nothwendig bedürfe.

Gegen Mittag ließ mir der König anzeigen, daß er sich bewogen gesehen habe, dem General Dessoles das Commando der National-Garden zu entziehen und es dem Marschall Oudinot zu übertragen.

Die zu diesem Schritt angegebenen Ursachen sind mir nicht offiziell bekannt geworden, indeß, wenn es getadelt werden kann, daß der König einem Ehrenmann das Commando nahm, so muß es wenigstens gerühmt werden, daß er an seiner Stelle es wieder einem Ehrenmann übergab.

Nachdem die Pferde abgenommen waren, ließ ich auch den venetianischen Löwen abnehmen und nach und nach die Museen von dem fremden Gut reinigen, ohne daß das geringste Hinderniß eingetreten wäre.

Die französische Regierung ließ sich gefallen, was sie nicht ändern konnte; nur dem heiligen Vater verweigerte sie die Zurückgabe seiner Statuen und Gemälde. Der Grund zu dieser Weigerung wurde aus der diplomatischen Erklärung der alliirten Souveraine entnommen, nach welcher die von Napoleon gewaltsam weggenommenen Kunstschätze an ihre Eigenthümer zurückgehen sollten. Dem Pabst waren seine Kunstschätze genommen, wie allen andern Souverainen, nebenbei jedoch ihm eine ganz unerschwingliche Kriegs-Contribution auferlegt. Eine nachgesuchte Verminderung wurde zurückgewiesen; bei der Unmöglichkeit, die Summen aufzubringen, gewährte Napoleon endlich die Anrechnung einiger Millionen auf die geraubten Schätze. Dies war in dem vom Pabst unterzeichneten Frieden von Tolentino aufgenommen. Der allerchristlichste König behauptete daher: die Kunstschätze des Pabstes seien keineswegs geraubte, sondern durch Tractat wohl erworbene.

So lächerlich diese Argumentation auch vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes war, das diplomatische Gewand mußte respectirt werden; mein Vorschlag ging daher dahin: es mit diesen Kunstschätzen gerade so zu halten, wie Napoleon den Weg vorgezeichnet hatte. Zuerst Wegnahme durch militairische Gewalt als Folge des Eroberungsrechts, dann aber diplomatische Verhandlungen, in sofern die Umstände solche nöthig machen sollten.

Die Minister-Conferenz der alliirten Souveraine gab diese Angelegenheit an die drei in Paris anwesenden Feldmarschälle ab, welche kein Bedenken fanden, mich zur Zurücknahme mittelst militairischer Gewalt zu ermächtigen. Die schriftlich an mich erlassene Anweisung (Beilage Nr. 6.) ist, so viel mir bekannt, die einzige, mit der gemeinschaftlichen Unterschrift der drei Feldmarschälle versehene Ausfertigung, da ich die einzige Militair-Behörde war, welche unter ihren gemeinschaftlichen Befehlen stand:

Die Anwesenheit der drei Souveraine in Paris erschwerte meine Geschäftsführung außerordentlich, da in der Regel kein Franzose sich bei meinen Bescheiden beruhigte, sondern an einen der drei Souveraine appellirte. Die hierauf erforderten Berichtserstattungen verlangten einen Aufwand von Zeit und Kräften, dem ich nach der Zahl der mir zu den Arbeiten des Gouvernements zugetheilten Offiziere auf die Dauer nicht gewachsen war. Indeß hatte ich die Genugthuung, daß die von mir ergriffenen Mittel nicht allein stets gebilligt wurden, sondern auch die erwarteten Erfolge hatten, obgleich ich gegen die Neigung der Souveraine, auch in der eroberten Hauptstadt väterlich zu regieren, oft ehrerbietige Vorstellungen zu machen hatte. Die große Masse des französischen Volks ist hochverständig, aber es sind viele Eitle, Egoisten und Quärulanten darunter, welche kurz abgefertigt sein wollen. Wer nachgiebt, erscheint ihnen schwach, wer seine Maaßregeln ändert, inconsequent. —

Der Kaiſer Franz ließ mir durch den Fürſten Schwarzenberg die bei ihm eingehenden Suppliken oder Beſchwerden mittheilen und überzeugte ſich nach der Auskunft, welche er dadurch erhielt, bald, daß ich nicht leidenſchaftlich und nicht ohne Berückſichtigung der Verhältniſſe handelte. Dies gewann mir nach einiger Zeit ſein Vertrauen.

Die Ducheſſe de St. Lau disponirte über große Geldmittel. Der Präfect de Police klagte fortwährend, daß ſie ſolche im Intereſſe Napoleons verwende, und die größte polizeiliche Aufmerkſamkeit nothwendig mache, ſowohl um ihre Intriguen zu bewachen, als dem üblen Einfluß ihrer Geldvertheilungen vorzubeugen.

So widerwärtig es mir war, gegen Frauen, und obenein gegen ſolche, welche zur ehemaligen Kaiſerlichen Familie gehörten, einzuſchreiten, ſo erkannte ich doch die Nothwendigkeit, dieſe, eine erfolgreiche Oppoſition bildende und die öffentliche Ruhe gefährdende Dame aus Paris zu entfernen.

Ich trug daher einem Adjutanten auf, ihr zu eröffnen: ich habe vernommen, daß ſie in die Schweiz zu reiſen beabſichtige, und da ich es mir zur beſondern Pflicht mache, für ihre Sicherheit zu ſorgen, indem ihre Reiſe ſie durch die Quartiere der allirten Armeen führe, ſo werde ſie die nöthigen Päſſe und Sicherheits-Anweiſungen durch mich erhalten.

Wenige Stunden darauf erſchien ihr dienſtthuender Kammerherr, um mir anzuzeigen, daß er auf den Befehl der Ducheſſe ſich ſofort eine Audienz bei Se. Majeſtät dem Kaiſer Franz erbeten habe und von dieſem beſchieden ſei:

die Ducheſſe könne ruhig in Paris bleiben.

Ich erwiederte: daß ich die Befehle des Kaiſers erwarte, daß aber die Ducheſſe ſehr Unrecht habe, ihr und mein Geheimniß zu verrathen. Ob er denn auch dem Kaiſer angezeigt habe,

daß am folgenden Abend 10 Uhr die Poſtpferde nebſt einer Escorte von 4 preußiſchen Huſaren und 4 franzöſiſchen Gensdarmen in ihrem Hotel eintreffen würden, von einem Adjutanten begleitet, der ihr die Päſſe übergeben und für ihre Abreiſe ſorgen werde? Der Kammerherr wurde hierauf ein zweites Mal von der höchſt erzürnten Ducheſſe abgeſendet, um dem Kaiſer anzuzeigen, daß man ſie durch Gewalt von Paris entfernen wolle. Der Kaiſer fragte: auf weſſen Befehl? Auf Befehl des Militair-Gouverneurs. Dann — ſo wurde der Kammerherr vom Kaiſer beſchieden — kann ich nichts machen. Die Ducheſſe mußte begriffen haben, daß ich von ihren geheimen Verbindungen Kenntniß hatte, und daß ihr viel Schlimmeres begegnen konnte, wenn der Kaiſer Franz ſie nicht beſchützte; — ſie reiſte pünktlich ab.

Der Kaiſer Alexander nahm von den bei ihm angebrachten Beſchwerden am meiſten Notiz und beſchützte mit Vorliebe die an ihn ſich wendenden Franzoſen.

Die geheime Polizei hatte eine Anzeige, daß in dem Hotel des ſchwediſchen Geſandten, welches die Kronprinzeſſin von Schweden bewohnte, täglich ein mit Sorgfalt ſervirtes Diner in verſchloſſene Zimmer des Hinterhauſes gebracht wurde. Die Polizei brachte es bald zur Gewißheit, daß Napoleons älteſter Bruder, Joſeph, der mit einer Schweſter der Kronprinzeſſin von Schweden verheirathet war, ſich dort verborgen halte. Die Verhaftung aller männlichen Glieder der Familie Napoleons lag in meinem Auftrag, ich konnte jedoch nicht in das Hotel des Geſandten eines verbündeten Monarchen eindringen, um dort Verhaftungen vorzunehmen. Auf der andern Seite war es doch ſehr auffallend, daß der Geſandte einer verbündeten Macht eine Perſon in's Geheim aufgenommen hatte, welche nach den diplomatiſchen Maaßregeln ſämmtlicher alliirten Mächte verhaftet werden ſollte. Ich trug den Fall dem Kaiſer Alexan-

der mündlich vor; ich fragte bei ihm an, ob ich die Umgebungen des Hotels militairiſch beſetzen und die Auslieferung des Ex-Königs vom ſchwediſchen Geſandten verlangen ſolle?

Der Kaiſer behauptete, hier müſſe ein Irrthum zum Grunde liegen, er wolle Erkundigungen einziehen und mir Nachricht geben. Bis dahin ſolle ich keine Schritte thun. Ich empfahl Sr. Majeſtät die Bewahrung des Geheimniſſes, damit der Ex-König nicht heimlich entweiche.

Einige Tage darauf ſendete der Kaiſer früh Morgens einen Adjutanten, der mir beſtellte: es ſei richtig, der Ex-König Joſeph ſei in dem Hotel des ſchwediſchen Geſandten verborgen.

Gleich darauf erfuhr ich, daß er in der verfloſſenen Nacht aus einer Hinterthür des Hotels entkommen und mit falſchen, aber guten Päſſen, welche er durch ruſſiſche Vermittelung erhalten hatte, nach der Loire abgereiſt war.

Ich erſparte dem Kaiſer Alexander die Verlegenheit eines ausführlichen mündlichen Rapports über dieſe Flucht nicht.

Unter dieſen Umſtänden, und nachdem ich beinahe 5 Monate lang den ſchwierigen Poſten als Gouverneur von Paris bekleidet hatte, war ich ſehr erfreut, ihn niederlegen zu können, um ſo mehr, als in der ganzen Zeit kein Exceß vorgekommen war, der der Rede werth geweſen wäre.

Ich hatte für das Wohl der Stadt Paris auf das Beſte geſorgt, und in einer Defraudations-Angelegenheit, in welche man die Alliirten zu verwickeln gewußt hatte, zum Vortheil der ſtädtiſchen Kaſſen, wie es die Unpartheilichkeit verlangte, entſchieden, was ihr einige Millionen einbrachte.

Die Stadt Paris wollte mir bei meinem Abtreten ihre Dankbarkeit bezeigen, und der delikate Comte Chabrol, der es wußte, daß bis dahin die ſtädtiſchen Kaſſen nicht die geringſten Ausgaben für mich zu tragen gehabt hatten, der ebenſo meine Abneigung kannte, etwas anzunehmen, was in Geldeswerth

angeſchlagen werden konnte, vermittelte, daß mir die Stadt Paris das große egyptiſche Werk (welches damals nicht käuflich war) verehrte, nachdem der König Ludwig XVIII. das für mich beſtimmte Exemplar zuvor ſeiner guten Stadt geſchenkt hatte.

Nachdem ich meinen Poſten niedergelegt hatte, ertheilte mir der König auf mein Anſuchen eine Privat-Audienz, in welcher er mit einer ſolchen Offenheit und Vertrauen ſprach, als ob ich zu den Seinigen gehörte. Ich glaubte dies benutzen zu müſſen, um ihn vor einigen Perſonen zu warnen und andere ihm zu empfehlen, die ich als zuverläſſige und fähige Männer kennen gelernt hatte. Zu dieſen gehörte der Polizei-Präfect Mr. Decazes, nach deſſen Eigenſchaften der König ſich ganz beſonders erkundigte.

Am Schluß ſtellte ich ihm aus dem Bereich meiner in den 5 Monaten geſammelten Erfahrungen die Schwierigkeiten ſeiner Lage dar, wenn er den Regungen ſeines Herzens nachgäbe, in der Erwartung, dadurch auch in den Herzen ſeines Volks einen Anklang zu finden. Ich ſchilderte ihm den Einfluß, den die gemüthloſe Napoleon'ſche Regierung auf die leichtbeweglichen Franzoſen gehabt hatte, und wie alle ſeine Verſuche, ſie durch moraliſche und religiöſe Mittel an ſich zu ziehen, erfolgloſe Maaßregeln ſein würden, wenn er damit nicht eine kalte gemeſſene Strenge verbände, an welche Napoleon ſie gewöhnt hatte, und ohne welche ſeine Macht an dem verwilderten Zuſtand des Volks brechen würde.

Der König hörte meine Darſtellung im Anfang mit geſpannter Aufmerkſamkeit, gerieth ſpäter in eine große Bewegung und brach in einen Strom von Thränen aus; ich hielt inne und ſtand ihm mehrere Minuten lang ſchweigend gegenüber; er vermochte nicht, ſich zu erholen, und ich zog mich ehrerbietig in das Vorzimmer zurück. Ich hatte ihn nicht verletzt und muß vermuthen, daß die Wahrheit und Unabhängig-

keit, mit der ich ſeine ſchwierige Lage darſtellte, ihn ſo ſchmerzlich betroffen hatte.

Der König ließ die Perſonen, die ich als ſeiner Aufmerkſamkeit würdig bezeichnet hatte, zu ſich berufen und prüfte ihre Fähigkeiten zu höheren Stellungen. Mr. Decazes wurde kurz darauf zum Miniſter der Polizei ernannt, und auch die übrigen von mir genannten Perſonen wurden befördert.

Beilagen.

Nr. 1.

An

n Königlichen General-Major, Groß-
euz ꝛc. Freiherrn von Müffling.

Der französische General de Tromelin ist in Noyons, um sich in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington zu begeben, und wegen der Auslieferung Bonaparte's zu unterhandeln.

Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog v. Wellington möchte (aus parlamentarischen Rücksichten) vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. Ew. Hochwohlgeboren wollen demnach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen.

So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration vom 13ten März, so wird das Blut unserer am 16ten und 18ten getödteten und verstümmelten Soldaten gerächt.

Compiegne, den 27sten Juni 1815.

(gez.) von Gneisenau.

Nr. 2.

An
den Königlichen General-Major, Groß-
kreuz ꝛc., Freiherrn von Müffling.

Ew. Hochwohlgeboren wollen dem Herzog von Wellington anzeigen, daß wir den 5 Deputirten aus Paris einen Offizier zugesendet haben, um sie in das Hauptquartier der Souveraine zu begleiten.

Halt und Waffenstillstand ist ihnen abgeschlagen, jedoch dabei erklärt worden, daß wir nach der Eroberung von Paris für uns Preußen einen Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen eingehen würden:

1) Auslieferung Bonaparte's, todt oder lebendig.
2) Einräumung der Festungen der Sambre, Maas, Mosel und Saar, einschließlich von Longwy.
3) Besetzung der Provinzen bis an die Marne, einschließlich Château-Thierry und Epernay.
4) Einräumung des Schlosses von Vincennes.
5) Rückgabe der den Nationen geraubten Kunstschätze an diese Nationen.
6) Entschädigung für die Kriegskosten.

Von diesen Punkten wollen Ew. ꝛc. dem Herrn Herzog Kenntniß geben, sofern Denenselben nicht dabei eine Bedenklichkeit aufstiege, was ich indeß nicht meine.

Dem Herrn Herzog ist die Freiheit gelassen, für sich nach den Ansichten seines Kabinets zu stipuliren, wie ihm gefällt.

Guiory, den 27sten Juni 1815.

(gez.) Gr. N. von Gneisenau.

N. S. Den Deputirten ist nicht schriftlich geantwortet worden. Der Prinz von Schönburg ist mit ihrem Geleit beauftragt, der Graf von Nostiz zum Unterhandeln, der Graf Flemming zur Redaction.

Die Eroberung von Peronne ist sehr wichtig.

Nr. 3.

An
den Königlichen General-Major ꝛc.
Freiherrn von Müffling.

Der Herr Feldmarſchall trägt mir noch auf, daß Ew. ꝛc. dem Herrn Herzog von Wellington erklären: daß es der Wille des Herrn Feldmarſchalls geweſen ſei, Bonaparte auf demſelben Fleck hinrichten zu laſſen, wo der Herzog von Enghien erſchoſſen worden, daß er aber aus Nachgiebigkeit gegen des Herzogs Wünſche, die Hinrichtung unterlaſſen werde, daß aber der Herzog die Verantwortlichkeit der Unterlaſſung übernehmen müſſe.

Es ſcheint mir, als ob die Engländer mit der Auslieferung von Bonaparte in Verlegenheit ſein werden. Ew. ꝛc. wollen daher die Unterhandlungen nur darauf richten, daß er uns ausgeliefert werde.

Senlis, den 29ſten Juni 1815.

(gez.) N. von Gneiſenau.

Nr. 4.

An
den Königlichen General-Major ꝛc.
Freiherrn von Müffling.

Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tödtung Bonaparte's ſich erklärt, ſo denkt und handelt er als Britte. Großbrittanien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten, als gerade dieſem Böſewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, iſt England's Größe, Wohlſtand und Reichthum ſo ſehr hoch geſteigert worden. Sie ſind die Herren des Meeres und haben weder in dieſer Herrſchaft noch im Welthandel eine Nebenbuhlerſchaft mehr zu fürchten.

Ein Anderes iſt es mit uns Preußen. Wir ſind durch ihn verarmt. Unſer Adel wird nie mehr ſich aufrichten können.

Und müſſen wir uns nicht als Werkzeuge der Vorſehung betrachten, die uns einen ſolchen Sieg verliehen hat, damit wir die ewige Gerechtigkeit üben? Verlangt nicht ſchon der Tod des Herzogs von Enghien eine ſolche Rache? Werden wir uns nicht die Vorwürfe der Völker Preußens, Rußlands, Spaniens, Portugals zuziehen, wenn wir die Ausübung der Gerechtigkeit unterlaſſen?

Es ſei indeſſen! Will man theatraliſche Großmuth üben, ſo will ich mich dem nicht widerſetzen. Es geſchieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.

Senlis, den 29ſten Juni 1815.

(gez.) Graf von Gneiſenau.

Nr. 5.

An

den Königlichen General-Major ꝛc.

Freiherrn von Müffling.

Auf die von dem Herrn Herzog von Wellington an Ew. Hochwohlgeboren gemachte Anfrage wegen des Einzugs in Paris habe ich ſo eben die Befehle des Herrn Feldmarſchalls eingeholt und er hat mir aufgetragen, zu erklären:

Wie ihm an einem Einzug in Paris gar nichts gelegen ſei, daß er ſein Hauptquartier hier zu behalten gedenke, nur ein Abſteigequartier in Paris haben werde und dann nur mit wenigen Begleitern ſich dorthin begeben werde, und ſtets nur auf kurze Zeit. Er möge nicht den Pariſern das Schauſpiel eines förmlichen Einzugs geben.

Was die Ernennung eines Gouverneurs betrifft, ſo habe ich die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren zu benachrich-

tigen, daß der Herzog an den Herrn Feldmarſchall eigenhändig geſchrieben, daß er Ew. Hochwohlgeboren über den Gegenſtand der Ernennung eines Commandanten von Paris (ſo drückt ſich der Brief aus) noch keine Antwort gegeben, daß er aber wünſche, dem Herrn Feldmarſchall vorzuſchlagen, daß Ew. Hochwohlgeboren dazu ernannt werden möchten. Der Herr Herzog ſagt bei dieſer Gelegenheit von Ew. Hochwohlgeboren:

> there is no person, who in his situation has done more to forward the objects of our operation, and it appears to me that having had so much to do with us both and with our operations, he is the person who ought to be selected.

Der Fürſt hat ihm geantwortet: daß er zwar ſchon den General-Lieutenant von Zieten zu dieſem Poſten ernannt, und auch mit ihm darüber geredet habe, aber da der Herzog es wünſche, er Ew. ꝛc. gern für dieſen Poſten ernenne.

St. Cloud, den 5ten Juli 1815.

(gez.) Gr. N. von Gneiſenau.

Nr. 6.

A

Son Excellence Mr. le Général

Baron de Müffling.

Monsieur le Baron,

Monsieur Antoine Canova, qui est arrivé dans cette ville il y a quelques jours, ayant été député de la part de Sa Sainteté le Pape pour réclamer du gouvernement français les objets d'art et de sciences injustement dérobés à l'église de St. Pierre et à l'état romain par les armées de la république française depuis la révolution, ayant annoncé aux ministres des souverains alliés que les instances qu'il a fait au gouvernement de Sa Ma-

jesté très chrétienne conformement à ses instructions n'ont pas eu de succès, et qu'on refuse de les livrer, si non à la force armée, et vu qu'il parait juste et nécessaire aux souverains alliés, que les dits objets d'art et de sciences soient rendus sans délai au pape et à l'état romain.

Nous avons l'honneur d'adresser la présente à Votre Excellence afin qu'elle puisse prendre telles mesures qu'elle jugera convenables pour mettre Mr. Canova a même d'effectuer sans opposition l'objet de sa mission, et pour cet effet nous prions V. E. de mettre à sa disposition les mêmes moyens et protections militaires qu'elle à déjà fournie aux agens de Sa Majesté Impériale et du roi des pays-bas qui ont surveillé la restitution des objets d'art appartenant à leurs dites majestés et au grand-duc de Toscane.

Agréez Mr. le Baron l'assurance de notre considération très distinguée.

Paris, le 30. Septembre 1815.

(signé) Schwarzenberg.
Wellington.
Blücher.

Nachtrag.

Der Congreß von Aachen und deſſen Folgen.

Meiner Beſtimmung gemäß blieb ich bei der Occupations-Armee in Frankreich zurück, und zwar, im Hauptquartier des Herzogs von Wellington, welches der Einladung des Königs Ludwig XVIII. gemäß den Winter von 1815—1816 in Paris zubrachte, wo noch mancherlei zu ordnen war, was dieſe Armee betraf.

Ich ſchrieb in dieſer Zeit die Geſchichte des Feldzuges von 1815 und beſchäftigte mich in meinen Mußeſtunden mit höheren gradatiſchen Arbeiten.

Napoleon hatte dem Oberſt Tranchon die Aufnahme der 4 Départements réunies übertragen.

Dieſer gründete ein Netz von großen Dreiecken auf die Baſis von Enſisheim, führte dieſe Dreiecke längs dem Rhein und der Maas, verband ſie dort mit den großen Crayenhofſchen Dreiecken, welche mit der franzöſiſchen Gradmeſſung bei Dünkirchen und dieſe wiederum mit den beiden in England gemeſſenen Grundlinien in Verbindung ſtanden.

Tranchon war durch den Krieg in ſeinen Aufnahmen unterbrochen worden. Wir hatten bereits beim erſten Pariſer

Frieden die Ablieferung dieſer Karte an uns ſtipulirt, ſie erfolgte jedoch erſt beim zweiten Frieden im Jahre 1815.

Ich hatte ſie in Paris zurückbehalten und ein Project zu ihrer Vollendung entworfen, welches der König genehmigte und welches bis 1818 zur vollſtändigen Ausführung kam. Ich war ermächtigt, eine Zahl junger hoffnungsvoller Offiziere in den Sommer-Monaten aufnehmen, in den Winter-Monaten in einem Büreau auszeichnen zu laſſen und damit einen militairiſchen Unterricht in den Generalſtabs-Wiſſenſchaften zu verbinden.

Die Hauptdreiecke, welche dieſer Karte zum Grunde lagen, waren mit den beſten Inſtrumenten und mit Sorgfalt gemeſſen; ich hielt ſie für geeignet zu einer Gradmeſſung.

Ich baute darauf den Vorſchlag, dergleichen Dreiecke vom Rhein bis zur Baſis vom Seeberg, nach Umſtänden bis Berlin fortzuführen und die Endpunkte im Raum, wie in der Zeit (durch Blickfeuer) zu meſſen, um eine Längengrad-Meſſung zu erhalten, welche überhaupt (zum Bedauern vieler Aſtronomen) noch gar nicht ausgeführt war. Auch dieſer Vorſchlag wurde vom Könige genehmigt.

Die Meſſungen in Zeit durch Blickfeuer hatte Herr von Zach auf dem Seeberge bei Gotha bei der Thüringſchen Gradmeſſung bereits practiſch ausgeführt, und ich war ſein nächſter Gehülfe geweſen.

Ich empfahl dieſe Methode in einer Vorleſung, die ich im bureau des longitudes in Paris hielt, und ſchlug den franzöſiſchen Gelehrten eine gemeinſchaftlich auszuführende Gradmeſſung zwiſchen Dünkirchen und Seeberg vor.

In dem VII. Band des deutſchen Journals Herta, redigirt vom Profeſſor Berghaus, habe ich im Juni 1826 die Geſchichte der Längengradmeſſung zwiſchen Dünkirchen und dem Seeberg gegeben, nachdem ich bereits in den aſtronomiſchen Nachrichten des Profeſſor Schumacher (Jahrgang 1823 Nr. 72)

die Resultate, die gefundene Abplattung von $\frac{1}{311,2}$ bekannt gemacht hatte. Zur Vermeidung aller Wiederholungen beziehe ich mich hier auf diese Veröffentlichungen.

Ich brachte die Sommer der Jahre 1816, 1817 und 1818 in Coblenz zu, wo ich die Aufnahmen leitete, mit meinen Gehülfen die Winkel der Hauptdreiecke zwischen dem Rhein und der Sternwarte Seeberg auswählte und mit einem Reichenbachschen Kreise multiplicirte.

Die Winter von 1816 und 1817 brachte ich mit dem Herzog von Wellington in Paris zu, wo sich bereits im Frühjahr 1818 der Congreß von Aachen vorbereitete.

Wir waren genau von den Wünschen des Königs Ludwig XVIII. unterrichtet, der seine Regierung so weit erstarkt hielt, um die Occupation der europäischen Mächte entbehren zu können. Sein Minister Duc de Richelieu stimmte dieser Ansicht bei, für welche er in Gemeinschaft mit dem russischen Gesandten Pozzo di Borgo den Kaiser Alexander bereits gewonnen hatte.

Die Verpflegungs-Kosten der Occupations-Armee waren allerdings so wie die Einquartierungslasten für die besetzten Departements drückend. Der ungewisse Zustand des französischen Reichs war eine Folge der Napoleon'schen Regierung und der verschiedenen Ansichten der Partheien, welche zwar durch die Occupation an öffentlichen Ausbrüchen ihres Hasses gehindert, aber dadurch nicht versöhnt werden konnten.

Nachdem Ludwig XVIII. wieder in einen scheinbar ruhigeren Besitz des Thrones seiner Vorfahren gelangt war, traten die Emigranten, die Gefährten seines Unglücks mit dem bescheidenen Wunsch vor, daß für sie, denen die Güter confiscirt, und die dadurch heimathlos geworden waren, jedoch für alle ihre Verluste keine Entschädigung erhalten hatten, jetzt, nachdem das monarchische Princip und die Legitimität siegreich

aus dem Kampf gegangen war — doch auch etwas geſchehen möge.

Gegen dieſen Antrag ließ ſich nichts einwenden.

Zur Zeit, als ſie ihr Vaterland verließen, wurde es für eine moraliſche Pflicht, für eine ehrenwerthe Geſinnung gehalten, ihrem König treu zu bleiben und ſeinem Ruf in's Ausland zu folgen. Sie hatten als Folge ihres Schrittes ihre Güter verloren und mehr als 20 Jahre lang eine ſorgenvolle Exiſtenz im Auslande verbringen müſſen; — ſie waren darüber alt geworden aber beharrlich geblieben, ſo wollten ſie denn auch die Früchte der ſchweren Entbehrungen erndten.

Der König hatte eine religiöſe und moraliſche Verpflichtung für die Männer zu ſorgen, die ihm zwar ſein Reich nicht wieder erobert, aber doch ſiegreich mit ihm wieder eingezogen waren.

Der König fühlte dieſe Verpflichtung, er war bereit, ſie zu erfüllen, und es kam nur darauf an, ſcharf in's Auge zu faſſen, was geſchehen konnte, was geſchehen mußte.

Die confiscirten Güter der Emigranten waren verkauft worden, waren auf die Aufforderungen des Gouvernements in Privathände übergegangen.

Die erlöſten Summen waren in die Staatskaſſen gefloſſen, die Nation hatte ſich durch die Confiscation bereichert.

Eine neue Confiscation zum Nachtheil der Erwerber und Zurückgabe an die Emigranten konnte nicht Statt finden, ohne alle Grundſätze der Gerechtigkeit mit Füßen zu treten und eine neue Revolution hervorzurufen. Die Erwerbung hatte unter dem Schutze der beſtehenden Geſetze Statt gefunden. Es wurde vorgeſchlagen, den Emigranten ihre Güter zurückzugeben und die jetzigen Beſitzer aus dem Vermögen der Nation durch dieſelben Summen zu entſchädigen, welche ſie bezahlt hatten, allein ein zwanzigjähriger Zeitraum hatte den Beſitzſtand dergeſtalt verändert, daß ſelbſt, wenn es möglich geweſen wäre,

den vormaligen Zuſtand wieder herauszufinden, es ganz unmöglich war, ſowohl den vielfach getheilten zu ganz andern Zwecken benutzten Beſitzſtand wieder zuſammen zu fügen, als auch denen gerecht zu werden, welche Meliorationskoſten nachwieſen.

Das Project, den Emigranten den Naturalbeſitz wieder zu verſchaffen, mußte daher aufgegeben werden.

Die Käufer der Emigrantengüter hatten ſie ohne Ausnahme wohlfeil, zum Theil um einen Spottpreis erworben. Ein ſolches, wegen der Treue gegen ſeinen Landesherrn confiscirtes Gut war nicht jedermanns Kauf, und die Beſorgniß, daß der Beſitz ſolcher Güter noch nicht als ganz feſtſtehend anzuſehen ſei, ſprach ſich nach der Reſtauration ſehr unzweifelhaft aus.

Solche ohne Contracte und Unterſchriften der vormaligen Beſitzer erworbenen Güter konnten ſelbſt vor der Reſtauration nie zu ihrem wahren Werth verkauft werden.

Wenn zwei Beſitzungen von ganz gleichem Ertrage neben einander lagen, die eine ein altes Familien-, die andere ein confiscirtes Emigranten-Gut, ſo wurde das erſte in der Regel doppelt ſo hoch als das letzte bezahlt und damit der Volksglauben an die mit einem ſolchen Kauf verbundene Gefahr veröffentlicht. Vergebens hatte Napoleon alle ſeine Mittel aufgeboten, um das Vertrauen in die Unverletzlichkeit ſolcher Käufe hervorzurufen. Er war ſo weit gegangen, in die Bedingungen der Ehrenlegion aufzunehmen, daß dieſe legion sacrée die Heiligkeit der National-Verkäufe aufrecht erhalten ſolle, und konnte dennoch nicht hindern, daß bei den gedruckten Ankündigungen des Verkaufs eines Privatguts mit fingerlangen Buchſtaben an allen Straßenecken im Eingang bezeichnet war, daß es ſich nicht um ein ſolches entwerthetes Nationalgut handle.

Dies darf nicht in Verwunderung ſetzen, denn die Geſchichte der letzten Jahrhunderte zeigt bei allen Völkern dieſelben Reſultate.

Noch am heutigen Tage haben die zur Zeit der blutigen Revolution Englands eingezogenen und öffentlich unter der Garantie des Staats verkauften Güter nicht denſelben Werth als die aus ungeſtörtem Familien-Beſitze übergegangenen, und wir wollen uns freuen, daß es ſo iſt, denn es zeugt von einer tief in der menſchlichen Bruſt verborgenen Geiſterſtimme, die dem ausgeſprochenen Recht das moraliſche Recht entgegenſtellt. —

Ludwig XVIII. hatte es in der Hand, dieſe Uebelſtände auszugleichen und das noch offene Buch der Revolution zu ſchließen. Einige Käufer der Emigranten-Güter gaben ihm den Fingerzeig dazu.

Sie ſuchten die zurückgekehrten ehemaligen Beſitzer ihrer Güter auf, ſie legten ihnen vor, wie wohlfeil ſie oder ihre Väter gekauft hatten und boten ihnen, unter der Bedingung ihrer gerichtlichen Einwilligung in den Kauf, freiwillige Nachzahlungen an. — Einige verſtändige Emigranten gingen darauf ein. Der Werth der Güter war von der Zeit der Confiscation bis zur Gegenwart beträchtlich geſtiegen und die Nachzahlungen bedeutend. — Vom Tage der Unterſchrift der Contracte hatten ſolche Güter mit allen übrigen gleichen Werth, der Vortheil beider Theile war klar, und nichts konnte für die Regierung Ludwigs XVIII. beruhigender, verſöhnender ſein, als die weiteſte Ausdehnung dieſes Syſtems.

Der König mußte es begünſtigen, mußte Stempel- und Sportel-Freiheiten gewähren, ja Prämien auf ſolche Abkommen ſetzen. Aber leider traten die Leidenſchaften von allen Seiten entgegen. Die Republikaner wollten die Revolution nicht geſchloſſen ſehen, die Anhänger des Ex-Kaiſers boten Alles auf, damit ſeiner Zurückkunft, auf die ſie hofften, keine Hinderniſſe in den Weg träten, — er ſollte das unerſetzliche Bedürfniß des bedrängten Volks bleiben; die Emigranten endlich waren durch dieſe Ausſicht nicht befriedigt, ſie hofften von

dem bedrängten König noch mehr zu ihren Gunſten zu erlangen; es wurde mit allgemeiner Zuſtimmung eine Emigranten-Entſchädigung beſchloſſen und der König glaubte ſich eines gelungenen Werks erfreuen zu können. Von dieſem Tage ab hörten die freiwilligen Uebereinkommen auf; zwiſchen den Emigranten und den Käufern ihrer Güter war eine undurchdringliche Scheidewand gezogen, die Garantien für ihren künftigen ruhigen Beſitz fehlten, die Emigrantengüter behielten ihren geringen Werth und das erneute und geſteigerte Mißtrauen ging von Seufzern und Klagen zu dem lauten Wunſch über, daß Napoleon auf's Neue erſcheinen möge.

So lag die Sache, als dem Duc de Richelieu im Jahre 1818 bei dem Congreß von Aachen die ſchwere Rolle zugefallen war, das Glück, die Ruhe und die Einigkeit des franzöſiſchen Reichs zu ſchildern, damit es von der ſchweren Laſt der Occupations-Armee entbunden werde.

Der Kaiſer Alexander hatte den Auftrag ſeines ehemaligen Gouverneurs von Odeſſa außerordentlich erleichtert.

Empfänglich für Alles, was die Worte „Wohlthun" und „das Rechtthun" umfaſſen, hatte er ſich am erſten Tage ſeiner Ankunft in Aachen und nach der erſten Unterredung mit dem Duc de Richelieu mit dem Zurückziehen der Occupations-Armee einverſtanden erklärt.

Am darauf folgenden Tage ließ er mich zu ſich kommen, und verlangte mein Urtheil über den innern Zuſtand von Frankreich.

Die Anſichten, welche ich dem Kaiſer vortrug, ſtimmten wenig mit dem, was der Duc de Richelieu als eine Bürgſchaft angegeben hatte, nämlich, daß nach dem Abzuge der Alliirten eine Störung der Ruhe in Frankreich nicht zu fürchten ſei. Der Kaiſer Alexander wußte zwar, daß die Partheien, welche dem Könige entgegen ſtanden, noch mächtig und weit verbreitet waren, aber er hielt dieſe Widerſacher des Königs

für die Parthei der kriegsluſtigen alten Soldaten, die ihr Gegengewicht in den beruhigten Grundbeſitzern finden würden und war betroffen, als ich ihm darthat, daß wegen der großen Spoliation der Nationalgüter gerade in der Klaſſe der National-Käufer der Wunſch nach Napoleons Zurückkunft am lebhafteſten, und eine Fortdauer der Ruhe des Landes eine Täuſchung ſei, ſo lange der König nicht eine Garantie gebe, daß das durch die Revolution und während der Revolution erworbene Vermögen, als ein unangreifbares Eigenthum beſtehe. Daß der König ſeinen Marſchällen und höchſten Staatsbeamten dieſe Ueberzeugung gegeben habe, reiche nicht aus; die große Maſſe des Volks ſei in derſelben Lage und bedürfe dieſer Sicherheit noch mehr, als die höchſten und beibehaltenen Staatsbeamten. Ich knüpfte daran meine Anſichten über den begangenen Fehlgriff bei der Entſchädigung der Emigranten. — Der Kaiſer faßte meine Ideen mit Lebhaftigkeit auf und fragte: „Haben Sie mit dem Herzog von Wellington über dieſe Angelegenheit geſprochen?“ und auf meine Bejahung: „was hat er Ihnen geantwortet?“ vous mettez la main à la plaie. — Der Kaiſer ſah vor ſich nieder und fragte nach einer Pauſe: „Sie ſind alſo auch gegen das Zurückziehen der Occupations-Armee?“

Ich erwiederte, daß, wenn die Souveraine ihre Armee zurückzögen, in der ſchönen Hoffnung, daß in Frankreich alle Keime zu neuen Unruhen erſtickt und alle Hinderniſſe für den König beſeitigt wären, ich dieſen frommen Glauben nicht theilen könne, wenn aber die Frage entſtehe, ob die Fortſetzung der Occupation, wie ſie ſich einmal geſtaltet habe, ein anderes und beſſeres Reſultat erwarten laſſe, ſo müſſe ich erklären, daß ſie zu nichts führen könne. Der König von Frankreich trachte danach, die Liebe ſeines Volks zu gewinnen, und halte es für das ſicherſte Mittel, wenn er Sympathien zeige. Unſre Occupation wäre dem ganzen franzöſiſchen Volk eine verhaßte Maaß-

regel und der König zeige bei jeder Gelegenheit, daß ſie ihm auf's wenigſte eine drückende Laſt ſei, von der er ſich loszumachen wünſche.

Die Souveraine hätten ſich bisher jedes Einfluſſes auf die innern Angelegenheiten enthalten und lediglich auf guten Rath beſchränkt, der nicht gehört worden ſei. Nur wenn die Souveraine entſchloſſen wären, dem Könige beſtimmte Schritte zur Beruhigung ſeines Landes vorzuſchreiben, und Frankreich nicht eher zu verlaſſen, bis dieſe Schritte geſchehen, nur dann würde ich die Fortſetzung der Occupation für erfolgreich halten.

Hier ſprach ſich der Kaiſer dahin aus: daß ein ſolcher dem Könige auferlegte Zwang das Uebel nur verſchlimmern werde und nicht in den rechtlichen Befugniſſen der Souveraine liege. — Er erklärte ſich für das Zurückziehen der Occupations-Armee, und warf dabei hin, daß es heute auch zu ſpät ſein würde, etwas Anderes zu beſchließen.

Als ich dem Fürſten Staatskanzler von dieſer Unterredung Mittheilung machte, ſetzte ich hinzu: die Occupations-Armee hatte den doppelten Zweck:

die Ruhe in Frankreich zu erhalten und die pünktliche Auszahlung der durch den Frieden von Paris ſtipulirten Geldzahlungen zu ſichern.

Das erſte geben wir auf, in Hinſicht des zweiten Punktes werden Garantien verabredet werden müſſen, denn wir dürfen uns nicht darüber täuſchen, daß, ſobald die Occupations-Armee zurückgezogen iſt, von franzöſiſcher Seite Verſuche eintreten werden, ſich von der Fortſetzung der Geldzahlungen unter irgend einem Vorwand loszumachen. Der Fürſt Staatskanzler ſah die Sachen nicht ſo roſenfarben als ſeine Collegen. Er trat meiner Anſicht bei, daß der Rückmarſch der Occupations-Armee von der Abtragung der rückſtändigen Zahlungen abhängig gemacht werden ſolle, hielt jedoch dafür, daß dies

nicht zu erreichen ſei, da England und Rußland keine Forderungen mehr an Frankreich haben; es komme jetzt alſo nur weſentlich darauf an, ſolche Verabredungen zu treffen, daß Preußen und Holland, welche bei einem Ausbruch in Frankreich zunächſt zum Handeln genöthigt würden, nicht allein ſtänden.

Der Herzog von Wellington hatte den Feſtungsbau in Belgien für den König von Holland aus den franzöſiſchen Geldern übernommen, war aber, da alles auf 5 Jahr berechnet war, eben ſo wie wir mit den Rheinbefeſtigungen, kaum zur Hälfte fertig.

Der Staatskanzler rechnete darauf, in ſeinen Vorſchlägen zur Sicherung der Bundesgrenzen ſo wie der Feſtungsbauten, durch den Herzog von Wellington und den König der Niederlande eine kräftige Unterſtützung und bei Oeſtreich alle Willfährigkeit zu finden. Das letzte war der Fall, und da die niederländiſche Armee auf der einen Seite bei der weiſen Oekonomie des Königs ihm genügend, auf der andern Seite aber bei 50 Feſtungen und Forts ganz ungenügend war, das Land gegen einen feindlichen Anfall von Frankreich erfolgreich zu vertheidigen, ſo wünſchte Fürſt Metternich, daß Preußen eine bedeutende Macht in ſeinen weſtlichen Provinzen zurücklaſſen möge, um auf den erſten Wink Holland zu Hülfe zu eilen und Schutz zu gewähren, bis England mit einer Armee ankommen und hierauf das vereinigte Europa auftreten könne.

Von unſerer Seite wurden keine Schwierigkeiten gemacht Oeſtreich und Preußen übernahmen es gemeinſchaftlich, die Unterhandlungen mit dem Könige der Niederlande zu führen und die Verabredungen in Gemeinſchaft mit dem Herzog von Wellington in Brüſſel zu treffen, wo der König der Niederlande im Winter von 1818—1819 ſeine Reſidenz zu nehmen beſchloſſen hatte. Da mir das Commando über ein ſolches Hülfs-Corps gegeben werden ſollte, ſo wurde ich beſtimmt, als gemeinſchaftlich von Oeſtreich und Preußen Bevollmächtigter nach

Brüſſel zu gehen. Zugezogen zu einer Conferenz zwiſchen den Fürſten Metternich und Hardenberg, in welcher die Motive zu meiner Sendung beſprochen wurden, erhielt ich den Auftrag, meine Inſtruction ſelbſt zu entwerfen, die dann auch völlig angemeſſen gefunden und unterzeichnet wurde.

In Brüſſel kam ich zugleich mit dem Fürſten Metternich und Herzog von Wellington an. Der Kaiſer von Rußland und die Kaiſerin Mutter waren daſelbſt zum Beſuch der Prinzeſſin von Oranien eingetroffen. Meine Geſchäfte wurden während der für die hohen Gäſte angeordneten Feſtlichkeiten eingeleitet, gaben mir jedoch bald Gelegenheit zu erkennen, daß Se. Majeſtät der König der Niederlande wenig geneigt waren, ſich in gründliche Unterhandlungen mit mir einzulaſſen. Der König hatte ſich in ſeiner ſchwierigen politiſchen Stellung zur Aufgabe gemacht, die Holländer und Belgier als gleich treue und ihm ergebene Unterthanen zu behandeln, er ſprach ſich öffentlich aus, daß beide ſich trotz der Verſchiedenheit der Sprachen, der Religion und der Sitten nach einer 3jährigen Vereinigung vollſtändig befreundet hätten, und rühmte ſeine Armee als vom beſten Geiſt beſeelt und Vertrauen verdienend.

Unter dieſen Umſtänden konnte ihm ein Abgeſandter nicht willkommen ſein, in deſſen Auftrag eine europäiſche Beſorgniß lag, der er nach ſeiner ſich geſtellten Aufgabe von Hauſe aus widerſprechen mußte. — Ich hoffte jedoch über dieſe Schwierigkeit leicht hinweg zu kommen, wenn ich die unruhigen Franzoſen als das Motiv, verbunden mit dem Wunſch der Alliirten, Se. Majeſtät bei einem unerwarteten Anfall auf die noch unvollendeten Feſtungen rechtzeitig unterſtützen zu können, als den Zweck meiner Sendung feſthielt. War dies angenommen, ſo wurden Verabredungen zwiſchen der engliſchen und preußiſchen Armee unentbehrlich.

Leider mußte ich jedoch bald erkennen, daß noch tiefer liegende Gründe den König der Niederlande beſtimmten, unter

Beachtung aller Formen in keine Beſprechung, geſchweige einen Vortrag einzugehen.

Der König hatte es noch nicht vergeſſen, daß der Feldmarſchall Blücher im Jahre 1815 nicht wie die engliſche Armee volle Kriegskaſſen zur baaren Bezahlung der Verpflegung mitgebracht hatte, und ein neuer Umſtand war hinzugetreten, um Sr. Majeſtät Unzufriedenheit gegen Preußen hervorzurufen.

Nach einem Bundesbeſchluß hatte Luxemburg eine preußiſche mit den Truppen dieſes Großherzogthums gemeinſchaftliche Beſatzung, ſo wie einen preußiſchen Gouverneur und Commandanten. Dies war dem Könige der Niederlande nicht genehm. Se. Majeſtät ſtellte als Bedingung der Vollziehung dieſes Beſchluſſes die Forderung auf, daß den niederländiſchen Truppen der rechte Flügel eingeräumt werde, und richtete dies Verlangen nicht an den deutſchen Bund, ſondern an Preußen. — Die Sache hatte an ſich keine große Bedeutung, indeß konnte die Preußiſche Regierung in Bundes-Angelegenheiten nicht ſelbſtſtändige Beſchlüſſe faſſen. Da mir der Auftrag geworden war, die Sache bei der Gelegenheit meiner Miſſion abzuthun, ſo trug ich darauf an, das niederländiſche zur Beſetzung beſtimmte Bataillon in Luxemburg einrücken zu laſſen. Von preußiſcher Seite werde gar kein Rang gefordert. Die Stadt ſei das unbeſtrittene Eigenthum des Königs der Niederlande; der Kranz von darum gezogenen Werken ſo wie die Kaſernen und ſonſtigen Militair-Etabliſſements ſei dagegen Eigenthum des Bundes, und die Dispoſition über die Vertheidigung ſei eine Bundes-Angelegenheit, in welche der König, mein Herr, nicht eingreifen könne.

Meine Vorſtellungen waren fruchtlos. Der König blieb dabei, ſein Bataillon nicht eher zur Garniſon zu ſtellen, bis ſeiner Forderung nachgegeben ſei. — Nachdem der Fürſt Metternich und Herzog von Wellington Brüſſel verlaſſen hatten, wurde meine Hauptangelegenheit in die Länge gezogen. Monate

lang wurde ich im Notenwechſel hingehalten, und da ſich indeß Frankreich ruhig zeigte, die Niederlande aber in ihren Handels-Verhältniſſen immer mehr an England anſchloſſen, ſo wurde die angebotene Hülfe täglich mehr und mehr als völlig überflüſſig angeſehen.

Unter dieſen Umſtänden forderte ich nach einem Zeitverluſte von 5 Monaten meine Päſſe und kam im Monat März 1819 in Berlin an.

Die in dieſem Nachtrag angeführten einzelnen Umſtände gehören dem Congreß von Aachen und ſeinen Folgen an, mithin der allgemeinen Geſchichte der europäiſchen Angelegenheiten.

Vierter Abſchnitt.

Sendung nach Conſtantinopel und St. Petersburg in den Jahren 1829 und 1830.

Erſtes Capitel.

Allgemeine Ueberſicht der politiſchen Verhältniſſe in Beziehung auf den Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte. — Entſtehung und Verabredung zu meiner Sendung nach Conſtantinopel. — Vorbereitung und Abreiſe von Berlin.

Der Feldzug des Jahres 1828 an der Donau, hatte für die ruſſiſchen Armeen ein ehrenvolles, jedoch nicht das erwartete Reſultat gegeben.

Die Eroberungen von Brailof und Warna, nebſt der Erhaltung von Prowadu und Bazarſchik, in dem Zuſtand ihrer neuen Befeſtigung, bereiteten einen neuen Feldzug vortheilhaft vor.

Die verfehlte Eroberung von Schumla und Siliſtria, nebſt dem großen Verluſt an Menſchen durch Krankheiten, und dem Verluſt beinah aller Pferde, hatten den Muth der türkiſchen Armee gehoben, und beide Theile bereiteten ſich während des Winters zu einem neuen Feldzug mit beſonderer Thätigkeit vor.

Glücklicher für die ruſſiſchen Waffen hatte der Feldzug jenſeit des Kaukaſus geendigt. Die eroberten Feſtungen er-

laubten ſichere Winterquartiere, und gaben günſtige Ausſichten für den nächſten Feldzug. Die Eroberung der Feſtungen Anapa und Poti ſicherte die Schifffahrt des ſchwarzen Meeres. Die Schwierigkeiten, welche die Natur den Uebergängen des Kaukaſus entgegenſetzt, und welche in Verbindung mit der Plünderungsſucht der wilden noch nicht unterjochten Völkerſtämme des Kaukaſus, nicht unbedeutend ſind, konnten durch die See-Verbindung zwiſchen Sebaſtopol und Poti (an der Ausmündung des alten Phaſis in's ſchwarze Meer) umgangen werden.

Indeß ließ ſich auf dieſer Seite der Krieg nicht mit bedeutenden Maſſen führen, da die Gebirgsgegenden die Märſche wie die Verpflegung erſchweren, und erſt gegen Erzerum hin, ſich das Land öffnet, und durch eine größere Fruchtbarkeit die Operationen mit größeren Maſſen begünſtigt.

Dieſe Verhältniſſe gaben den türkiſchen Armeen alle Vortheile, und brachten dagegen alle Nachtheile auf die Seite der ruſſiſchen Armee.

Die Meinungen über den Ausgang des Kampfes dieſer beiden großen Reiche, waren in Europa ſehr getheilt.

In Preußen kannte man die Verhältniſſe der ruſſiſchen Armeen am genaueſten, und auch in Frankreich war man über die Mittel des ruſſiſchen Reichs den Krieg fortzuſetzen, wohl unterrichtet.

In dieſen beiden Staaten ſah man daher die Beſiegung des türkiſchen Reichs nicht als unmöglich an, obwohl man nicht die großen Schwierigkeiten überſah, welche ſich Rußland entgegen ſtellen würden, wenn die Pforte ſich entſchloſſen zeigen ſollte, es auf's äußerſte ankommen zu laſſen, in welchem Fall eine Beendigung des Krieges nur durch eine Operation auf Conſtantinopel herbeigeführt werden konnte.

In Oeſtreich hielt man eine glückliche Beendigung des Krieges von Seiten Rußlands für unmöglich, und war in Eng-

land dieſe Anſicht nicht ſo beſtimmt aufgefaßt, ſo war ſie dennoch ſehr verbreitet.

Nicht ohne Verwunderung ſah man den Feldzug von 1829 durch Rußland mit bedeutenden Armeen in Europa und Aſien zugleich eröffnen, und an der Donau noch überdieß durch die Belagerung von Siliſtria beginnen.

Ohne die Militair-Colonien im ſüdlichen Rußland, wäre die Reorganiſation der Armee, und namentlich der Erſatz aller gefallenen Pferde, durch eine beſſere, acclimatiſirte Race (die Steppenpferde) auch in der That ganz unmöglich geweſen.

Der Kaiſer Nicolaus hatte ſeinem Major-General, Feldmarſchall Diebitſch, das Commando an der Donau übergeben; er kam nach Warſchau und zeigte dort während ſeiner Krönung als König von Polen eine große Ruhe und Sicherheit. Die Kaiſerin hatte ſich zu einem Beſuch in Berlin angemeldet. Der Kaiſer begleitete ſie unerwartet, und unangemeldet.

Das diplomatiſche Corps ſah hierin, unter dem Deckmantel der Familien-Verhältniſſe, politiſche Zwecke, man glaubte nichts Minderes als eine Aufforderung des Kaiſers an den König ihn zu unterſtützen, oder mindeſtens durch eine engere Allianz ihm die Verwendung aller ſeiner Kräfte gegen die Donau zu erleichtern, denn es war im weſtlichen Rußland, für den Fall, daß Europa ſich zu Gunſten der Pforte erklären ſollte, ein bedeutendes Heer nebſt den ſämmtlichen polniſchen Truppen zurück gelaſſen.

Der Kaiſer wohnte in Berlin der Vermählung des Prinzen Wilhelm, zweiten Sohns des Königs, mit der Nichte des Kaiſers, der Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, bei. Nach den Gebräuchen war das diplomatiſche Corps zu der Feierlichkeit eingeladen, uud als daſſelbe nebſt den preußiſchen hohen Staatsbeamten in der Kapelle verſammelt war, erſchien der ruſſiſche Miniſter des Hauſes, Fürſt Wolchonsky, um den franzöſiſchen Geſandten, Comte Agout, laut und öffentlich einzuladen: ihm

in das Cabinet des Kaiſers zu einer Unterredung zu folgen, welche Sr. Majeſtät mit ihm zu haben wünſchte.

Der Kaiſer ſagte dem Geſandten, daß er den Krieg mit der Pforte nach den Grundſätzen fortſetzen werde, welche er in ſeinem Manifeſt ausgeſprochen habe, daß er entſchloſſen ſei, wenn die Beendigung deſſelben nicht in dieſem Feldzug erfolge, einen dritten, vierten, fünften u. ſ. w. zu unternehmen, daß es ihm leid thue, ſo viel Blut vergießen und ſo viel Kräfte vergeuden zu müſſen, um anſcheinend geringfügiger Urſachen willen, daß jedoch die Ehre und Würde ſeines Reichs ſo wie ſeine eigne perſönliche Stellung als Nachfolger des Kaiſers Alexander ihm nicht erlaube, von dieſem unerſchütterlichen Entſchluß abzugehen; daß hiernach, wenn er auf der einen Seite die Waffen nicht niederlegen könne, ohne den Zweck ſeines Manifeſtes erfüllt zu ſehen, er auf der andern Seite eben ſo unverbrüchlich halten werde, was er im Manifeſt zugeſagt habe, nämlich ſich, wenn der Streit beendet ſei, ohne alle Eroberungen, lediglich mit der Entſchädigung der Kriegskoſten zu begnügen, welche durch eine beſonders niedergeſetzte Commiſſion laufend liquidirt würden.

Dieſe ſich ſelbſt aufgelegte Verbindlichkeit gäbe ſeinen verbündeten Monarchen und ganz Europa zugleich eine Garantie ſeines künftigen Benehmens. Er habe ihm dieß eröffnen wollen, um es ſeinem Souverain zu berichten; es thue ihm leid, daß der engliſche Geſandte abweſend ſei, denn ſonſt würde er dieſem daſſelbe geſagt haben, was er vor Niemand zu verheimlichen beabſichtige, am wenigſten vor ſeinem Feinde, dem Sultan.

Der Kaiſer reiſte nach der Vermählung nach Warſchau zurück, die Kaiſerin blieb bis nach der Feier ihres Geburtstages in Berlin.

Ich hatte den Vermählungs-Feierlichkeiten leidend beigewohnt. General-Lieutenant, und mit dem Poſten als Chef

des Generalſtabes der Armee bekleidet, war ich Mitte 1827 von einem kalten Fieber befallen, in deſſen Folge eine Art Lähmung in den Füßen zurückblieb. Nach dem Gebrauch der Moxa in etwas hergeſtellt, hatte ich 1828 die Bäder von Gaſtein gebraucht, war in Auftrag im Frühjahr 1829 in Weimar geweſen, um die Vermählungs-Angelegenheiten des Prinzen Wilhelm zu ordnen, und hatte im Juni 1829 den freien Gebrauch meiner Füße noch nicht wieder.

Nachdem der Kaiſer in der Nacht Berlin verlaſſen hatte, fand ſich der General von Witzleben, erſter Adjutant des Königs, am andern Morgen bei mir ein, um mir im Auftrag des Königs zu ſagen: daß Sr. Majeſtät die Abſicht hätten, mich als außerordentlichen Geſandten nach Conſtantinopel zu ſenden, daß es Ihnen jedoch vor allen Dingen zu wiſſen nöthig ſei, ob meine gerade jetzt ſo angegriffene Geſundheit mir eine ſo weite Reiſe erlauben würde. Ich möchte mir dieß überlegen, denn ſo angenehm es Sr. Majeſtät auch ſein werde, wenn ich die Miſſion übernehmen könne, ſo wenig würde es Ihrem Zweck entſprechen, wenn ich etwas unternähme, was über meine phyſiſchen Kräfte ginge. Uebrigens brauche ich meine Abreiſe nicht zu übereilen, da kein beſtimmter Termin zu meiner Ankunft in Conſtantinopel verabredet ſei. Ich erwiederte, daß es mir allerdings noch ſauer werde zu gehen und zu ſtehen, daß ich mich aber übrigens ſtark genug finde, die Reiſe zu unternehmen, und die Befehle Sr. Majeſtät zu vollziehen.

Für dieſen Fall war der General von Witzleben ermächtigt, mich ſowohl über die Entſtehung meines Auftrags als deſſen nun beſprochenen beſtimmten Zweck zu unterrichten.

Der König hatte immer die Idee gehabt, und ſich früher einmal gegen mich darüber geäußert, daß der Kaiſer den Krieg gegen die Pforte hätte vermeiden können, hätte vermeiden ſollen.

Nach dieſer Anſicht war dem König der ganze Krieg widerwärtig, er ſah Unglück voraus, und wünſchte, daß der Kaiſer ihn auf eine gute Art los werden könne. In einer der vertraulichen Unterredungen zwiſchen beiden Monarchen, hatte der König dem Kaiſer ſeine guten Dienſte um ſo mehr angeboten, als der Kaiſer ſich nicht in der Lage fand, die Vermittlung von England und Frankreich als die in der griechiſchen Angelegenheit ihm am nächſten ſtehenden Mächte, annehmen zu können. Wurden aber dieſe ausgeſchloſſen, ſo konnte keine andere europäiſche Macht vermittelnd — (im diplomatiſchen Sinn des Wortes) auftreten.

Eine ſolche Rolle konnte der König auch aus dem Grunde nicht übernehmen, weil ihm die dazu unentbehrliche materielle Einwirkung auf die Pforte abging.

Man hatte in Conſtantinopel alle Mittel erſchöpft, um die Pforte zu einem verſtändigen Nachgeben zu bewegen, und nichts erlangen können. Indeß waren bis dahin die europäiſchen Rathgeber immer nur Geſandte geweſen, die beim Divan accreditirt waren, und denen es daher an Gelegenheit mangelte, perſönlich, und durch ihre militairiſchen Kenntniſſe und Erfahrungen auf den Sultan einzuwirken. Es kam darauf an, jetzt als ein letztes, und ganz neues Mittel, eine militairiſche Geſandtſchaft außerordentlich, und von der Perſon des Königs an die Perſon des Sultans zu ſenden, den Abgeſandten zu inſtruiren: daß er alle Mittel aufbiete, um ſich Audienzen beim Sultan zu verſchaffen, und in dieſen dem Großherrn die militairiſche Lage des türkiſchen Reichs klar und kundig auseinander zu ſetzen, um ihm dadurch die Vortheile eines billigen Friedensſchluſſes recht einleuchtend zu machen.

Wenn auf der einen Seite die alten Gewohnheiten und Etiquetten der Sultane einer ſolchen Annäherung eines militairiſchen Geſandten völlig entgegen ſtanden, ſo glaubten beide Monarchen dennoch, daß ſie bei einem Sultan leicht ausführbar

ſein würde, der ihnen als ein bedeutender Militair erſchien, bereits im Lager ſtand, und in einem ſo wichtigen Krieg um ſeine Exiſtenz begriffen war.

Der Kaiſer glaubte Alles, was er wünſchte, erreicht, wenn des Königs Abgeſandter es dahin bringe:

daß der Sultan in der Abſicht, Frieden zu ſchließen, Bevollmächtigte ernenne, und dieſe mit den Seinigen wirklich zuſammen kämen, um Präliminarien zu verabreden, oder noch beſſer, ſofort den Frieden zu unterzeichnen.

Wo dieſe zuſammen kämen, im ruſſiſchen Hauptquartier, in einer Stadt, welche neutral erklärt werde, auf dem ſchwarzen Meer, das bleibe dem Geſandten überlaſſen; nur dürfe die Unterhandlung zum Frieden die Operationen nicht aufhalten.

Nachdem beide Monarchen noch verabredet hatten, über die Sendung das größte Geheimniß zu halten, damit ſolche nicht in Conſtantinopel vor der Ankunft des Geſandten bekannt würde, hatte der Kaiſer ſich erboten, die Geſandtſchaft durch ein Linienſchiff von Odeſſa nach Conſtantinopel bringen, und wieder abholen zu laſſen.

Alles, was über die Sendung beſprochen war, wobei auch der Punkt der Kriegs-Entſchädigungs-Summe vorkam, hatte der Kaiſer eigenhändig niedergeſchrieben und dem König übergeben. Dieſen letzten Punkt betreffend, ſo war genau angegeben, was der erſte Feldzug, vom Jahre 1828, und was der zweite in ſeiner erſten Hälfte gekoſten hatten.

Es waren hier nur die Ausgaben über den gewöhnlichen Etat berechnet, und obgleich der Kaiſer den Grundſatz der Entſchädigung vollſtändig aufrecht erhalten wiſſen wollte, ſo zeigte er doch keine Abneigung, der Pforte die Abtragung zu erleichtern, durch Annahme von Gegenſtänden, als Schiffe, Produkte der Bergwerke, Waaren u. ſ. w., doch behielt er ſich die Unter-

handlungen darüber selbst vor, und gestattete nur bei der Sendung, wenn es erforderlich sei, eine solche Aussicht zu stellen.

Der König hatte dem Kaiser eröffnet, daß er mir das Geschäft übertragen würde, und der Kaiser hatte sich geäußert: daß er das Vertrauen habe, ich würde bewirken, was möglich sei.

Sr. Majestät der Kaiser hatten bei Ihrer Anwesenheit in Berlin eine Unterredung mit mir über die Vermählung Ihrer beiden Nichten angeknüpft, und sich über die Familien-Verhältnisse eben so vertraulich geäußert, wie Sie es in früheren Zeiten als Großfürst zu thun pflegten.

Aber wenn damals die hohe Politik und die großen Operationen des Krieges, vorzüglich der Gegenstand waren, welche den Kaiser beschäftigten, so hatten Se. Majestät Ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, dieses Mal kein Wort mit mir darüber gesprochen.

Die General-Adjutanten Graf Benkendorff und Orlof waren in der Begleitung des Kaisers.

Mit beiden war ich aus den früheren Feldzügen bekannt, jedoch nie mit ihnen in näheren Beziehungen gewesen. Beide wußten, daß ich mit dem Feldmarschall Diebitsch aus einer Zeit (1814) befreundet war, wo wir, der Feldmarschall als Chef des Generalstabes der russischen, und ich als Chef des Generalstabes der preußischen Armee, gemeinschaftlich unter dem Marschall Barcley de Tolly standen.

General Benkendorff hatte nach mir gefragt, mich als einen alten Bekannten begrüßt, setzte sich bei einem langen Souper zu mir und fing sogleich an von den Feldzügen an der Donau zu reden. —

Ich hatte im Jahre 1827, mit Benutzung der Hülfsmittel, welche das Archiv und die Plankammer des Generalstabes boten, einen Operations-Plan für die russischen Armeen zur

Eroberung von Conſtantinopel nach Zeit, Raum und Verpflegungsmitteln entworfen, dem Könige vorgelegt und mit dem Feldmarſchall Diebitſch darüber correſpondirt, deſſen Anſichten — bis auf einige unweſentliche Dinge — mit den meinigen völlig übereinſtimmten.

Ob General von Benkendorff hiervon unterrichtet war, iſt mir nicht bekannt geworden, indeß äußerte er ſich mit großer Offenheit über die Operations-Pläne der beiden Feldherrn und die Mittel des ruſſiſchen Reichs.

Im Weſentlichen ging daraus hervor: Rußland müſſe eine ſchnelle Beendigung eines Kampfes wünſchen, bei welchem nichts zu gewinnen ſei, als höchſtens eine Erſtattung der baaren Auslagen, indem der Kaiſer ſich durch ſein Manifeſt gegen ganz Europa verbindlich gemacht habe, und nach ſeiner Art zu denken und zu handeln, nie von dem einmal gegebenen Verſprechen, keine Eroberungen zu machen, abgehen werde. — Dieſe Geſinnungen ehre er, und achte ſie über Alles hoch, indeß gerade deshalb erſcheine ein baldiger Friede um ſo nothwendiger. —

Diebitſch nehme die Sache zu leicht, wolle nach der Eroberung von Siliſtria über den Balkan und gegen Conſtantinopel vorrücken, in der Hoffnung, den Frieden dadurch zu erzwingen.

Der Kaiſer habe dieſen Plan zwar genehmigt und genehmigen müſſen, da er von dem Feldherrn ausgegangen ſei, dem er das Commando ſeiner Haupt-Armee anvertraut habe, jedoch könne er (Benkendorff) ſich nicht von der Nothwendigkeit überzeugen, über den Balkan zu gehen, und ſich am ſüdlichen Abhange allen Chancen des Krieges auszuſetzen. Der Friede müſſe auch ohne dieſen gewagten Uebergang zu erlangen ſein.

Dieſe Anſicht beſtritt ich lebhaft, und ſtellte den Satz auf: daß Rußland ohne einen Uebergang über den Balkan nie Frieden erhalten würde, es müſſe denn alle Entſchädigungs-

Anſprüche für die bereits aufgewendeten Koſten aufzugeben bereit ſein.

Aus der Antwort des Generals von Benkendorff erſah ich, wie er nicht glaubte, daß Rußland je eine baare Entſchädigung würde erhalten können, da man nie die Pforte habe zu einer ſolchen bringen können, während ſie leicht zu Abtretungen ganzer Länderſtriche zu bewegen war.

Dieß liege in den Verhältniſſen des Sultans zu ſeinem Volk, indem er baare Entſchädigungen aus ſeinem Schatz geben müſſe, folglich ſein Capital verliere, während er bei Gebiets-Abtretungen nur laufende Revenüen, alſo jährliche Zinſen abzugeben habe.

Nach dieſer gründlichen Betrachtung halte er es beſſer, das aufzugeben, was man doch nicht erlangen könne, und — um den Grundſatz zu retten — zwar auf etwas zu beſtehen, aber mit wenigem vorlieb zu nehmen. — Aus einigen mit halben Worten ausgeſprochenen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß der ruſſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Neſſelrode, die Sache eben ſo anſähe, und dieſer Gedanke dem Kaiſer nicht fremd ſei.

Dieſe Unterredung mit dem General von Benkendorff, welche zu der Zeit als ſie Statt fand, nur ein rein wiſſenſchaftliches Intereſſe für mich hatte, ſtand mit den Mittheilungen, welche mir durch den General von Witzleben wurden, in keinem Widerſpruch, jedoch gingen die Aeußerungen des Generals von Benkendorff weiter, als die des Kaiſers, und konnten daher nur als nützliche Winke zur Beurtheilung der Verhältniſſe aber keinesweges zum Handeln benutzt werden.

Ich machte dem General von Witzleben bemerklich, daß ich die größte Beſchleunigung meiner Abreiſe für zweckmäßig hielte, eine Anſicht, welche auch genehmigt wurde.

Der Weg über Odeſſa, und noch mehr die Ankunft auf einem ruſſiſchen Schiff in Conſtantinopel, ſchien mir nicht an-

gemeſſen. Aus einem neutralen preußiſchen Abgeſandten, wäre ich in die Rolle eines ruſſiſchen geworfen worden, was dem Zweck unmöglich förderlich ſein konnte.

Se. Majeſtät der König hatten ſich bereits in ähnlicher Art geäußert.

Von dem preußiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hatte ich meine Inſtruction zu empfangen. Es kam darauf an, in welchem Hafen des mittelländiſchen oder des adriatiſchen Meeres ich mich ohne Aufenthalt nach Smyrna einſchiffen konnte. Der Miniſter Graf Bernſtorff hielt Neapel für den günſtigſten Punkt; dort hatte ſich kurz vorher der engliſche und franzöſiſche Ambaſſadeur bei der Pforte, Sir Robert Gordon und General Guilleminot, ſo wie der preußiſche Geſandte von Royer nach Conſtantinopel eingeſchifft. Die Reiſe über Neapel gab mir den Vortheil, dort den letzten ruſſiſchen Geſandten bei der Pforte, Herrn von Ribeaupierre zu finden, der mich über alle mir völlig unbekannten Perſonal-Verhältniſſe unterrichten konnte, und dem, den Zweck meiner Reiſe vertraulich mitzutheilen, ich autoriſirt war.

Ich berechnete, daß ich nach Ablauf von 14 Tagen in Neapel ankommen konnte. Bis dahin ſollte meine Reiſe ein vollſtändiges Geheimniß ſein, dann aber der Zweck und die Inſtruction zu meiner Sendung allen großen europäiſchen Höfen officiell mitgetheilt werden. — Nach dem Vorſprung, den ich hatte, traf ich dann in Conſtantinopel ein, ehe meine Sendung dort bekannt war. Es konnten aber kurz darauf die Inſtructionen aller Höfe, mich zu unterſtützen, in Conſtantinopel eingehen.

Während dieſer Zeit ſollten dann, der Verabredung gemäß, von Seiten des Kaiſers Nicolaus ruſſiſche Bevollmächtigte zum Abſchluß des Friedens oder Unterzeichnung der Präliminarien ernannt, in das Hauptquartier des Feldmarſchalls geſandt, und dieſer von meinem Auftrag unterrichtet, auch mit allen nöthigen Vollmachten verſehen werden.

Der Major und Legationsrath von Küſter, der in Petersburg bei der Geſandtſchaft ſich Vertrauen erworben, und den ruſſiſchen Feldzug von 1828 an der Donau mitgemacht hatte, wurde mir beigegeben, und ich nahm einen Offizier des Generalſtabes, Kapitain von Cler als Adjutanten mit.

Mein Arzt hatte mir den Gebrauch des Bades von Gaſtein für dieſes Jahr abermals dringend empfohlen, ich nahm dazu in allen gewöhnlichen Formen Urlaub von Sr. Majeſtät; der Major von Küſter Urlaub zu ſeinem Vater, der Geſandter in München war, und jeder von uns reiſte einzeln ab, um uns in München zu vereinigen.

Als ich mich beim König zur Abreiſe meldete, wurde mir die beſondere Genugthuung, zu bemerken, daß ich die Anſichten Sr. Majeſtät vollkommen aufgefaßt hatte. — Ich erlaubte mir dem König zu ſagen, daß der Grundgedanke zu dieſer Sendung mich von dem erſten Augenblicke an erhoben und begeiſtert hätte, wenn auch ich mir die Schwierigkeiten, auf welche ich ſtoßen würde, weder verbergen könne noch wolle.

Immer würde es zur großen Beruhigung Sr. Majeſtät gereichen, Alles gethan zu haben, was irgend möglich war, um dieſem unnützen Blutvergießen, in welches am Ende doch Europa mit hinein gezogen werden könne, ein Ende zu machen.

Nach ruhiger Ueberlegung rechne ich nur in dem Fall auf einen Erfolg, wenn Verlegenheiten für die Pforte durch nachtheilige Gefechte, und unerwartetes Vordringen des Feldmarſchalls Diebitſch entſtänden, wo mich der Sultan alsdann als einen Freund in der Noth betrachten müſſe.

Der König ſtimmte dieſer Anſicht vollkommen bei, und ich verließ Berlin am 20. Juni mit der Zuverſicht, welche die Folge einer klaren Ueberſicht iſt, und mit der Ueberzeugung, daß mir kein Fall vorkommen könne, der mich in Zweifel über mein Benehmen laſſen werde.

Zweites Capitel.

Reiſe über München, Florenz und Rom nach Neapel. — Einſchiffung daſelbſt, Ausſchiffung in Smyrna und Fortſetzung der Reiſe nach Conſtantinopel.

Zwiſchen Berlin und Wittenberg wurde ich durch einen Courier, den franzöſiſchen Legations-Secretair der Berliner Geſandſchaft Mr. Mortier überholt, der mir ſagte: daß der Comte Agout ihn nach Paris ſende, und daß ihm große Eile empfohlen ſei. Es bedurfte keines großen Divinations-Vermögens, um zu errathen, daß die mir, wegen meiner Sendung anvertraute Unterredung des Kaiſers von Rußland mit dem Comte Agout die Veranlaſſung zu dieſer Courier-Sendung war, allein damals konnte ich nicht ahnden, welchen wichtigen Einfluß dieſelbe auf den Ausgang meiner Miſſion haben würde.

Mein von dem Grafen von Bernſtorff ausgefertigter offizieller Paß lautete: über München nach Gaſtein. —

In München angekommen, erſuchte ich unſre Geſandtſchaft, wegen veränderter Umſtände meinen Paß anſtatt Gaſtein für die Bäder von Iſchia zu viſiren, worauf mein Paß ohne Aufenthalt in die vorgeſchriebenen Formen gebracht wurde. —

In Florenz erfuhr ich bei meinem Eintritt, die durch einen ruſſiſchen Courier der ruſſiſchen Geſandtſchaft überbrachte Nachricht von der bei Kuleſtſcha durch den Feldmarſchall Diebitſch gewonnenen Schlacht, und fand darin eine Aufforderung mehr zur Beſchleunigung meiner Reiſe.

Am 7ten Juli in Neapel eingetroffen, mußte ich zu meinem größten Verdruß erfahren, daß von da, weder mit Conſtantinopel noch Smyrna die geringſte Verbindung beſtehe. — Die Geſandten von England, Frankreich und Preußen hatten ſich zwar nicht lange zuvor hier eingeſchifft, waren jedoch mit

engliſchen und franzöſiſchen Schiffen nach Conſtantinopel gegangen. —

Herr von Ribeaupierre, der mich auf das Freundlichſte mit ſeinem Rath unterſtützte, und mich von dem Verhältniſſe in Conſtantinopel auf das Gründlichſte unterrichtete, bot mir ein ruſſiſches Kriegsſchiff an, welches zu ſeiner Dispoſition im Hafen von Neapel lag, um mich zur Flotte des ruſſiſchen Admiral Heyden zu bringen, der durch Herrn von Ribeaupierre beauftragt werden ſollte, mich weiter zu befördern; allein dies erſchien mir ganz unpaſſend und ungünſtig für meine Ankunft in Conſtantinopel.

Die Verdingung eines neapolitaniſchen Handelsſchiffes zu einer Fahrt im Mittelländiſchen Meer (ſelbſt wenn ſolche möglich geweſen wäre), unterlag überdies einer zweiten Schwierigkeit.

Neapel befand ſich im Krieg mit den Barbaresken, und hatte kürzlich eine Expedition gegen die afrikaniſche Küſte ausgerüſtet, welche mit einem ſehr ſchlechten Erfolg zurückgekommen war, wonach ſeine Kauffartheiſchiffe ſich gar nicht zeigen durften. Unſer Geſandter am Neapolitaniſchen Hofe, der Graf Voß, ſchlug als letztes Mittel vor, ſich dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten — Medicis, den er als einen verſchwiegenen Mann kannte, anzuvertrauen, und darauf anzutragen, daß der König von Neapel ein bewaffnetes Schiff zur Ueberfahrt gebe.

Die erſte Frage des Miniſters war: ob meine Sendung eine mit den übrigen großen europäiſchen Höfen verabredete ſei? und ob namentlich Oeſtreich darum wiſſe? Antwort: nein, allein es werde unverzüglich davon unterrichtet werden.

Der Miniſter zuckte mit den Achſeln, erbot ſich zum Vortrag an den König, für deſſen Schweigen er ſich verbürge, bemerkte jedoch, daß er nach ſeiner Pflicht dem Könige abrathen müſſe. Graf von Voß — ohne die Gründe zu verkennen,

welche des Miniſters Anſicht motivirten, — nahm die Entſcheidung des Königs in Anſpruch.

Der König hatte eine beſondere perſönliche Hochachtung für den König von Preußen, und den innern Drang, ihm Beweiſe davon zu geben. Er nahm daher dieſe Gelegenheit mit Freuden auf, und ertheilte den Befehl, mir ſeinen beſten Segler, den Don Carlos, eine Brigantine, welche 18 Kanonen führte, zur Dispoſition zu ſtellen.

Die Proviantirung und Bemannung des Schiffs erfolgte mit der möglichſten Beſchleunigung, und am 13ten Juli verließ ich den Hafen von Neapel. — Der Wind war günſtig bis zur Meerenge von Sicilien, nicht ungünſtig, bis wir den Hafen von Navarin vor uns hatten, dann aber traten längs der griechiſchen Küſte bis zum Capo doro Verzögerungen durch Winde ein, welche uns zu einem immerwährenden Laviren nöthigten. —

In der Nähe von Hydra erkannten wir ein Linienſchiff, welches, ohne daß in ſeiner Nähe ein andres Schiff zu entdecken geweſen wäre, ein Feuer aus allen Geſchützen (und wie es ſchien, auch kleinem Gewehr) eröffnete, wodurch es völlig in Rauch gehüllt wurde, nach einer kurzen Zeit aber wieder deutlich zu erkennen war, ohne daß ferner ein Schuß gefallen wäre. —

Ich vermuthete, daß es ein ruſſiſches Schiff ſei, welches auf die erhaltene Nachricht von dem Sieg bei Kuleſtſcha Victoria ſchieße.

Die Entfernung war zu groß und die Nacht zu nahe, um ein Boot auszuſetzen und Nachfrage zu halten.

Wir kamen nach einer Fahrt von 12 Tagen gegen Abend auf der Rhede von Smyrna an, wo wir eine bedeutende Flotte fanden. Engliſche Linienſchiffe, wovon eines die Admiral-Flagge aufgezogen hatte, franzöſiſche, unter dem Admiral Roſamel, eine öſtreichiſche und eine niederländiſche Escadre. Wir war-

fen in der Linie der Fregatten und Briggs Anker. Die aufgezogene neapolitaniſche Kriegs-Flagge erregte die Neugier der Befehlshaber der vereinigten Flotte, wir waren bald von ausgeſetzten Booten umgeben, durch welche mittelſt abgeſandter Offiziere der Kapitain des Don Carlos begrüßt wurde, mit dem ich verabredet hatte, den Zweck ſeiner Reiſe, und daß er mich an Bord habe, zu verheimlichen, bis ich nach einer Rückſprache mit unſerm Conſul zu Smyrna die Beſchlüſſe wegen meiner Weiterreiſe gefaßt haben würde! —

Demgemäß ſetzte der Schiffs-Kapitain auch das gewöhnliche Salutiren bis zum andern Tag aus. Es iſt nämlich Sitte, daß dieſerhalb — nach den beſtehenden Gebräuchen — Verabredungen genommen werden, inſofern der Ankommende, zuerſt Salutirende einen Anſpruch auf eine gleiche Anzahl von Schüſſen macht oder zu machen hat. —

Der neapolitaniſche Schiffs-Kapitain glaubte dieſen Anſpruch machen, und am folgenden Tage darüber unterhandeln zu müſſen.

Sein Schiff war das erſte neapolitaniſche Kriegsſchiff, welches je den Hafen von Smyrna berührte. —

Ein niederländiſcher Offizier, der den Schiffs-Kapitain begrüßte, als gerade der Retraite-Schuß von allen Schiffen der vereinigten Flotte gethan und der Zapfenſtreich geſchlagen wurde, hatte es übernommen, ein Schreiben an den preußiſchen Conſul in Smyrna zu beſorgen, welches die Nachricht meiner Ankunft auf der Rhede, nebſt dem Schreiben unſers Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten an den preußiſchen Conſul enthielt. Bereits um Mitternacht fand ſich der Conſul Herr Pezzer in einem Boot beim Don Carlos ein, ſo daß ich vom Verdeck eine Unterredung haben konnte, durch welche die Quarantaine-Geſetze nicht verletzt wurden.

Hier erfuhr ich, daß Feldmarschall Diebitsch den Balkan bereits überschritten habe, und der General Paskewitsch in Erzerum eingetroffen sei.

Meine erste Frage mußte daher sein: wie ich am schnellsten und sichersten Constantinopel erreichen könne?

Die Antwort war: zu Lande von Smyrna auf dem großen Courier-Wege. Die Schifffahrt sei ungewiß, und Niemand könne dafür bürgen, daß bei den jetzt herrschenden Ostwinden die Einfahrt in die Dardanellen sich nicht Wochen lang verzögere. —

Hierauf beschloß ich sofort die Landreise, und verabredete mit unserm Consul meine Ausschiffung am folgenden Morgen.

Als ich den neapolitanischen Schiffs-Kapitain entließ, kündigte er mir an, daß er nach der Ordre des Ministers der Marine mir, wenn ich, und wo ich an das Land ginge, die militairischen Honneurs mit einer Zahl von Kanonenschüssen zu machen hätte. Alles Verbitten dieser, für mich in dem Hafen von Smyrna nicht angenehmen Honneurs half zu nichts, die Ordre war zu bestimmt und ich muß glauben, daß politische Gründe sie veranlaßt hatten.

Als ich den Don Carlos unter Kanonenfeuer verließ, glaubte die vereinigte europäische Flotte, daß dies der Salut des neapolitanischen Kriegsschiffes sei, und erwiederte die Zahl der Schüsse, welche für den gewöhnlichen Salut zu groß war.

Beim Consul Herrn Pezzer abgetreten, beauftragte ich sofort den Kapitain von Cler, den Pascha von Smyrna in meinem Namen zu complimentiren, und der Consul begleitete ihn, um meine sofortige Abreise nach Constantinopel einzurichten. In dem preußischen Paß, von dem ich nunmehr Gebrauch zu machen hatte, war ich als außerordentlicher Gesandter des Königs an den Sultan bezeichnet. Der Pascha hatte aus seinem

Fenster das neapolitanische Schiff wimpeln sehen, und bereits erfahren, daß ein Abgesandter an's Land gestiegen sei; er nahm also an, daß alle europäischen Schiffe diesen Gesandten salutirt hätten.

Mein Offizier wurde ganz besonders höflich empfangen, als aber der Consul zu meiner Reise nach Constantinopel sich Tartaren erbat, um die Postpferde zu bestellen und mich zu geleiten, erwiederte der Pascha:

> Der angekommene Gesandte müsse nach der Art seiner Begrüßung ein sehr vornehmer Mann sein, und seine Pflicht erlaube ihm daher nicht, ihn abreisen zu lassen, ohne zuvor die Befehle des Sultans eingeholt zu haben, der ihn gewiß auf das Feierlichste werde empfangen lassen.
>
> Bis zur Rückkunft des Couriers müsse ich daher in Smyrna bleiben.

Das war eine nicht angenehme Nachricht, durch welche meine ganze Sendung hätte vereitelt werden können. Ich verabredete mit dem Consul, was zu thun sei, und er ging auf der Stelle zum Pascha zurück, um ihm zu eröffnen:

> daß meine Sendung außerordentlich pressant und nicht an den Divan, sondern an den Sultan gerichtet sei, daß ich ihn daher ersuchen müsse, mich keinen Augenblick aufzuhalten, und wenn er meine Vorstellung nicht beachte, ihm alle Verantwortung zuschieben müsse. Bei solchen wichtigen Gegenständen, als diejenigen, welche meine Mission beträfen, und wobei es auf Krieg oder Frieden ankomme, müßten alle Complimente und leere Ceremonien untergeordnet bleiben. Ich verzichte auf Alles, nur nicht auf die Mittel, so schleunig als möglich in Constantinopel anzukommen.

Der Consul, der bei dem Pascha in hohem Ansehen stand, fügte noch vertraulich hinzu:

der Feind ſei dieſſeits des Balkans, und da er wohl bemerke, daß meine Sendung darauf Bezug habe, ſo würde er Gefahr laufen, beim Sultan in die höchſte Ungnade zu fallen, wenn er mich nicht reiſen laſſe.

Nach vielem Hin- und Herreden gab endlich der Paſcha nach, ſuchte jedoch meine Abreiſe durch allerlei Schwierigkeiten (die er ſelbſt künſtlich ſchuf) noch zu verzögern: er ſei für meine Sicherheit verantwortlich, müſſe daher beſondere Maaßregeln zu meinem Schutz nehmen, um ſo mehr, als gerade jetzt der größte Markt in Klein-Aſien (in Beli Keſſar) die Straßen unſicher mache. —

Ich ſah, daß er einen Vorſprung für ſeinen Courier gewinnen wollte, und willigte ein, noch 24 Stunden in Smyrna zu bleiben, wenn er meinen Adjutanten auf der Stelle als Courier mit einem Tartaren expediren wollte, damit dieſer mich in Conſtantinopel anmelden könne.

Dies wurde bewilligt, da ohnedies ein Tartar als Courier abgeſendet werden mußte, und ich hatte dadurch den Vortheil, unſerm Geſandten Herrn von Royer von meiner Sendung Nachricht zu geben, und die Depeſche des Miniſters Graf Bernſtorff in ſeine Hände zu bringen, ſo daß er nicht vom Reis Effendi zuerſt meinen Auftrag und zugleich meine Ankunft in Smyrna erfuhr.

Ich erſuchte Herrn von Royer, mir die Conferenz mit dem Reis Effendi vorzubereiten, ſo wie eine gedrängte Darſtellung der Verhältniſſe in Conſtantinopel, verbunden mit der militairiſchen Stellung der türkiſchen Armeen bei meiner Ankunft bereit zu halten. Das Militairiſche gehörig zuſammen zu ſtellen, war der Auftrag meines Adjutanten Herrn von Cler, der die Depeſche an Herrn von Royer überbrachte. Dieſer Offizier war im letzten Jahr eine Zeitlang beim Herrn von Royer in Liſſabon geweſen, der damals den Poſten als preußiſcher Geſandter am portugieſiſchen Hofe bekleidete. — Dort hatte er

ſich das Vertrauen und die Zuneigung des Herrn von Royer erworben.

Am 26ſten Juli Abend ritt der Herr von Cler von Smyrna mit einem Tartaren ab, und ich folgte ihm mit dem Herrn von Küſter 24 Stunden ſpäter.

Der Conſul Herr Pezzer gab mir ſeinen älteſten Sohn als Dollmetſcher mit, einen jungen gebildeten Mann, der vieler Sprachen und unter andern auch der ruſſiſchen mächtig war, die er bei einem längern Aufenthalt in Odeſſa erlernt hatte.

Der Paſcha ließ mich durch den Chef ſeiner Tartaren geleiten, der auf der ganzen Reiſe über die Truppen, welche er nach Umſtänden zu requiriren ermächtigt war, den Befehl führte.

Auf den Poſtſtationen waren bereits die Pferde zu unſerer Caravane (15—18, ſowohl Reit- als Packpferde nach Umſtänden) durch den, Herrn von Cler geleitenden Tartaren beſtellt. —

Das Reiten auf ungewohnten Sätteln und ſchlechten Poſtpferden hatte mich während der erſten Nacht ermüdet, und als wir bei Sonnenaufgang nach Magneſia kamen, erregte mir der ſtarke widrig ſüßliche Geruch blühender Hecken, zwiſchen welchen wir in der letzten Stunde ritten, ſolche Uebelkeit, daß dadurch der Sonnenſtich eingeleitet wurde, der mich im Laufe des Tages, und in der brennenden Hitze des Thals zwiſchen Magneſia und Akiſſar traf. — Wir kamen erſt ſpät, als es dunkel war, in Akiſſar an, wo ich mich während der Nacht nur ſo weit erholte, um in kleinen Tagereiſen bis Mudania zu kommen, von wo wir mit ſehr ſchlechten türkiſchen Matroſen das Meer von Marmora überſchifften. Zur Zeit, als griechiſche Matroſen dieſe Ueberſchiffungen beſorgten, brauchte man in der Regel 6 Stunden. Wir brachten 48 Stunden zu, und ſtiegen am 4ten Auguſt Abends, nachdem es bereits ganz dunkel geworden war, am Zollhauſe von Pera, der Echelle von Topſhana, an's Land.

Herr von Cler war glücklich angekommen, hatte meine Aufträge ausgerichtet, und ich fand eine bequeme und angenehme Wohnung beim Herrn von Royer eingerichtet.

Drittes Capitel.

Die militairisch-politischen Verhältnisse in Constantinopel. — Erste Conferenz mit dem Reis Effendi.

Noch in derselben Nacht setzte mich Herr von Royer von Allem in Kenntniß, was mir in diplomatischer Hinsicht zu wissen nöthig war.

Der französische Ambassadeur General Guilleminot, hatte durch einen besondern Courier, der nach der Ankunft des Mr. Mortier (von Berlin nach Paris) abgefertigt worden war, von seinem Gouvernement den Befehl erhalten, alle für die Pforte günstigen Aeußerungen des Kaisers von Rußland dem Divan zu hinterbringen, und Frankreichs Mediation zur Herstellung des Friedens anzubieten. —

Einige Stunden zuvor, ehe die dieserhalb zwischen dem Reis Effendi und dem französischen Ambassadeur verabredete Conferenz Statt hatte, war ein Spion beim Reis angekommen, der aus dem Rücken der russischen Armee die Nachricht überbrachte: daß die Pest in der russischen Armee ausgebrochen sei, in der Gegend von Warna, Pravadü ꝛc. wüthete, und daß Alles dahin deutete, daß diese Armee über die Donau zurückgehen müsse.

Der Reis, über diese Nachricht hoch erfreut, konnte sich des Lächelns nicht erwehren, als er den Vermittelungs-Antrag des Generals Guilleminot vernahm; er gab einige lakonische Antworten, und auf die Zusicherung, daß der Kaiser von Ruß-

land von den, durch deſſen Manifeſt verlangten Kriegs-Entſchädigungen abſtehen werde, wenn die Pforte die Hand zum Frieden biete, erwiederte er mit türkiſcher Feierlichkeit:

> Der Sultan, in ſeiner unüberſchwänglichen Gnade, werde dem Padiſchah von Rußland den Frieden geben; allein ſo lange ſich noch ein ruſſiſcher Fuß auf türkiſchem Gebiet befände, könne von Unterhandlungen darüber nicht die Rede ſein. Die Ruſſen hätten ſich alſo vor's erſte innerhalb ihrer Grenzen zurückzuziehen, alle eroberten Feſtungen an die Pforte zurück zu ſtellen, und wohl zu merken, gerade ſo wie ſie ſie gefunden hätten, es dürfte keine Kanone darin fehlen. — Dann ſolle über den Frieden weiter geſprochen werden.

General Guilleminot, der dieſe Antwort etwas lächerlich gefunden hatte, vermochte nicht, den Reis Effendi zu einer andern zu bewegen, obgleich die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und der Pforte, ſo wie die perſönlichen des Ambaſſadeurs und des Reis ſonſt die allerbeſten waren. Der Reis legte auf die Nachricht von der Peſt in der ruſſiſchen Armee ein großes Gewicht, und es zeigte ſich bei ihm der Gedanke im Hintergrund: die Peſt nöthigt die ruſſiſchen Armeen, über die Donau zurückzugehen, ſie bieten Alles auf, um dies unter den möglichſt vortheilhaften Bedingungen auszuführen; der Kaiſer Nicolaus iſt zu dem Zweck, ſich Vermittler zu verſchaffen, nach Berlin gereiſt, und hat dort Frankreich für ſeine Zwecke gewonnen. —

Die genaue Kenntniß, welche ich von der Abſicht des Kaiſers Nicolaus hatte, Frankreich keine Mediation zu geſtatten, ſo wie der Theil, den der Kaiſer an meiner eignen Sendung hatte, ließen mich ſofort erkennen, daß es ein Fechterſtreich des franzöſiſchen Cabinets ſei, ſich zur Mediation anzubieten und aufzudrängen, allein der franzöſiſche Ambaſſadeur hatte nicht allein Alles erklärt, was in meinem Auftrag lag, ſondern noch weit

mehr, nämlich: daß der Kaiſer Nicolaus die Entſchädigungen aufgeben werde.

Die Pforte, welche durchaus nicht wiſſen konnte, daß das franzöſiſche Anerbieten ein uſurpirtes war, hatte es nebſt dem Zuſatz über die Entſchädigungen, der weit über meine Inſtructionen hinausging, völlig zurückgewieſen.

Was für eine Erwartung konnte ich alſo noch für das Gelingen meiner Sendung haben?

Herr von Royer hätte mir die Conferenz mit dem Reis vorbereitet, und bei dieſer Gelegenheit wahrgenommen, daß ſich derſelbe bereits als einen Sieger über den Padiſchah von Rußland betrachtete.

Was die militairiſchen Verhältniſſe betraf, ſo erhielt ich von den Herrn von Cler und von Royer genügende Auskunft über die türkiſche Armee, aber über die ruſſiſche Armee war ſehr wenig, und ſelbſt dies nur höchſt unvollkommen bekannt. Die Türken beobachteten hierüber das ſtrengſte Schweigen, ſelbſt gegen diejenigen, welche ſie als ihre vertrauteſten Freunde anſahen. Dies war zu dieſer Zeit ohne alle Frage Großbritannien und ſein Ambaſſadeur Sir Robert Gordon. Aber der Reis ſagte dieſem ſo wenig, als jedem Andern, was er über die Stellung der ruſſiſchen Armeen wußte, ja nicht einmal, wo die Hauptquartiere der beiden feindlichen Armeen ſich befanden. Sir Robert war alſo eben ſo gut, als die andern Geſandten genöthigt, ſich durch eine Art von Espionage die Nachrichten zu verſchaffen, über welche von den türkiſchen Freunden nichts zu erfahren war. — Zuweilen gab dieſe Organiſation ganz gute Reſultate, denn die europäiſchen Geſandten theilten ſich einander mit, was ſie erfuhren, zuweilen aber blieben ſolche Nachrichten auch gänzlich aus, und ſo ſchwebte ein völliges Dunkel darüber: wo ſich der Feldmarſchall Diebitſch und die ruſſiſche Armee befand. Man wußte, daß ſie den Balkan überſchritten hatte, man glaubte, daß Diebitſch in Burgas ſei. Die

Türken verbreiteten die Nachricht, daß die Russen wieder über den Balkan zurückgegangen wären. —

Was die politischen Verhältnisse, oder besser gesagt, die politischen Intriguen der verschiedenen Gesandtschaften betraf, so stand zu dieser Zeit der östreichische Internuntius in keinem vertrauten Verhältniß mit dem Divan. — Er hatte sich mäßig und ruhig für den Frieden ausgesprochen, dagegen ein östreichischer Legationsrath von Husar sich als ein so eifriger Türkenfreund gezeigt, daß man den Verdacht hatte, er reize die Pforte zum Kriege auf. Die verschiedenen europäischen Cabinette wurden daher die Veranlassung zu seiner Abberufung von Constantinopel nach Wien, indem sie diesen Wunsch aussprachen und Oestreich darin auch einwilligte.

Man glaubte türkischer Seits nicht viel auf Herrn von Ottenfels rechnen zu können. —

Die beiden kürzlich von Neapel angekommenen Ambassadeurs von England und Frankreich hatten mit dem Reis Effendi die Conferenzen über die Grenzen von Griechenland eröffnet.

Die beiden Höfe hatten sich vor dieser Eröffnung nicht einigen können. England stimmte für eine enge, Griechenland beschränkende, Frankreich für eine weitere Grenze, über welche es mit dem Petersburger Cabinet einig geworden war. — Bei diesen Conferenzen in Constantinopel fehlte von Seiten der drei Griechenland pacificirenden Höfe die Vertretung des russischen. Die Pforte neigte sich natürlich auf die Seite der englischen Abstimmung, und der französische Ambassadeur stand allein.

Dies hatte auf die Stellung des englischen Ambassadeurs den größten Einfluß. Die Pforte behandelte ihn als ihren nächsten Freund, und zu dieser Zeit herrschte er ganz unumschränkt in Constantinopel.

So war die Lage der Dinge am 5ten Auguſt, an welchem ich mich auf den folgenden Morgen beim Reis Effendi anmelden ließ.

Ich überſah alle Schwierigkeiten meines Auftrags, und daß ohne beſonders hinzutretende Umſtände kein Reſultat herauskommen konnte.

Es war klar, daß die Pforte, wenn ſie in's Gedränge kam, ſich immer nicht mit mir einlaſſen, ſondern lieber Frankreich in die Arme werfen würde, das ihr beſſere Bedingungen geſtellt hatte. — Wenn es darum zu thun geweſen wäre, gewöhnliche diplomatiſche Kunſtgriffe anzuwenden, ſo war es allerdings nicht ſchwer, Frankreich's Abſichten verdächtig zu machen, mich an England anzuſchließen, und dadurch auf die Pforte zu wirken. Dann aber mußte ich in die griechiſche Frage eingehen (was ganz außer meinem Verhältniß lag), durch dieſes Eingehen England täuſchen, gewiſſermaßen gegen die einmal ausgeſprochene Anſicht von Rußland auftreten, und auf eine unwürdige Art meine Zuflucht zu Intriguen nehmen, was eben ſo ſehr gegen die Art und Abſicht des Gouvernements, das mich geſendet hatte, als gegen meine perſönliche Neigung war.

Auf der andern Seite fehlten mir alle Mittel, um mich mit dem franzöſiſchen Ambaſſadeur zu verſtehen, denn der öſtreichiſche Internuntius hatte eine Abſchrift meiner Inſtruction von ſeinem Hof erhalten, welche dadurch zugleich allen andern Geſandten bekannt geworden war.

Es konnte nicht fehlen, General Guilleminot mußte daraus erkennen, daß meine Sendung nicht geeignet war, ihn aus ſeiner Stellung zur Pforte zu verdrängen, und der Unterhandlung zu ſchaden, welche er ſo eben angeknüpft hatte.

Der einzige Vortheil, der mir blieb, beſtand darin, daß ich aus dem Orte kam, in welchem der Kaiſer Nicolaus ſich öffentlich geäußert hatte, und daß man alſo vermuthen konnte,

ich hätte Inſtructionen und Vollmachten von dem Kaiſer ſelbſt erhalten.

Am 6ten früh begab ich mich zum Konak des Reis Effendi. Theils als Folge meiner Krankheit, theils der empfangenen Nachrichten, durch welche meine Sendung als verfehlt erſchien, ehe ich noch Gelegenheit gehabt hatte, mich über ihren Zweck zu erklären, fand ich mich unwohl und verdrießlich. Indeß hatte ich mir vorgeſetzt, mit der größten Höflichkeit zu beginnen, und erſt allmählig alle Stadien bis zur determinirteſten Grobheit durchzugehen.

Der Reis empfing mich mit der Förmlichkeit eines türkiſchen Miniſters, und ich begann mit der Auseinanderſetzung des Unterſchiedes meiner Miſſion von allen gewöhnlichen, bei welchen die Geſandten an den Divan accreditirt ſind. Meine Miſſion ſei von Souverain zu Souverain, eine vertrauliche; ich ſei kein Diplomat, ſondern ein Offizier, der auch nur militairiſche Aufträge habe. — Mein höchſter Wunſch müſſe es natürlich ſein, daß mir der Großherr vergönne, meinen Auftrag Seiner hohen Perſon ſelbſt zu überbringen; im Fall jedoch hierbei die gebräuchlichen Formen Schwierigkeiten in den Weg legten, ſo bliebe es mir am angenehmſten, wenn der Großherr denjenigen Offizier beauftrage, meine Anträge zu vernehmen, der bei ihm dieſelbe Stelle bekleidete, welche ich bei meinem Monarchen habe. Ich wußte nämlich, daß der alte Cosref Paſcha, der im türkiſchen Reich ohngefähr dieſelbe Stellung bekleidete, als ich in der preußiſchen Armee, ſich für den Frieden ausgeſprochen hatte, und zugleich in dem Vertrauen des Sultans war. — Ueberdies hatte dieſer Cosref früher den Poſten als Kapudan Paſcha bekleidet, gegen die Griechen commandirt, und kannte von dieſer Zeit her den Sohn unſers Conſuls von Smyrna, der mich als Dollmetſcher begleitete, und den ich in Conſtantinopel zurück behielt.

Der Reis Effendi erwiederte mir: daß dieſer Unterſchied der Geſandtſchaften auch bei der Pforte wohl bekannt ſei, und daß, wenn er die Vollmacht habe, alle Geſandten zu empfangen und ihre Aufträge zu vernehmen, ſo würde bei Miſſionen, wie ich ſie habe, von ihm Alles dem Sultan und nichts dem Divan überbracht.

Da war ich alſo nun in das gewöhnliche Feld der Unterhandlungen geworfen! und es blieb mir nichts anders übrig, als mit der alltäglichen Phraſeologie zu beginnen.

Als ich von der alten und erfolgreichen Freundſchaft des preußiſchen Staats und der Pforte ſprach, unterbrach mich der Reis durch den Zuſatz: nie unterbrochene Freundſchaft, doch vermochte dieſe Phraſe nicht mich zu täuſchen, da ich die Geſinnungen des Reis aus ſeinen Handlungen hinlänglich kannte.

Es lag in meinem Plan, die Veranlaſſungen zum Krieg als zu unbedeutend für ſo wichtige Folgen darzuſtellen, und dann zu der Frage überzugehen: ob es nicht in dem Intereſſe beider Mächte liege, die Vergangenheit, welche ſchon ſo vieles Blut gekoſtet habe, fallen zu laſſen, und dagegen zu überlegen: welche Hinderniſſe einer künftigen dauernden Freundſchaft entgegenſtehen?

Hier war ich in die Materie des Reis Effendi gefallen. Er nahm ſie mit großer Bereitwilligkeit auf, um mir auf die klarſte und unwiderlegbarſte Art zu beweiſen, daß Rußland den Krieg herbeigeführt habe, und daß es in allen Stükken die Schuld ganz allein trage. — Herr Fonton habe dies und jenes geſagt, der Geſandte habe dies und jenes beabſichtigt, kurz, es blieb mir nichts anders übrig, als dieſe ganze, zu nichts führende Unterredung dadurch in eine andre Richtung zu bringen, daß ich bemerkte: Alles, was er mir ſage, möge völlig richtig ſein, allein Rußland glaube ſich eben ſo gut verletzt und im eben ſo guten Recht, als die Pforte. Wenn man zum Wohl der Menſchheit den Frieden wolle, ſo müſſe

man vorwärts und nie rückwärts sehen. Ich schlage daher vor, mit dem Schwamm über die Vergangenheit zu fahren, und einen Blick auf die Gegenwart zu werfen, um dadurch die dunkle Zukunft zu erhellen.

Nun setzte ich auseinander, welcher Vortheil es sei, wenn eine der kriegführenden Mächte genau wisse, was die andere wolle, denn wenn dies auch vor dem Beginn des Krieges bestimmt gewesen sei, so ändre sich Alles mit dem ersten Schuß, ja während des Krieges von einem Tage zum andern, je nachdem die Armeen Vortheile errängen oder Niederlagen erlitten.

Hier könne ich nun der Pforte auf das Vollständigste vorlegen, was der Kaiser von Rußland jetzt, und so lange der Krieg noch dauern werde, wolle, was er als Grundbedingung verlange, und wovon er nie abgehen werde, so lange er lebe und so lange ein russisches Reich bestehe.

Frei und offen habe der Kaiser sich in seinem Manifest ausgesprochen, habe die Herstellung alter Tractaten begehrt, und könne und werde nicht mehr verlangen, trotz der eroberten Festungen, ohngeachtet der Schlacht von Kuleftscha, des Ueberganges über den Balkan und der Eroberung von Erzerum.

Das habe er vor ganz Europa feierlich in Berlin erklärt, Europa habe es beifällig gehört, und es sei nun Zeit, daß die Pforte endlich gründlich untersuche, zu welchem Zweck sie den Krieg führe, und wie sie ihn zu beendigen denke.

Nur mit großer Mühe, und in der That mit Anstrengung konnte ich in der Unterredung bis dahin vorrücken.

Der Reis zeigte ein großes Talent, eine Unterredung, welche ihm nicht gefiel, durch alle Künste der Dialektik widerwärtig zu machen, unaufhörlich von dem Gegenstand abzuspringen, durch schneidende und bittere Bemerkungen aufzureizen, und die guten Argumente dadurch zu vernichten, daß er als ein Widerleger erschien, der in der deutschen Sprache als „Haar-

ſpalter" auf eine treffende Art bezeichnet wird. — Meine Anſtrengung beſtand darin: daß ich die Faſſung nicht verlor, und unabläſſig in der Discuſſion den Faden wieder aufnahm. Doch war es in der That dem Reis gelungen, mich ſo zu ärgern, daß ich den Salon verlaſſen und mich der überflüſſigen Galle entledigen mußte. —

Als ich zurück kam, nahm ich, da nun Alles eingeleitet war, den wahren Gegenſtand wieder auf, der meine Stärke ausmachte.

Ich hatte die Art der Widerlegung des Reis genug kennen gelernt, um zu ſehen, daß ich ein anderes Syſtem annehmen und von meiner großen Höflichkeit zu einer beſtimmteren Sprache übergehen mußte. Ich hatte bis dahin erlangt:

1) daß, da der König von Preußen an die Aufrichtigkeit der Erklärung des Padiſchah von Rußland:

er wünſche und wolle den Frieden,

glaube, ſo glaube die Pforte aus Achtung für den König auch daran.

2) eben ſo, daß der Padiſchah von Rußland ſeinen Willen bei ſeinen Rathgebern durchſetzen werde, und die Pforte nicht ſpäterhin die Unannehmlichkeit treffe, mit Unterhändlern zu thun zu haben, welche das Gegentheil von dem thun, was ihr Herr ihnen befohlen hat.

3) Nach dieſen beiden Vorausſetzungen wäre der Friede leicht, man dürfe ja nur auf die alten Tractaten zurückkommen. Wenn ich Vollmachten zum Abſchluß habe, ſo möge ich mich erklären, der Friede könne dann unter uns morgen abgeſchloſſen ſein. Ja, er, der Reis, könne mir noch mehr ſagen, der Sultan habe ihm bereits die Vollmachten ertheilt, mit mir zu unterhandeln. Ich möge mit meinen Aufträgen vortreten. — Sollte der Friede außerhalb Conſtantinopel, und mit dem Feinde ſelbſt abgeſchloſſen werden, ſo wäre nur der Groß-Vezier dazu befugt, der ſich

jetzt in Schumla befinde. Ein Waffenstillstand müsse vorhergehen, und dazu würde sich der Großherr nicht abgeneigt zeigen.

Das waren die alten Geschichten, bei welchen, insofern nicht davon abgegangen wurde, nichts heraus kommen konnte.

Wenn ich daher die Punkte 1 und 2 mit Dank acceptirte, so mußte ich alle Unterhandlungen durch meine Person zurückweisen, einmal, weil ich nicht dazu autorisirt sei, und zweitens, weil es sich auch nicht schicken würde, daß der mächtige Kaiser von Rußland einen Fremden zu einer so wichtigen Unterhandlung gebrauche. —

Sind denn, so sagte ich, nicht Umstände vorhanden, um von gewissen Förmlichkeiten abzugehen, welche für diesen Augenblick der Pforte viel mehr Schaden als Vortheil bringen? Ich habe mich des Auftrags meines Monarchen entledigt, der sich über die Gegenstände erstreckte, welche damals von ihm gekannt waren. Wenn aber mein Herr einen Militair zu dieser Sendung wählte, dem die großen Operationen sammt ihren Folgen nicht fremd sind, wenn es in des Königs Absicht lag, durch meine Erfahrungen dem Sultan nützlich zu werden, so bitte ich um die Erlaubniß, sie einfach und der Wahrheit getreu, ohne allen Schmuck entwickeln zu dürfen.

Bei meiner Abreise von Berlin, so hob ich an, kannte ich den Operationsplan der beiden russischen Heerführer in Europa und Asien. Ich hatte berechnet, daß Diebitsch den 18ten August den Balkan überschreiten, und Paskewitsch den 20sten August in Erzerum eintreffen konnte.

Beide haben mehr geleistet, als sie versprochen haben. Was kann Diebitsch abhalten, in einer Jahreszeit vor Constantinopel zu erscheinen, wo noch Alles ihn begünstigt? — Nur eine Schlacht, welche ihn zum Rückzug nöthigt.

Hier ist also eine rein militairische Aufgabe zu lösen.

Unterſuchen wir die hierzu von der Pforte ergriffenen Mittel.

Die türkiſchen Armeen ſtehen mit ihrem rechten Flügel bei Kara-Bournu am ſchwarzen Meer, mit ihrem Centrum in Adrianopel, mit ihrem linken Flügel über Schumla an der Donau, d. h. auf einer Linie von mehr als 80 Lieues in einer höchſt ſchwachen und unhaltbaren Defenſive. Der Gegner kann dieſe Linie durchbrechen, wo er will. Ich habe erwartet, eine verhältnißmäßige Reſerve zu finden, welche die Mittel zu einer zweiten und dritten Schlacht giebt, aber eine ſolche Reſerve giebt es nicht.

Drei tauſend Rekruten in Conſtantinopel, iſt Alles, was die Pforte noch an regulären Truppen hat, die Wälle der Hauptſtadt ſind unbeſetzt, — und wegen Mangels an Zeit, im Verhältniß zu dem Raum, iſt es unmöglich, das Verſäumte herzuſtellen, ſo daß ich bei der jetzigen Lage Alles befürchten muß, und für die Pforte durchaus kein anderes Mittel ſehe, als ſich durch einen ſchleunigen Frieden aus der höchſt ungünſtigen Lage zu ziehen, in welcher ſie ſich befindet!

Der Reis begann ſeine Widerlegung meiner Darſtellung damit, daß er den Uebergang des Feldmarſchall Diebitſch über den Balkan als etwas ganz Unbedeutendes ſchilderte. — Balkan, ſagte er, bedeutet Berg. Wißt Ihr, was das iſt? Eine Erdſcholle, welche nach mehreren Seiten einen Abfall hat. Es kann alſo der eine Theil heute von der einen Seite aufſteigen, von der andern Seite herabſteigen, der andre Theil kann morgen daſſelbe thun — das Alles bedeute nichts — die Pforte ſei nicht gewohnt, ſich imponiren zu laſſen. — Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, daß die Pforte bei mehr als einem öffentlichen Akt den Balkan als ihr größtes und mächtigſtes Schutzmittel aufgeführt habe, während jetzt der Herr Miniſter den Verluſt dieſes Gebirges als ganz unbedeutend angeſehen wiſſen wolle. — Was er vom Herauf- und Her-

unterſteigen ſage, ſei ein Gemeinplatz, der gar nicht hieher paſſe. —

Er werde doch nicht darauf ausgehen, mich überreden zu wollen, daß ihre militairiſche Lage gut oder erträglich ſei?

Ich müſſe ihm ſagen, daß, ſo lange die Pforte Kriege führe, ſie nie in einer ſo ſchlechten militairiſchen Lage geweſen ſei als gerade jetzt, — hier unterbrach mich der Reis mit der Aeußerung: er ſei kein Militair von Profeſſion. Ich erwiederte: Dies habe ich zwar aus Ihren Antworten längſt entnehmen können, wäre es aber deshalb für Sie, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nicht gut und rathſam, daß Sie einen erfahrenen Militair zur Seite hätten, der Ihnen durch eine treue und klare Darſtellung der Verhältniſſe die Mittel gäbe, in Ihren Unterhandlungen von richtigen Vorderſätzen auszugehen? —

Wenn ich Sie dringend bitte, meinen Vortrag zu beherzigen, ſo glaube ich dadurch Sr. Hoheit dem Sultan einen Dienſt zu leiſten.

Der Reis zwang ſeine Züge in die diplomatiſche Freundlichkeit, aber ich ſah es ihm an, daß er innerlich vor Wuth ſchäumte. — Mein Dolmetſcher konnte kein Wort mehr heraus bringen, und zitterte am ganzen Leibe. Der Pforten-Dolmetſcher mußte für ihn überſetzen.

Sie haben, ſagte mir der Reis mit Grandezza, zweierlei Sprache geführt, die erſte, die Geſinnungen Ihres Königs und was von ihm kommt, wird dem Sultan angenehm ſein; die zweite, in welcher Sie Befürchtungen ausſprechen, und darauf Ihren guten Rath auf Frieden gründen, wird dem Sultan eben ſo unangenehm ſein, denn die Pforte kennt das Wort Furcht nicht, und hat aus dieſem Geſichtspunkt noch nie einen Schritt gethan!

Ich habe — unterbrach ich den Reis — nicht verlangt, daß Sie ſich fürchten ſollen, — ich habe Ihnen von meiner

Furcht, von meinen Beſorgniſſen geſprochen. Mir ſteht es frei, ſolche zu haben, ja mir ſteht es zu — um ſo mehr als ich ſehe, daß Sie Ihre eigne Lage nicht kennen, die Gefahr nicht ſehen, welche Sie ſo nahe bedroht. — Gott hat Ihnen oft geholfen, wenn die Noth am größten war. Europa, unter ſich nicht einig, verſchaffte Ihnen Gelegenheit, einen vortheilhaften Frieden abzuſchließen. Sie hoffen heute daſſelbe — aber Sie irren ſich diesmal. — Wenden Sie ſich an die Geſandten von England, von Frankreich, von Oeſtreich — verſuchen Sie Ihr Glück! — Ganz Europa hat den Kaiſer von Rußland gehört, wie er ſich in Berlin geäußert hat. Hat es ſeine Mäßigung gebilligt, ſo hat es ſeinen Worten vertraut; keine der großen Mächte theilt Ihre Beſorgniſſe der Falſchheit und Hinterliſt, welche von Rußland ausgehen ſollen, ſie mögen nun bei der Pforte Vorwand oder Ueberzeugung ſein. — So lange Sie nicht Beweiſe darüber aufſtellen können, müſſen Ihre Klagen in den Wind verhallen.

Wollen Sie ernſtlich den Frieden, und zwar einen mäßigen, ehrenvollen und für Sie nach Ihrer militairiſchen Lage vortheilhaften, ſo müſſen Sie es beweiſen, indem Sie die Hand bieten.

Senden Sie Bevollmächtigte ab. Werden dieſe, wie Sie es behaupten, von Rußland zurückgewieſen, ſo iſt es nicht allein Zeit genug, den Krieg fortzuſetzen, ſondern Ihre ganze Stellung iſt dann verändert. Gewährt Rußland nicht, was der Kaiſer in Berlin feierlich zugeſagt hat, — bricht er ſein im Angeſicht von Europa gegebenes Wort — was übrigens ganz unmöglich iſt — dann haben Sie ein Recht auf europäiſche Theilnahme, dann würde ſelbſt mein König in ſeiner Gerechtigkeit der erſte ſein, der ſich Ihrer Sache annähme.

Es bleibt Ihnen nichts übrig, als Bevollmächtigte zum Abſchluß des Friedens abzuſenden.

Der Reis Effendi, den ich scharf im Auge behielt, that was er vermochte, um sein Gesicht in den freundlichen Zügen zu erhalten, aber man sah es ihm an, daß er die Kunst der Selbstbeherrschung übte.

Von Chicanen der Dialektik war keine Rede mehr; er dachte nur daran, der Würde der Pforte und sich selbst nichts zu vergeben. Er erklärte mir nochmals, der Sultan sei nicht gewohnt, sich vorschreiben zu lassen, ich sei falsch über ihre Lage unterrichtet, Constantinopel sei durch 40,000 Mann vertheidigt, die türkischen Armeen seien in dem vortrefflichsten Zustand, und in der russischen herrsche die Pest, der levantische Handel, Constantinopel und sein Hafen seien für Europa von der größten Wichtigkeit, — ich erwiederte hierauf schmerzlich: ich sähe es klar, daß ihnen nicht zu helfen wäre: mißtrauisch gegen Freunde, die es wohl mit ihnen meinten, bliebe mir nichts übrig, als sie ihrem Schicksal zu überlassen, mein Schiff wieder zu besteigen und Europa zu sagen, es ist ihnen nicht zu helfen.

Ihr werdet auf die Pest in den russischen Armeen Eure Hoffnungen setzen, bis diese Armeen vor Constantinopel stehen. Von Euren 40,000 Mann auf dem Papier, die Ihr auf die Wälle von Constantinopel stellen wollt, sind 35,000 Mann von der Canaille, die schon jetzt hofft, mit den Russen gemeinschaftlich die Konaks und das Serail zu plündern. Wahr ist's — wir legen in Europa einen großen Werth auf Constantinopel, wir wünschen, daß Klarheit und Vernunft von diesem wichtigen Punkt immer ausstrahlen möge; wenn aber unsre Wünsche nicht erfüllt werden sollten, so dürfte unser Interesse für die Localität größer, als für die Bewohner sein — hier stand ich auf und erklärte, daß ich eine so fruchtlose Unterredung abbrechen müsse. —

Der Reis hatte während der ganzen Unterhaltung mich auszuforschen gesucht, was ich für geheime Aufträge hätte,

und wie weit ich zum Abſchluß eines Friedens durch den Kaiſer von Rußland autoriſirt ſei. — Auf mehrfache Verſicherung: ich ſei zu nichts autoriſirt — ich habe gar keinen Auftrag vom Kaiſer von Rußland, hatte er mir endlich mit ſcheinbarer Treuherzigkeit geſagt:

> das ſei doch unmöglich, daß ein Mann von meinen Jahren und von meiner Stellung eine ſo große Reiſe mit einem Auftrag von ſo geringem Umfang habe übernehmen können?

Auf meine Erwiederung:

> dies ſei um ſo mehr ein Beweis für das Intereſſe, welches mein König und Herr an dem Wohl ſeines Herrn und Sultan nehme,

blieb er im Kopfſchütteln und ungläubig.

Als ich aufſtand, erwartete ich, daß er mir eine gute Reiſe wünſchen würde, allein ganz im Gegentheil drang er in mich, unſre Unterredung fortzuſetzen, was ich ablehnte und mich entfernte.

Dieſer letzte Schritt von ſeiner Seite war mir ſo unerwartet, daß ich annahm, es müßten ungünſtige Nachrichten von der Armee eingegangen ſein, die den Reis bewegen konnten, die Friedensvorſchläge nicht ganz von ſich zu weiſen.

War dieſe Vermuthung richtig, ſo folgte daraus, daß er wiſſen mußte, ob ich noch beſſere Bedingungen für die Pforte in der Taſche habe, als ihr von Frankreich bereits geboten waren.

So beurtheilte ich das Verhältniß des Reis Effendi zu mir.

Viertes Capitel.

Unterredungen mit den Gesandten der großen Mächte; Verabredung mit ihnen. Meine offizielle Note an den Reis Effendi. — Meine geheime Mittheilung an den Sultan und dessen darauf gegebene Antwort. —

Der französische Ambassadeur, Graf Guilleminot, war mir seit 1815, wo wir die Convention von Paris zusammen abschlossen, näher bekannt, ja wir waren in literarischer Beziehung in Correspondenz geblieben.

Ich hatte mit Herrn von Royer verabredet, daß ich niemand vom diplomatischen Corps sehen würde, bevor ich nicht eine Unterredung mit dem Reis Effendi gehabt hätte. Ich glaubte dies meiner Mission schuldig zu sein, da daraus auf der einen Seite gefolgert werden mußte, daß ich selbstständige Aufträge hatte, auf der andern Seite aber die Abschrift meiner Instruction (welche bereits von allen europäischen Gesandtschaften gekannt war) den Beweis lieferte, daß sie völlig im europäischen Sinn wären.

Graf Guilleminot hatte mich am 5ten als alter Bekannter begrüßen lassen, und auf die Nachricht meines Unwohlseins mir seinen Besuch angekündigt.

Ich antwortete: daß ich ihn besuchen würde, sobald ich von meiner Unterredung mit dem Reis Effendi zurückkäme.

Dies wurde mir jedoch unmöglich, da ich, nachdem ich den Reis verlassen hatte, beim Ueberschiffen von Constantinopel nach Pera mich so unwohl fühlte, daß ich mir ein Pferd holen lassen mußte, um auf die Höhe von Pera hinauf zu kommen, was mir zu Fuß nicht möglich war.

Ich ließ sofort zur Ader, konnte aber der Vorschrift: mich während des Tages ganz ruhig zu verhalten, nicht nachkommen, da ich zu unruhig und begierig war, meine Stellung zu

den europäiſchen Geſandten zu erfahren, wovon meine weiteren Schritte bei der Pforte abhängen mußten. Nach dem Aderlaß war mein Kopf frei, meine Ermattung war jedoch zu groß, um vom Divan aufzuſtehen; Herr von Royer übernahm es, mich bei den Geſandten zu entſchuldigen, indeß da ſie ſämmtlich ein großes Verlangen zeigten, mich zu ſehen, ſo führte er ſie einzeln vor mein Lager.

Ich mußte hieraus erkennen, daß ſie mir eine freundliche Aufnahme zugedacht hatten. Ich äußerte mich mit der Unbefangenheit, zu der meine Stellung berechtigte; meine Inſtruction lag auf dem Tiſch, ich bot jedem an, ſie zu leſen; ſie erwiederten, daß ſie ſie kennten. Sir Robert Gordon, den ich zuerſt ſah, ſagte mir, daß er in Betreff meiner Sendung keine Inſtructionen von ſeinem Gouvernement habe, auch noch nicht haben könne, daß er aber aus meiner Inſtruction entnommen habe, wie ſie völlig im Sinn ſeines Gouvernements und ganz Europa's ſei. Er biete mir daher an, über ihn zu disponiren, er ſei bereit, Alles zu thun, was ich zur Unterſtützung meiner Sendung von ihm wünſche.

Hier bedurfte ich nun vor allen Dingen zu wiſſen:

welche Anſichten Sir Robert über den wahrſcheinlichen Ausgang der militairiſchen Operationen hatte, ſeitdem Diebitſch dieſſeits des Balkans angekommen, und Paskewitſch in Erzerum war.

Er erwiederte mir, daß er den Fall von Conſtantinopel vorausſehe, wenn die Pforte nicht auf's Schleunigſte zu einem Arrangement mit Rußland ſchreite, da die unbehülflichen türkiſchen Armeen durchaus nicht fähig wären, den ruſſiſchen zu widerſtehen, die mit Kühnheit und Sachkenntniß geführt würden.

Der Fall von Conſtantinopel ſei jedoch eine für Europa höchſt wichtige Begebenheit, da er leicht Kriege von der allerunangenehmſten Art herbeiführen könne.

Völlig mit dieſen Anſichten einverſtanden, eröffnete ich Sir Robert, daß ich autoriſirt ſei, eine Geſandtſchaft der Pforte zum Abſchluß des Friedens beim Feldmarſchall Diebitſch einzuführen, daß dieſer den Befehl habe, ſeine Operationen in keinem Fall einzuſtellen, aber nach den im Manifeſt ausgeſprochenen Bedingungen auf der Stelle Frieden zu ſchließen.

Dieſe Nachricht befriedigte Sir Robert außerordentlich, und wir verabredeten: daß ich der Pforte eine Note übergeben würde, welche ich ihn mit folgenden drei Worten zu unterſtützen erſuchte:

Envoyez des Plenipotentiaires.

Er verließ mich, dies zuſagend.

Der Graf Guilleminot theilte mir die von ihm vor wenig Tagen mit dem Reis Effendi gepflogenen Unterhandlungen mit, gerade ſo wie ich ſie bereits kannte. Ich eröffnete ihm zwei Bedenken:

einmal, wenn die Pforte die franzöſiſche Mediation annehme, ob dann Rußland daſſelbe thun werde?

Graf Guilleminot erwiederte: daß, nachdem was ſich jetzt bei den ruſſiſchen Armeen ereignet habe, allerdings daran zu zweifeln ſei, er habe aber auch der Pforte nur den guten Willen Frankreichs — ohne Zuſicherung, daß Rußland die Mediation annehmen werde, oder angenommen habe — angeboten.

Zweitens habe er Rußlands Abſicht zu erkennen gegeben, den Frieden ohne Entſchädigung der Kriegskoſten zu ſchließen. Dies ſtehe mit den Aeußerungen des Kaiſers Nicolaus in Berlin, in völligem Widerſpruch.

Graf Guilleminot erwiederte: er habe durchaus keine Zuſicherung zu einem ſolchen Erlaß gegeben, ſondern ſeiner Inſtruction gemäß, nur Hoffnung dazu gemacht.

Das Verlaſſen des türkiſchen Gebiets und Zurückgabe der türkiſchen Feſtungen habe er zugeſagt, jedoch mit Ausnahme

von Anapa und Poti, welche Rußland in keinem Fall zurückgeben werde, da die Revolutionirung des ruſſiſchen Gebiets vom Kaukaſus, von dieſen beiden Orten aus geleitet, eine Veranlaſſung zum Kriege geweſen ſei.

Uebrigens hindere dies durchaus nicht, daß er ſich völlig an mich anſchließe.

General Graf Guilleminot war als ein erfahrener General der Meinung: daß die vereinzelten türkiſchen Corps dem Feldmarſchall Diebitſch nicht widerſtehen können, und daß Conſtantinopel ohne Belagerung in ſeine Hände fallen werde. Er gab mir viele, für mich wichtige Nachrichten über den innern Zuſtand der Pforte, welche mich in dem Plan beſtärkten, den ich entworfen hatte, um zu meinem Ziel zu kommen.

Er verſprach mir dieſelbe Unterſtützung, welche der engliſche Ambaſſadeur mir zugeſagt hatte.

Ebenſo der öſtreichiſche Internuntius, Baron von Ottenfels, der vom Jahre 1815 mein Bekannter war, wo ich als Gouverneur von Paris Geſchäfte mit ihm hatte.

Eine ſolche Unterſtützung von Seiten der europäiſchen Geſandten hatte ich nicht erwartet, noch weniger aber, daß ich auf ihre Aufrichtigkeit rechnen konnte. — Meine Unterredung mit den Geſandten hatte mir jedoch auf dieſem Punkt vollſtändiges Licht gegeben.

Sir Robert Gordon war daran gelegen, daß ich erkennen ſollte, was England bei dieſem Kriege für ſo wichtig anſehe, daß es ſich einmiſchen müſſe. Es war die Beſetzung von Conſtantinopel durch ruſſiſche Truppen.

Daß dies verhindert werde, lag ihm vorzüglich am Herzen.

Ich ahnte, daß eine Verabredung zwiſchen England und der Pforte für dieſen Fall Statt habe, wie ich denn auch ſpäter erfahren habe, daß alsdann die engliſche Flotte, durch die Dardanellen gehen, vor Conſtantinopel erſcheinen und ſich als Alliirten der Pforte erklären ſolle, wofern Rußland nicht gewiſſe

Bedingungen erfülle, oder für deren Erfüllung Garantien gebe. Eine englische Fregatte, welche vor der Wohnung des englischen Gesandten in Terapia lag, war zur Ueberfahrt des Sultans nach Asien bestimmt, und dadurch sein Leben und die Wegschaffung seiner Schätze gesichert.

Ich erklärte Sir Robert, daß mein Auftrag: — die Näherung der beiden Mächte durch Zusammentreten von Abgeordneten, den Wunsch nicht ausschlösse, einen Frieden herbeigeführt zu sehen, ehe die russischen Truppen vor Constantinopel ankämen, daß ich jedoch bestimmt versichern könne, der Feldmarschall Diebitsch dürfe weder einen Waffenstillstand abschließen, noch in der Erwartung des Friedens Halt machen. — Wenn die Türken, nach ihrer gewöhnlichen Manier, hofften, durch Zaudern bessere Bedingungen zu erhalten, so bliebe Diebitsch gar nichts Anderes übrig, als sich in den Besitz von Constantinopel zu setzen. Er — Sir Robert — möge also von seiner Seite dahin wirken, daß die Pforte sich dieses Unglück nicht selbstverschuldet zuziehe, dagegen werde ich dafür sorgen, daß die Präliminarien auf der Stelle unterzeichnet würden, wenn sie dem Manifest des Kaisers gemäß, von türkischer Seite vorgeschlagen oder angenommen würden.

Sir Robert verlangte nichts mehr und nichts Besseres von mir; die übrigen Gesandten wollten so wenig als er den Einzug der Russen in Constantinopel und da sie sämmtlich einsahen, daß die Unterhandlungen anfangen müßten, so lange die Russen noch in einer gewissen Entfernung von Constantinopel waren, weil die Türken nun einmal nicht aus ihren Gewohnheiten der Trägheit zu bringen sind, so trieben sie doppelt an:

Envoyez des Plenipotentiaires.

Ich hatte also Europa ganz gewiß für mich, so lange ich danach strebte, den Frieden vor der Einnahme von Constantinopel zu bewirken. — Dasselbe lag im Interesse der

Pforte. Es entstand also die Frage, ob die Abwendung der Eroberung von Constantinopel im Interesse der Russen lag.

Als Resultat der sorgfältigsten Erwägung werden folgende Betrachtungen die Frage aufklären:

1) Der Kaiser Nicolaus hatte sich eine ungewöhnliche Politik vorgezeichnet. Er hatte erklärt, das ist der Friede, den ich will, und von dem ich nicht abgehe. Ich will aber auch nicht mehr, denn selbst, wenn mir die ganze europäische Türkei als Eroberung zufiele, so will ich nichts Anderes und nicht mehr.

Ich kannte den Kaiser genug, um zu wissen, daß dies nicht leere Worte waren, denen späterhin eine andere Deutung gegeben werden sollte, ja ich wußte gewiß, daß dem Kaiser mehr daran gelegen war, sein Wort zu halten und Europa Vertrauen einzuflößen, als sich dieses durch einen augenblicklichen Vortheil zu verscherzen, der am Ende späterhin — immer zu blutigen Kriegen führen mußte.

2) Ich wußte ferner aus meinen Unterredungen mit dem General von Benkendorff, wie sehnlich man in Rußland den Frieden wünschte, und wie die Eroberung von Constantinopel eine Verlängerung des Krieges — ohne alles Resultat hervorbringen mußte, selbst wenn ganz Europa nichts dagegen hatte.

3) Da dies aber durchaus nicht anzunehmen war, so trat wahrscheinlich Folgendes ein:

Sobald der Feldmarschall Diebitsch sich Constantinopel näherte, so floh der Sultan mit seinem Divan über den Bosphorus. Alle europäischen Gesandten, welche accreditirt waren, mußten folgen.

Die türkischen Armeen gingen in zwei Colonnen, bei Constantinopel und Gallipoli über den Bosphorus und die Dardanellen. Es muß angenommen werden, daß Constantinopel

nach wenigen Tagen in ruſſiſche Hände fiel, da Pera nicht vertheidigt werden kann, und die Höhe von Pera ganz Conſtantinopel beherrſcht. Daß bei der Einnahme der größte Theil von Conſtantinopel abbrannte, wird niemand bezweifeln, der die Stadt kennt. Die engen Straßen, in denen kein Wagen, keine Spritze fahren kann, die hölzernen Barracken, das ſchlechte plünderungsſüchtige Geſindel, das nur durch das Beiſpiel täglichen Kopfabſchneidens in Zucht und Ordnung gehalten werden kann, Alles das reicht hin, die größten Unordnungen herbeizuführen, ohne daß man nöthig hat, ſich einen beſchießenden oder ſtürmenden Feind hinzuzudenken.

Conſtantinopel iſt in dem eigenthümlichen Verhältniß, daß ſeine Population von einem Tag zum andern von den Lebensmitteln lebt, welche entweder zu Waſſer oder durch Laſtthiere zugeführt werden. Dieſe Transporte kommen aber nie von der europäiſchen Seite, ſondern aus Aſien. Von Conſtantinopel bis Araba-Burgas iſt die ganze Gegend eine Art von Wüſte, welche nichts für die Proviantirung von Conſtantinopel thun kann.

Magazine giebt es nicht in Conſtantinopel. Wenn früher Noth eintrat, ſo wurden die im Hafen liegenden ruſſiſchen von Odeſſa kommenden Schiffe in Beſchlag genommen, ihre Ladungen taxirt und baar bezahlt.

Wenn der ruſſiſche Feldmarſchall in Conſtantinopel einrückte, ſo wurde ganz natürlich kein Schiff mit Lebensmitteln von der aſiatiſchen Seite herüber gelaſſen, und man muß annehmen, daß bei der Unmöglichkeit, die Population zu ernähren, ſie ſich in das Innere der europäiſchen Türkei zerſtreut hätte.

In welcher Lage befand ſich dann der Feldmarſchall Diebitſch, ſelbſt wenn er die Mittel gehabt hätte, ſeine Verpflegung auf dem Landwege von Burgas nach Conſtantinopel zu beſchaffen.

Die Flotte des ſchwarzen Meeres konnte den Bosphorus nicht paſſiren, ſo lange die aſiatiſchen Schlöſſer noch in türkiſchen Händen waren. Auf eine Proviantirung aus dem ſchwarzen Meer konnte alſo der Feldmarſchall nicht rechnen.

Blieb er in Conſtantinopel ſtehen, zu was ſollte das führen? Wollte er nach Aſien übergehen, welche Mittel hatte er dazu? So viel war aber gewiß, daß ohne einen Feldzug in Aſien der Krieg nicht beendigt werden konnte.

Die Pforte wußte zu gut, daß Europa Rußland nicht in dem ruhigen Beſitz des Hafens von Conſtantinopel laſſen würde.

So war es nach meiner Ueberzeugung eine Sache des allgemeinen Wohls, wenn für Rußland erreicht wurde, was es wünſchte: der Friede; wenn für Europa vermieden wurde, was es fürchtete — Rußland im Beſitz von Conſtantinopel zu ſehen, und wenn hiernach der Pforte die Rettung aufgedrängt wurde, die ſie ſelbſt nicht überſah, und nicht zu beurtheilen vermochte.

Die von mir der Pforte übergebene, und den Geſandten der großen Mächte mitgetheilte Note, iſt in der Beilage Nr. 1 angeſchloſſen.

Die Ambaſſadeurs waren damit zufrieden, fanden den guten Rath an die Pforte ungewöhnlich kräftig ausgedrückt (was ſie übrigens als nöthig und nicht nachtheilig erachteten) fragten jedoch, ob ich nicht beſorge, daß Rußland den Schluß meiner Note übel nehmen würde. Ich erwiederte ihnen: ich bin gewiß, daß der Kaiſer Nicolaus dieſen Schluß als eine nothwendige Conſequenz des Eingangs findet, und folglich nicht übel deutet.

Ich hatte einen Canal ausfindig gemacht, den Sultan wiſſen zu laſſen, was ich über meine Sendung dachte, ohne daß dies durch den Reis Effendi ging. — Indeß legte ich keinen großen Werth darauf, da ich mir ſagen mußte, daß der Sultan, wo ich mit ſeinem Miniſter verſchiedener Meinung war,

nicht mir beitreten und ihn, der alle seine Gründe vorlegen konnte, während mir alle Mittel dazu abgeschnitten waren, verlassen würde.

Ganz andrer Ansicht war der europäische Freund, der mir diesen Canal eröffnet hatte. Er, der die Verhältnisse sehr genau kannte, versprach sich viel davon, wenn der Sultan mittelst dieses geheimen Weges täglich von allen meinen Wünschen und Hoffnungen unterrichtet würde.

Ich erfuhr bereits nach einigen Tagen, daß die sämmtlichen europäischen Minister, mit meinen Ansichten sehr zufrieden, in den Reis Effendi drangen — nicht allein in die Idee eines Friedens-Congresses einzugehen, wie ich sie gegeben hatte, sondern überhaupt sich fest an mich zu halten, da ich offiziell autorisirt sei, mit den russischen Feldherrn in dieser schwierigen Zeit zu verhandeln. — Ich könne dadurch der Pforte sehr nützlich werden, da kein anderer Gesandter in Constantinopel solche Vollmachten habe. — Ich wußte, daß diese Aeußerungen bis an den Sultan gebracht waren, und dies bestimmte mich, letzteren durch meinen geheimen Canal wissen zu lassen:

der Reis Effendi verstehe mich nicht, er wisse nichts von der Kriegführung, sei mißtrauisch und empfindlich.

Wenn ich ihm über das Ungünstige der militairischen Lage rede, in welcher sich in diesem Augenblick die türkischen Armeen befänden, so nehme er es für eine Beleidigung und antworte mir mit Hochmuth; wenn ich ihm einen günstigen Ausweg zeige, um aus der Sache zu kommen, so stoße er Alles mit Mißtrauen zurück, und gebe mir zu verstehen: er brauche meinen Rath nicht.

Es thue mir daher leid, Sr. Hoheit nicht nützlich sein zu können, denn alle Unterredungen mit dem Reis könnten zu nichts führen. Wolle der Sultan

meinen Auftrag genau kennen lernen, ſo müſſe ich bitten, mir eine Unterredung mit einem einſichtsvollen Militair, der ſein Vertrauen beſitze, zu geſtatten, wenn die Etiquette nicht erlaube, daß ich ihm perſönlich vortragen dürfe.

Am andern Morgen wurde mir auf geheimem Wege folgende Antwort überbracht:

Es thut dem Sultan ſehr leid, daß ſein Reis Effendi ſich, wie er ſich überzeugt habe, auf eine völlig unangemeſſene und mißtrauiſche Art gegen mich, als den Abgeſandten ſeines erhabenen Freundes benommen habe. — Er habe ihm darüber bereits ſein höchſtes Mißfallen zu erkennen gegeben, und glaube zuverſichtlich, daß ſo etwas nicht zum zweiten Male vorkommen werde, wenn ich noch eine Unterredung mit ihm verſuchen wolle. — Wenn ich jedoch dies nicht wolle, und es verlange, ſo ſei er (der Sultan) bereit, ihn auf der Stelle abzuſetzen.

Dies war mehr als ich erwarten konnte, und bewies mir, daß der Sultan einen großen Werth auf meine Sendung legte, was ich, da der Sultan noch zu wenig davon wußte, nur den Aeußerungen und dem Einfluß der Geſandten zuſchreiben konnte.

Ich erwiederte auf der Stelle:

Ich beſchwöre Se. Hoheit, den Reis in dieſem wichtigen Augenblick nicht abzuſetzen, weil das Uebel noch größer werden würde, wenn ſich ein neuer Miniſter in die Geſchäfte einwerfen müſſe, in einer Zeit, in welcher kein Augenblick zu verlieren ſei. Ich wolle lieber noch eine zweite Unterredung verſuchen, und bitte um die Erlaubniß, nach derſelben Sr. Hoheit das Reſultat wiſſen zu laſſen.

Dieser Versuch einer zweiten Unterredung konnte nach meiner Rechnung nicht übel ausfallen, wenn der Reis es erfuhr, daß er seine Nichtabsetzung mir zu verdanken hatte.

Eh' ich noch dazu kam, hierzu geeignete Mittel zu ergreifen, wurde mir durch meinen Dragoman die Anzeige: daß sich auf der Pforte Alles zu meinen Gunsten geändert habe.

In den ersten Tagen hatte der Reis beklagt, daß ich so wenig die Sitten und Gebräuche des Landes kenne, und meine Art zu unterhandeln, Mißfallen erregen müsse. — Am Tage, da der Sultan mich beschickte, hatte er bereits geäußert: meine militairischen Kenntnisse müßten ganz eminent sein, da sie selbst den Sultan in Erstaunen setzten. — Späterhin: Er als Reis hätte sich zu den vorzüglich Beglückten zu zählen, da ihm der Vorzug geworden wäre, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, mich zu hören und zu bewundern.

Für alle diejenigen, welche den diplomatischen Verkehr zwischen der Pforte und den bei ihr accreditirten Gesandten nicht kennen, bemerke ich hier: daß nach einer alten Gewohnheit die Dollmetscher sich fast täglich auf das Pforten-Gebäude begeben, um dort etwas Neues zu erfahren, oder dem Reis Effendi etwas mündlich von ihren Gesandten zu überbringen. Hierauf erfolgen dann mündliche Antworten, und der Reis benutzt diese Gelegenheit, um den Dragomans in einer Art von Vertraulichkeit zu erzählen, was die Gesandten wissen sollen. — Die Dragomans kommen dann mit einer wichtigen Miene an, bitten, daß man sie nicht compromittiren möchte, weil es sie um das schmeichelhafte Vertrauen des Reis bringen könnte, u. s. w.

Da hiernach mein Barometer nicht allein gestiegen, sondern so vorzüglich schnell sich verändert hatte, so mußte ich schließen, daß der Reis genug, und mehr über die Stimmung seines Herrn gegen ihn wisse, als ich ihm beibringen könne.

Ich verschmähte jedoch die gewöhnlichen Künste der Diplomatie von Pera nicht, gab meinem Dolmetscher officielle und vertrauliche Antworten, da ich gewiß war, daß er die vertraulichen vor den officiellen mittheilen werde.

Zu diesen vertraulichen gehörte dann: vor meiner Abreise sei ich nicht abgeneigt, mich noch einmal mit dem Reis Effendi zu unterreden, aber dies könne nicht auf die Art wie das vorige Mal geschehen. Er habe das Recht seines Hauses zu sehr gemißbraucht und mich zu schwer verletzt, als daß ich seinen Kanack je wieder betreten könne. Am dritten Ort, am besten in Scutari, sei ich bereit, mit ihm zusammen zu kommen. Ich würde dann nach türkischer Sitte Pistolen bei mir führen, und er würde mir für jedes Wort, das meine Person beleidigen könne, verantwortlich sein.

Seine Antwort hierauf war befriedigend: tiefer Kummer und Betrübniß beuge seine Seele, daß er von mir anders gedeutet sei, als sein reines Herz es gewünscht. Was ich wolle, wie ich es wolle, Alles solle geschehen.

Verstrich so die Zeit unter leeren Hin- und Herbestellungen zwischen dem Reis Effendi und mir, so schritt dennoch der Zweck meiner Sendung mächtig durch die übrigen europäischen Gesandten vor; sie trieben — (im Geist meines Auftrags) die Pforte an: ihre Lage zu bedenken, die Gefahr, die sie bedrohe, ihre Hauptstadt zu verlieren, die Folgen, welche daraus entständen, wenn sie aufhöre, ein europäisches Reich zu sein, wenn ihre Freunde sie in den Tiefen des verbindungslosen Asiens aufsuchen müßten, um ihr zu gestehen, daß sie nichts für sie thun könnten.

Diese Einladungen, meinen Friedens-Anträgen Gehör zu geben, und Bevollmächtigte zu ernennen, mußten um so wirksamer sein, jemehr sie von Freunden kamen, welche die Pforte in ihrer Lage nöthig hatte und nicht durch zwecklosen Eigensinn von sich entfernen durfte. — Ich wurde täglich sehr genau

von Allem unterrichtet, was vorging, ohne daß es erforderlich war, mein Zimmer zu verlassen; ich erfuhr die Fortschritte, welche die europäischen Gesandten machten und fand es um so angemessener, in einer scheinbaren völligen Unthätigkeit zu bleiben, als mein Zustand von Kränklichkeit dies rechtfertigte, und jede andere Rolle mich auch durchaus dem Ziele nicht näher bringen konnte.

Die Pforte mußte Zeit haben, zu andern Grundsätzen überzugehen, oder wenigstens es öffentlich zu gestehen. Mußte sie angetrieben werden, diese Zeit abzukürzen, so war ich viel weniger dazu geeignet, als ihre alten durch Handels-Verbindungen mit ihr vertrauten Freunde.

Zwei gefährliche Klippen hatte ich dabei zu bestehen: erstlich, daß das Kriegsglück sich für die Russen erhalte, und die Türken nicht durch einen Sieg auf's Neue aufgeregt in ihren alten Dünkel verfielen; zweitens, daß die Gesandten nicht durch einen oder den andern Umstand veranlaßt wurden, von meinen Ansichten abzuspringen und einen eignen Weg zu gehen versuchten.

Was den ersten Punkt betrifft, so war ich wegen der schlechten Stellung der türkischen Armeen, und ihrer Unbehülflichkeit in großen Operationen, ziemlich unbesorgt, um so mehr als ich damals die Armee des Feldmarschall Diebitsch ungleich stärker hielt, als sie es wirklich war.

Ueber den zweiten Punkt konnte ich viel weniger beruhigt sein, denn, wußte ich auch Uebereinstimmung der Zwecke meines Hofes mit denen aller übrigen, so war ich deshalb über die Persönlichkeiten und die Ausführung bei allen untergeordneten Fragen nicht in völliger Sicherheit.

Fünftes Capitel.

Geheime Botschaft des Sultans, offizielle Beantwortung meiner Note. — Zögerungen, welche die Folgen des türkischen Geschäftsganges und der Unsicherheit über Leben und Eigenthum sind. — Absendung des Hauptmann von Eler an den Feldmarschall von Diebitsch.

Am 11ten August ließ mich der Sultan auf geheimem Wege benachrichtigen: er wolle den Frieden, und nehme meine Vorschläge, Gesandte zu senden, als zweckmäßig an.

Am 12ten August sandte mir der Reis Effendi als Antwort auf meine Note die Bedingungen des Friedens in 5 Artikeln, wovon die Uebersetzung in der Anlage Nr. 2.

Zugleich wurde ich durch den preußischen Dollmetscher benachrichtigt: daß der Groß-Vezier (der sich in Schumla befand) den Auftrag erhalten hatte, die Bevollmächtigten aus seinem Lager abzusenden. —

Diese, an das Thörichte grenzende Maaßregel hatte einen tiefern Grund, als die alte Gewohnheit. Ich glaubte, es sei die Absicht, durch die Verzögerung, welche bei diesem Auftrag an den Groß-Vezier unvermeidlich war, Zeit zu gewinnen; aber auch das war nicht der Fall. — Der eigentliche Grund, weshalb die Bevollmächtigten nicht von Constantinopel ausgesendet wurden, war, weil sich Niemand in Constantinopel mit dieser Sendung befassen wollte, und Niemand in Folge seines Amts dazu gezwungen werden konnte.

Einige vornehme Türken, denen man von einer solchen Mission sprach, hatten geäußert: ihr habt den Krieg zu einem Religionskrieg gemacht, und daher muß jeder Friede beim Volk unpopulär sein. Nehmen wir den Auftrag als Bevollmächtigte zum Abschluß des Friedens an, und führen ihn zur höchsten Zufriedenheit des Großherrn aus, so daß er uns nach unserer

Zurückkunft mit Ehren und Würden überhäuft, so hindert dies nicht, daß wenn der Frieden dem Volk mißfällt, der Großherr uns die seidne Schnur schickt, und wir das Opfer werden. Es mag daher der, dessen Amt es mit sich bringt, diese gefährliche Sache ausführen.

Nicht ohne Verwunderung erkannte ich hierin noch mehr als bisher die Schwäche der Regierung des Sultans.

Nachdem im Laufe des 13ten August mein Dollmetscher eine Unterredung mit dem Reis Effendi gehabt hatte, woraus hervorging, daß weder auf diesen Punkt eine Aenderung zu bewirken sei, noch in Hinsicht auf die Kriegs-Entschädigungs-Forderungen des russischen Kaisers leicht nachgegeben werden würde, so sah ich den Frieden allerdings noch sehr entfernt, und es kam darauf an, ob ich dies aussprechen und versuchen solle, die Pforte nachgiebiger zu machen, oder ob ich das erste Zugeständniß festzuhalten, und alles Uebrige den Bevollmächtigten bei ihrer Zusammenkunft zu überlassen habe.

Das Erste hätte ich thun müssen, wenn mein Auftrag auf eine Vermittelung gerichtet war, das Zweite lag in meiner Rolle und gab zugleich den europäischen Gesandten den Beweis und die sichere Garantie: daß Preußen eine Mediation nicht wolle und nicht annehmen werde.

Damit aber war meine Mission auch zu Ende. Ich schrieb daher am 14ten August an die Ambassadeurs, theilte ihnen officiell mit, was die Pforte beschlossen, und indem ich für ihre Mitwirkung dankte, kündigte ich ihnen meine Abreise an, da der mir ertheilte Auftrag, eine Zusammenkunft von Bevollmächtigten unter den kriegführenden Mächten zu bewirken, glücklich vollbracht sei.

Mit diesem Abschieds-Schreiben verband ich auch noch den Zweck: es unwiderruflich festzustellen, und einen Beweis darüber in Händen zu haben, daß die Zugeständnisse der Pforte

an Preußen gemacht, aber in der vollkommensten Uebereinstimmung aller europäischen Mächte erwirkt waren.

Die Ambassadeurs antworteten mir, (wie sie nicht anders konnten,) sie wünschten mir zu dem Erfolge Glück, und erklärten ihre Mitwirkung als die Erfüllung ihrer Pflicht und ihrer allgemeinen Instruction zur Herstellung des Friedens*).

Von diesen wohlgesinnten Männern sowohl, als dem ganzen übrigen diplomatischen Corps, erhielt ich hierauf die mündliche Versicherung, daß, wenn ich abreise, ehe das wirkliche Zusammentreten der Bevollmächtigten erfolgt sei, dies auch nimmermehr zu Stande kommen würde. Die Türken seien viel zu unbehülflich, um die Schwierigkeiten zu heben, welche sich unvermeidlich zu dieser Zusammenkunft noch darbieten würden. Den russischen Armeen dürfte, wenn es ihnen glücklich gehe, und sie sich Constantinopel näherten, nicht daran gelegen sein, zu unterhandeln, und so könnten leicht alle edeln Absichten des wohlwollenden Kaisers ohne alle Früchte bleiben. Von allen Seiten wurde ich bestürmt und beschworen, Constantinopel noch nicht zu verlassen.

Man mußte meinen Gründen, welche ich entgegensetzte, Gerechtigkeit widerfahren lassen, blieb aber dabei stehen, daß meine Instruction die Zusammenkunft als Zweck ausspreche, diese aber noch nicht erfolgt, sondern bloß die Absicht dazu ausgesprochen sei.

Dem Reis Effendi hatte ich ebenfalls meine Abreise ankündigen lassen, und mir vorbehalten, Abschied zu nehmen. — Der Reis war darüber betroffen, und hatte meinen Dollmetscher gefragt: ob ich das Friedensproject in das russische Hauptquartier mitgetheilt habe. Dieser hatte (seiner Instruction gemäß) mit Nein geantwortet, da dies nicht meine Sache, sondern die der Bevollmächtigten sei.

---

*) Abschriften ihrer Schreiben in der Beilage Nr. 4. a, b, c.

Der Reis drückte seinen Wunsch aus, daß ich einen meiner Offiziere in das russische Lager senden, und den Feldmarschall von der Ankunft der Bevollmächtigten benachrichtigen, so wie (nach den eigenen Worten des Reis) den Feldmarschall günstig für die Pforte disponiren möge.

Der Dollmetscher erwiederte, daß ich ihm diese Sendung bereits angeboten habe, um den Ort der Zusammenkunft mit dem Feldmarschall zu verabreden, so wie dessen Neutralitäts-Erklärung zu bewirken, damit daselbst ungestört conferirt werden könne. Diese Verabredung des Orts, und was sich daran knüpfte, lehnte der Reis, als zum Ressort des Groß-Veziers gehörig, ab, wünschte aber doch meine Sendung, wobei es sich zeigte, daß er sich hierüber mit dem englischen und französischen Ambassadeur berathen und ihre Beistimmung erhalten haben mußte. Er beklagte es, daß ich abreisen wolle, da meine Gegenwart noch so nothwendig und nützlich sei.

Ich ließ ihm am 16ten antworten:

> ich sei nicht allein zu dieser Sendung in's russische Hauptquartier, sondern überhaupt zu Allem bereit, was ich zum Besten der Pforte thun könne, und was nicht den Charakter als Mediation habe; indeß müsse ich dann zu meiner eigenen Legitimation um eine schriftliche Aufforderung dazu bitten.

Die beiden Ambassadeurs gaben mir ebenfalls ihren Wunsch zu einer solchen Sendung eines meiner Offiziere zu erkennen, was keiner von ihnen glaubte, sich erlauben zu dürfen, obgleich sie in den Conferenzen über die griechische Frage Rußland mit vertraten. Ihre Absicht war, dem Feldmarschall Diebitsch gemeinschaftlich über diese Angelegenheit zu schreiben, und durch meinen Offizier wurde dies dann sicher besorgt.

Am 17ten August (s. Beilage Nr. 3.) erhielt ich die angeschlossene übersetzte Aufforderung, und am Abend ging mein

Offizier, Herr von Cler, von zwei Tartaren der Pforte begleitet, nebſt Herrn Pezzer als Dollmetſcher ab.

Ich hatte dem Feldmarſchall Diebitſch offiziell geſchrieben, ihn mit dem Stand der Angelegenheiten bekannt gemacht, und ihm als einem alten Freund in einem vertraulichen Schreiben meine Anſichten über den zu erlangenden Frieden mitgetheilt.

Ich hatte, um meinen Offizier auf dem kürzeſten Wege zu dirigiren, den Reis fragen laſſen, wo ſich der Feldmarſchall Diebitſch befinde. Im Fall einer ausweichenden Antwort hatte ich den Firman auf Kircliſſa verlangt.

Der Reis hatte ſich mit Unwiſſenheit entſchuldigt, den verlangten Firman gegeben, jedoch, da ein Paſcha in Adrianopel ſei, auch einen zweiten Firman über Adrianopel.

Die Pforte wußte nämlich damals ſchon, daß Feldmarſchall Diebitſch ſich gegen Adrianopel gewendet hatte, wollte dies jedoch nicht laut werden laſſen, und verſchwieg es deshalb auch mir, den die Pforte ihren Freund nannte.

Herr von Cler ging über Kircliſſa, traf daſelbſt den ruſſiſchen General-Lieutenant von Budberg, der ihn durch Koſaken gegen Adrianopel begleiten ließ (wohin Diebitſch marſchirt ſein ſollte), und traf den Feldmarſchall am 21ſten Auguſt daſelbſt, nachdem ſich Adrianopel am 20ſten durch Kapitulation ihm ergeben hatte.

Sechstes Capitel.

Die Pforte erhält die Nachricht von dem Fall von Adrianopel und kommt dadurch zum Entſchluß. — Ernennung der Bevollmächtigten zum Abſchluß des Friedens. — Conferenz im Pforkenpalaſt. — Der Major von Küſter ſtellt die ernannten Bevollmächtigten in Adrianopel dem Feldmarſchall Diebitſch vor. — Rückkunft des Hauptmann von Cler. — Conferenz mit dem Reis Effendi in einem Kiosk am Hafen.

Am 22ſten Auguſt war die Nachricht von dem Fall von Adrianopel, zugleich aber andere ungünſtige Nachrichten aus der Gegend von Erzerum und aus dem Innern über die Unzufriedenheit des Volks eingegangen, ſo daß die türkiſchen Miniſter ſich entſchließen mußten, einen bedeutenden Schritt zu thun. Bereits Tages zuvor hatte mich der Reis wiſſen laſſen, der Groß-Vezier habe aus Schumla gemeldet: ein Abgeſandter, den er an den ruſſiſchen Feldmarſchall geſendet, ſei an den ruſſiſchen Vorpoſten zurückgewieſen worden. Ich erwiederte auf der Stelle, dies müſſe ein Mißverſtändniß ſein, und ſpäter zeigte es ſich nicht allein ſo, ſondern obenein, daß der türkiſche Abgeſandte es durch ſeine Schuld veranlaßt hatte.

Am Morgen des 22ſten wurde ich ſondirt, ob ich etwas dagegen habe, in den Friedens-Angelegenheiten der Pforte, in Gemeinſchaft mit den Ambaſſadeurs von England und Frankreich, einer Conferenz mit dem Reis Effendi beizuwohnen. Keinesweges, war meine Antwort; wir ſind alle von einer und derſelben Anſicht, wir brauchen keine Geheimniſſe vor einander zu haben.

In der That konnte ich dieſe Antwort mit der Beruhigung geben, das Vertrauen dieſer Ambaſſadeurs durch die letzten Begebenheiten dergeſtalt gewonnen zu haben, daß ich für Alles, was nun noch zu thun übrig blieb, keiner Abſonderung bedurfte. Ich hatte ihrem Wunſch nachgegeben, meine Reiſe

bis zu dem Augenblick zu verschieben, wo die Bevollmächtigten zusammen gekommen sein würden. —

Der Reis Effendi ließ hierauf die beiden Ambassadeurs und mich ersuchen, uns zu einer Conferenz im Pfortenpalast einzufinden, da er unsers Raths bedürfe. Mit dieser Nachricht kamen die beiden Ambassadeurs zugleich zu mir. Sie hatten bereits Nachrichten vom Fall von Adrianopel durch ihre Kundschafter. Es kam nun darauf an, uns auf diese Conferenz dergestalt vorzubereiten und zu vereinigen, daß wir in Gegenwart des Reis nur eine und dieselbe Sprache führten. Leider konnte ich wegen eines Rückfalles des kalten Fiebers die Ambassadeurs nicht auf den Pfortenpalast begleiten; ich übertrug dies jedoch dem Major und Legationsrath von Küster als meinem Stellvertreter, der auch bei unsrer Verabredung gegenwärtig war, in welcher wir uns vollkommen über Alles einigten, was der Gegenstand des guten Raths sein konnte, den man von uns verlangte.

Der Reis trug daselbst vor: daß, nachdem der vom Groß-Vezier ernannte Abgesandte an den russischen Vorposten abgewiesen, und überdies krank geworden sei, die Pforte beschlossen habe, zwei neue Bevollmächtigte, in dem Defterdar (Finanz-Minister) Sadik Effendi, und dem Ober-Richter von Constantinopel und Natolien Cadir Bey zu ernennen; er präsentirte solche und erbat für sie die Erlaubniß, der Conferenz beiwohnen zu dürfen.

Ferner sei der Pforte der Fall von Adrianopel berichtet, wonach sie eine Beschleunigung des bereits eingeleiteten Friedens wünsche, und um Rath bitte, was sie zu dem Ende noch thun könne.

Der englische Ambassadeur, als unser Wortführer, erklärte: das sicherste Mittel zum Zweck sei, daß die Pforte sich klar und bestimmt ausspreche, was sie zur Erlangung des Friedens für Mittel anzuwenden beschlossen habe.

Der Reis bezog sich auf ihre Erklärung und den Friedensplan in 5 Artikeln.

Sir Robert: Dies reiche nicht aus, da man wisse, daß Rußland nur nach seinem Manifest unterhandeln wolle, und dieses einen 6ten, von der Pforte übergangenen Punkt — die Kriegs-Entschädigungen — enthalte.

Hierüber verlangte der türkische Minister nun vorzüglich unsern Rath.

Sir Robert erwiederte: Der Kaiser von Rußland habe allen europäischen Mächten den Glauben an seine Mäßigung eingeflößt, und ihr Vertrauen erworben, wir sähen daher für die Pforte kein andres Mittel, als diesen europäischen Ansichten beizutreten, und die Bestimmungen über diesen Punkt der Großmuth (magnanimité) des Kaisers anheim zu stellen.

Ganz unerwartet, aber ohne das allermindeste Schwanken, wurde dies von dem Minister angenommen, mit der Bemerkung, die Bevollmächtigten würden danach instruirt werden. Hierauf folgte das Gesuch unsrer Mitwirkung zur Erlangung eines günstigen Friedens für die Pforte. Wir erklärten uns bereit, und so wurde verabredet, daß der Herr von Küster ungesäumt die Bevollmächtigten nach Adrianopel bringen und dort dem Feldmarschall Diebitsch vorstellen solle. Der englische Ambassadeur gab ein Schiff, um auf dem kürzesten Wege über Rodosto nach Adrianopel gehen zu können.

Am 24sten August ging Herr von Küster mit den Bevollmächtigten ab. Es war der Pforte gelungen, in ihrer großen Noth den Finanz-Minister zu dieser Sendung zu bewegen, der sie jedoch nur unter der Bedingung angenommen hatte, daß einer der vornehmsten Ulemas die Mitgesandtschaft zur Bewirkung des Friedens übernähme.

Am 26sten August kam Herr von Cler aus Adrianopel zurück und brachte die befriedigendsten Antworten des Feldmarschalls, der mir indeß vertraulich schrieb: so wenig er die Groß-

muth des Kaisers beschränken wolle, so müsse der Punkt der Entschädigungen unter allen Umständen in dem Tractat figuriren. Alle übrigen vertraulichen Aeußerungen des Feldmarschalls bewiesen mir, daß er den Frieden ernstlich wolle.

Die Pforte hatte uns die Instructionen für die Bevollmächtigten mitgetheilt, woraus hervorging, daß es ihr ebenfalls Ernst mit dem Frieden war. Nichts konnte ihn also jetzt mehr stören oder zurückhalten, als Mißverständnisse. Am meisten fürchtete ich hierbei die türkische Langsamkeit und Unentschlossenheit, wenn es darauf ankommt, einen wichtigen Akt zu vollziehen. —

Wenn, während in Adrianopel alle Friedenspunkte genau überlegt wurden, russische Truppen gegen Constantinopel vorprellten, und der Sultan dann den Ort verließ, so konnte große Verwirrung entstehen, welche zu nichts führte.

Dies hatte ich dem Feldmarschall von Diebitsch durch Herrn von Küster vorgestellt, und seiner Beurtheilung anheim gegeben, das Vorrücken einzelner Truppentheile gegen Constantinopel zu verhindern, bis in Adrianopel der Friede unterzeichnet sei oder die Aussicht dazu sich wieder zerschlage.

Der Feldmarschall gab hiernach seiner Armee die nöthigen Befehle.

Herr von Cler hatte den beiden Ambassadeurs eine Antwort des Feldmarschalls mitgebracht, welche meinen Wünschen gemäß auch diese in den Stand setzte, der Pforte beruhigende Worte zu sagen, so daß sie am Abend durch unsre Mittheilungen zufrieden gestellt war.

Herr von Cler war bei seiner Rückreise neben und zwischen den türkischen Truppen geritten, welche von Adrianopel abgezogen, und im Marsch auf Constantinopel waren.

Er hatte sie in dem Zustande einer völligen Auflösung aller Ordnung und Subordination gefunden. Die Colonne von einer Stärke von etwa 25,000 Mann in einer Mischung von

allen Waffen, nahm eine Länge von 8—10 Stunden ein, und hatte sich der Leitung ihrer höheren Offiziere entzogen, welche seitwärts, abgesondert ritten, da sie Gefahr liefen, in der Colonne von ihren völlig verwilderten Leuten ermordet zu werden. Der Dollmetscher Herr Pezzer hatte die Verabredung der türkischen Soldaten unter einander gehört, wie sie nach ihrer Ankunft in Constantinopel daselbst verfahren wollten, und wie das Nest an allen 4 Ecken angesteckt werden solle. —

Mir schien es zweckmäßig, den Sultan auf meinem geheimen Wege von diesem Zustand seiner Truppen noch vor ihrer Ankunft Nachricht zu geben, und ihm zu rathen, Niemand davon nach Constantinopel zu lassen.

Der Sultan ließ mir danken und mich benachrichtigen, daß er den Eintritt dieser verwilderten Banden in Constantinopel durch Aufstellung von Linientruppen verhindern und die ganze Armee im Lager vor Ejub sammeln werde. Am 28sten früh Morgens war die Wasserstraße nach Scutari mit Schiffen bedeckt, welche ununterbrochen Truppen nach der asiatischen Seite überführten.

Ich konnte dies aus meinen Fenstern sehen und war damit beschäftigt, aufzuklären, was es bedeuten könne, als mir der Sultan sagen ließ:

> es sei mit den Miliztruppen gar nichts mehr anzufangen gewesen; er habe sie daher sämmtlich nach Asien übergeschifft und entlassen. Den Ueberrest von den Linientruppen, etwa 3000 Mann, habe er in seinem Lager zurückbehalten. — Jetzt, da er die Armee habe auseinandergehen lassen, rechne er doppelt auf mich, daß ich ihm den Frieden verschaffen werde, wie ich es versprochen habe.

Der geheime Abgesandte des Sultans konnte sich meine Verwunderung über diese Maaßregel gar nicht erklären, und den Unterschied nicht begreifen, der zwischen einem Friedensschluß

mit einer gerüſteten Armee und einem Friedensſchluß zu machen iſt, wo der eine Theil ſich waffenlos dem andern übergiebt. —

Der Sultan hatte den beiden Ambaſſadeurs daſſelbe eröffnen laſſen. Wir befanden uns ſämmtlich in nicht geringer Verlegenheit, bis wir am 30ſten aus einer Depeſche des Major von Küſter erſahen, daß der Feldmarſchall Diebitſch auf meine Vorſtellung und in der Ueberzeugung, daß die Präliminarien oder der Frieden bereits unterzeichnet ſeien, wenn es die Zeit erlaubt hätte, das Friedens-Inſtrument zu ſchreiben, alle Bewegungen auf Conſtantinopel eingeſtellt hatte.

Der Sultan ſah Alles als beendigt und den Frieden als abgeſchloſſen an. Nicht ſo der Reis Effendi, aus deſſen Fragen, die er an meinen Dollmetſcher that, Beſorgniß hervorging. Er ließ mich täglich erſuchen, wenn mir etwas einfalle, was die Pforte thun könne, um ſich günſtig zu ſtellen, ich es ihn wiſſen laſſen möchte.

Ich überſah bereits folgendes großes Mißverſtändniß. Der Reis war der Meinung, daß, da die Pforte ſich wegen der Kriegsentſchädigungen der Großmuth des Kaiſers ergebe, von dieſem Punkt in dem Tractat keine weitere Rede zu ſein brauche. Dem Feldmarſchall Diebitſch war es gleichgültig, was der Kaiſer von dieſen Entſchädigungen erlaſſen werde, aber es war für ihn eine Hauptbedingung, daß dieſe Entſchädigungen, ſo wie es das Manifeſt bereits ausgeſprochen hatte, im Tractat ſtanden.

Nun legte der Reis einen außerordentlichen Werth darauf, daß im Friedenstractat weder von Gebiets-Abtretungen, noch von Entſchädigungen die Rede ſei, damit das türkiſche Volk den Frieden nicht ungünſtig aufnehmen möge.

Ich ließ ihn daher durch meinen Dollmetſcher wiſſen, ich hätte Mehreres notirt, was ich, als der Pforte günſtig, ihr zu

thun rathen würde, und ich wollte mich mit ihm darüber an einem dritten Ort besprechen.

Dies wurde dankbar angenommen, der Reis kam zu der Zusammenkunft über den Hafen in ein Lusthaus. Ich schlug ihm vor: Freilassung von 3 russischen Kaufleuten, welche in Ketten lagen, ohne etwas verbrochen zu haben, und die grausamste Behandlung erfuhren, weil sie während des Krieges das türkische Gebiet wieder betreten hatten, wo ihre Familien beim Ausbruch zurückgeblieben waren.

Ferner: daß der Sultan alle während des Krieges gemachten russischen Gefangenen nach Constantinopel kommen, dort neu kleiden lasse und dem Kaiser als einen Beweis von Hochachtung und friedlichen Gesinnungen zurücksende.

Dies wollte dem Reis nicht recht als zweckmäßig einleuchten. Er fragte, wie denn die türkischen Gefangenen zurückkommen sollten. Ich übernahm es, ihnen die Freiheit zu verschaffen, und als ich ihn mißtrauisch gegen den Kaiser sah, zog ich eine Petersburger Zeitung aus der Tasche, aus welcher ich ihm das Benehmen des Kaisers gegen einige türkische vornehme Offiziere übersetzen ließ. Der Kaiser hatte sie zu einem großen Manöver eingeladen, nach demselben sie kaiserlich beschenkt und ihnen die Freiheit gegeben, indem er sie auf seine Kosten in ihr Vaterland zurück reisen ließ. Dieser Artikel setzte den Reis in große Verwunderung. Er lobte die Großmuth des Kaisers, und hiermit auch meinen auf selbige gegründeten Vorschlag.

Wir kamen nun auf das, was den Reis am meisten beschäftigte, den Punkt der Kriegs-Entschädigung, von der er glaubte, daß sie ihnen unmittelbar, vom Kaiser zum Sultan auferlegt werden würde, und wobei, wie ich sehr bald bemerkte, er mich als Mittels-Person zu Gunsten des Sultans brauchen wollte.

Ich eröffnete ihm, daß der Kaiſer eine Liquidations-Commiſſion niedergeſetzt habe, welche die Kriegskoſten niederſchreibe, monatlich ſummire, und ſie Tag für Tag angeben könne. — Der Feldmarſchall habe die dazu nöthigen Papiere bei ſich, und werde ſie den Abgeordneten wahrſcheinlich vorlegen, um die daraus ſich ergebende Summe in einen Friedens-Artikel einzuführen. — Dies zu vermeiden, war der lebhafteſte Wunſch des Divans. Nie haben wir noch bei einem Friedensſchluß ſolche Gelder bezahlt, wir können es auch nicht, weil im ganzen Reich Niemand Geld hat, als der Großherr, deſſen Schatz erſchöpft iſt. Was für einen Eindruck würde ein ſolcher Artikel auf das Volk machen. Ich zeigte dem Reis, daß das ruſſiſche Volk das entgegengeſetzte Intereſſe habe. — Was würde es ſagen, wenn nach einem glücklich vollbrachten blutigen Kriege ihm ſeine baaren Auslagen nicht durch Stipulationen des Friedens erſetzt würden!

Rußland werde alſo darauf beſtehen, daß die Total-Summe im Friedens-Inſtrument genannt werde. — Dann aber würde der Kaiſer wahrſcheinlich Grenzfeſtungen, Schiffe, Holz, Kupfer u. ſ. w. in Kapital-Werth annehmen und von dieſer Summe abrechnen. —

Alles komme hierbei darauf an, wie hoch oder niedrig dieſe Gegenſtände in Kapital angeſchlagen würden. Dies gehe von dem Kaiſer aus und ſein Feldmarſchall habe nichts damit zu thun. Deshalb müſſe die Pforte den Kaiſer günſtig für ſich ſtimmen, indem ſie beweiſe, daß ſie den Frieden ernſtlich wolle und keine Schwierigkeiten mache.

Der Reis begriff das, fürchtete aber, daß die Pforte gar nicht dazu kommen werde, mit dem Kaiſer zu unterhandeln, da ſich die ruſſiſchen Behörden dazwiſchen ſchieben würden, und da ich ihm geſagt habe: ich könne in dieſer Angelegenheit nicht handeln, ſo möchte ich ihnen wenigſtens rathen.

Das war der Punkt, auf welchem ich den Reis erwartete.

Ich rathe Euch, eine Gesandtschaft nach Petersburg zu schicken, an deren Spitze ein vornehmer General steht, der sich in diesem Kriege gegen Rußland ausgezeichnet hat. Er muß ein bedeutendes Gefolge von jungen intelligenten Offizieren, Generalen, Obersten ꝛc. bei sich haben, so wie einen Mann, der in den diplomatischen Geschäften erfahren ist.

Der Reis fragte: von welchem Rang dieser Abgesandte sein solle? Ich erwiederte: von einem so hohen, daß der Kaiser nach allen Regeln der Etiquette ihn bei sich sehen, mit ihm selbst verhandeln könne. Dann würde der Kaiser ihm seine Truppen zeigen, sich mit ihm unterhalten, und wenn der Mann dann verständig wäre und sich zu benehmen wisse, so würde sich viele Gelegenheit für ihn finden, für das Wohl der Pforte zu reden und zu wirken. Der Abgesandte müsse daher wenigstens den Rang eines Pascha von 2 Roßschweifen haben.

Die Absendung eines so vornehmen Mannes ist ganz unmöglich, sagte der Reis mit Lebhaftigkeit, Männer von solchem hohen Rang schickt man nicht in's Ausland.

Da mir vom Reis selbst der Titel eines vornehmen Pascha gegeben wurde, so sah ich ihn für diese Insolenz starr in die Augen. Er verbesserte seine Rede durch die Bemerkung, in der Türkei sei es ganz ungewöhnlich, und fragte, wen ich denn zu dieser Sendung geeignet hielte?

Ich erwiederte: den Seraskier Cosrew Pascha, und dies um so mehr, als man wisse, daß dieser Mann sich der Gunst des Sultans erfreue.

Er sei zu alt.

Die Folge dieser Conferenz war, daß mir der Sultan bereits am andern Tage sagen ließ: die Sonne habe meinen Mund vergoldet.

Alles, was ich vorgeschlagen und wie ich es vorgeschlagen habe, sei von ihm genehmigt worden; ich möge nun noch

mein Werk vollenden und ihm die Personen bezeichnen, welche er nach Petersburg senden solle.

So wunderbar diese Forderung auch war, da ich mich erst seit 3 Wochen in Constantinopel befand und keine Gelegenheit gehabt hatte, die Diener des Sultans kennen zu lernen, so nahm ich mich wohl in Acht, sie zurückzuweisen, da ich mit Bestimmtheit voraussehen konnte, daß in diesem Fall nichts geschehen würde. Ich erwiederte daher mit gravitätischer Miene: ich würde mich bis zum folgenden Morgen darüber erklären.

Nach einer Berathung mit einem die Verhältnisse und die Menschen genau kennenden Europäer nannte ich Halil Pascha, Seraskier der Linientruppen, und Adoptio, Sohn des Cosrew Pascha. Dieser Halil Pascha hatte einen guten Namen in der Armee, war ein junger Mann von 28 Jahren, verband mit einer angenehmen Gesichtsbildung anständige Manieren, und gehörte nicht zur Parthei der Ulemas, sondern war ein dem Sultan ganz ergebener Reformer.

Zu seiner Begleitung und Wahrnehmung der diplomatischen Geschäfte fand sich Niemand geeigneter, als ein bejahrter, aber noch rüstiger Grieche, Namens Arioropolo, der durch seine langen und treuen Dienste das Vertrauen der Pforte erworben, zugleich aber auch in Europa einen guten Namen hatte. Er war nämlich Geschäftsträger in Berlin gewesen und dort sehr beliebt.

Was die Adjutanten von Halil betraf, so schlug ich vor: daß der Sultan zwei von seinen eignen mitgeben, und zwei durch Halil auswählen lassen möchte.

Alles wurde ausgeführt, wie ich es vorgeschlagen hatte. Meinen Vorschlag so wie die Verhandlungen darüber hatte ich den Ambassadeurs bei unsern gewöhnlichen Zusammenkünften mündlich mitgetheilt. Der französische Ambassadeur so wie die übrigen europäischen Gesandten fanden diese Sendung nach Petersburg als ein gutes Mittel, den Abschluß des Friedens

in Adrianopel zu beſchleunigen, worauf ihnen viel, wo nicht Alles ankam. Der engliſche Ambaſſadeur konnte ſein Mißfallen an meinem Vorſchlag nicht bergen, wußte mir jedoch keine Gründe dagegen anzugeben, oder er trat vielmehr mit denſelben nicht vor. — Der franzöſiſche Ambaſſadeur hatte Gelegenheit, daſſelbe zu bemerken, und keine Gründe erfahren können. Die Folge wird zeigen, weshalb von dieſem Umſtand hier Erwähnung geſchehen mußte.

Siebentes Capitel.

Mein Verhältniß zum Feldmarſchall Diebitſch und zur Pforte. — Anſtalten zur Abreiſe. — Abſchieds-Audienz beim Sultan. — Rückkunft des Herrn von Küſter von Adrianopel. — Abreiſe.

Der Feldmarſchall Diebitſch war ſeit dem 21ſten (als Herr von Cler bei ihm eintraf) mit mir täglich in Correſpondenz. Ich überwies ihm die in Freiheit geſetzten ruſſiſchen Kaufleute, die ruſſiſchen Gefangenen, ſo viel ſie noch zur Diſpoſition des türkiſchen Gouvernements waren, ich regulirte mit ihm den freien Durchgang der Poſten zwiſchen Conſtantinopel und Wien, (durch öſtreichiſche Couriere) ſo wie alle kleinen Wünſche der Pforte und der europäiſchen Geſandten. Der Feldmarſchall ſtellte, meinem Vorſchlag gemäß, alle türkiſchen Gefangenen, welche noch nicht im ruſſiſchen Reich angekommen waren, zur Diſpoſition der Pforte und dirigirte ſie auf Rodoſto, er bewilligte Alles, was billig war, beantwortete alle Schreiben, welche ihm aus Conſtantinopel zukamen, ſendete mir jedoch von jeder Antwort eine Abſchrift.

Dies veranlaßte die Pforte, ſich in Allem an mich zu halten, und mich über manche Gegenſtände zu befragen, wegen welcher

früher England und Frankreich zu Rathe gezogen waren. — Meine Antworten blieben immer einfach im europäischen Interesse, und ich machte kein Geheimniß daraus. Ich erwartete die Zurückkunft des Herrn von Küster aus Adrianopel, um mich sofort nach Genua einzuschiffen. Der Sultan hatte die Absicht ausgesprochen, mich vor meiner Abreise auf eine ganz ungewöhnliche Art auszuzeichnen, einmal, um dadurch seine Dankbarkeit gegen den König, meinen Herrn, für seine Sendung auszudrücken, als auch einen öffentlichen Beweis zu geben, wie sehr er mit den Diensten zufrieden sei, welche ich ihm geleistet. Ich wurde daher zum 3ten September zu einer Audienz in einem Kiosk am Arsenal eingeladen, wo Niemand zugegen sein werde, als der Reis Effendi, wozu ich meinen Dollmetscher mitbringen möge, da der Sultan keinen Pforten-Dollmetscher haben werde, noch mit mir bedürfe. Was die Kleidung betreffe, so würde ich dem Großherrn in jeder angenehm sein.

Dies war in der That etwas Ungewöhnliches und erregte daher in Pera ein Aufsehen unter dem diplomatischen und Dollmetscher-Corps.

Alles dies mochte den englischen Ambassadeur etwas verstimmt haben, so schien es mir wenigstens, als ich mich genöthigt sah, ihn über einen nicht ganz angenehmen Gegenstand zu unterhalten.

Von dem Augenblick, als der Feldmarschall Diebitsch in Adrianopel eingetroffen war, fanden sich Offiziere der englischen Marine daselbst ein, welche dergestalt hin und herreisten, daß es der russischen Polizei-Behörde auffiel, und nach einer kurzen Beobachtung derselben, aus den nicht immer vorsichtigen Aeußerungen dieser jungen Offiziere hervorging, daß sie zur Einziehung von Nachrichten ausgesendet waren.

Der Feldmarschall Diebitsch theilte mir hierüber sein Mißfallen mit; er äußerte, daß es ihm zum größten Vergnügen gereichen werde, Alles, was der englische Ambassadeur aus Adria-

nopel zu wiſſen wünſche, ihm ſelbſt mitzutheilen, daß jedoch ſolche Beobachtungsreiſen zu Unordnungen, ja zu unangenehmen Brouillerien führen könnten, welche er vermeiden wolle. Er überließ mir, dies abzuſtellen und ihm dadurch Maaßregeln gegen ſolche nicht paſſenden Reiſen zu erſparen.

Ich fand, daß der Feldmarſchall ganz Recht hatte, und wenn wohl Niemand leugnen konnte, daß es ihm zuſtand, in ſeinem eigenen Hauptquartier Polizei-Geſetze zu geben, denen ſich jeder Reiſende zu unterwerfen hatte, ſo lag eine Delikateſſe darin, den Ambaſſadeur darauf aufmerkſam zu machen, daß es beſſer ſein würde, die Gegenwart junger reiſender Offiziere in Adrianopel — bis zur Unterzeichnung des Friedens — zu vermeiden, als den Feldmarſchall Diebitſch in die Lage zu ſetzen, ſolche Offiziere polizeilichen Vorſchriften zu unterwerfen; dies um ſo mehr, als bekanntlich die jungen Engländer ſich auf dieſen Punkt ſehr wenig zu fügen wiſſen, und ohngefähr wie unſre deutſchen Studenten gegen ſolche Geſetze überall Prärogativen verlangen.

Meine freundſchaftliche Benachrichtigung hatte jedoch bei Sir Robert einen ganz andern Erfolg, als ich erwartet hatte.

Dieſe Offiziere waren nicht von ihm, ſondern wahrſcheinlich vom Admiral Malcolm, der mit ſeiner Flotte, vereint mit der ruſſiſchen unter Admiral Riccord, bei Tenedos lag, geſendet worden, und der Ambaſſadeur (obgleich der Admiral Malcolm unter ihm ſtand) wußte wahrſcheinlich nichts davon.

Sir Robert hatte es dem Feldmarſchall Diebitſch übel genommen, daß er die Freiheit der Engländer beſchränken wolle, wozu er kein Recht habe, hatte es mir übel genommen, daß ich die Anſichten des Feldmarſchalls Diebitſch theilend, mich ſeiner Wünſche angenommen hatte, kurz, es war der Stoff zu einer völligen Brouillerie vorhanden, wenn es mir nicht gelang, Sir Robert in einer beſonderen Unterredung durch ruhige Darſtellung zu überzeugen, daß der Feldmarſchall Diebitſch Recht

habe, und daß er, als Repräsentant der englischen Nation, diese nicht passenden Reisen abstellen müsse.

Die Umstände hatten eine höchst wunderbare Complication herbeigeführt. — Die im mittelländischen Meer vereinigte englische, französische, russische Flotte hatte zwar bei Navarin die türkische Flotte geschlagen, befand sich jedoch wieder in einem halb friedlichen Zustande, und ihr Zweck, die Beendigung der griechischen Frage, hatte nichts mit dem Krieg des russischen Reichs und der Pforte gemein.

Dagegen befand sich die russische Flotte im schwarzen Meer unter dem Admiral Greigh in einer entgegengesetzten Lage.

Diese Flotte gehörte zum Krieg des russischen Reichs, während das Handeln der russischen Flotte des mittelländischen Meeres ihr fremd war.

Admiral Greigh hatte durch Offensiv-Maaßregeln das Vorrücken des Feldmarschalls Diebitsch nach Adrianopel unterstützt, und es fragte sich, was, nachdem ꝛc. Diebitsch dem mittelländischen Meer so nahe gekommen war, der Admiral Riccord nun thun würde?

Als russischer Admiral an den Operationen des Feldmarschalls Theil nehmen, oder sich an das System der vereinigten Flotte des mittelländischen Meeres halten?

Der Feldmarschall hatte von Adrianopel Demotika und Enos besetzt. Da dies keinen andern Zweck zu haben schien, als mit der Flotte des mittelländischen Meeres in Verbindung zu kommen, so glaubte man englischer Seits, die russischen Schiffe würden mit ꝛc. Diebitsch operiren, und dies mag den Admiral Malcolm auch wohl vermocht haben, Offiziere nach Adrianopel zu senden, durch welche er zu erfahren trachtete, was für ihn — in Beziehung auf die russischen Schiffe unter Admiral Riccord — von großer Wichtigkeit war.

Es gelang mir, Sir Robert zu überzeugen, daß er jede Reibung vermeiden müsse, und so stellte er denn auch die Be-

ſuche der jungen Offiziere in Adrianopel — zur großen Zufriedenheit des Feldmarſchalls Diebitſch — ein. Bei dieſer Unterredung ſah ich die Schwierigkeit, in welche Rußland kommen mußte, wenn es darauf ausging, die engliſchen Ideen zu befriedigen. —

Meine Audienz beim Sultan fiel ganz erwünſcht aus.

Er empfing mich, auf einem Divan in der Ecke einer Niſche ſitzend. Der Reis Effendi, der mich in den Salon eingeführt hatte, trat an ſeine linke Seite. Ich war ſo gekleidet, wie ich am Hofe vor meinem König erſcheine. — Der Reis Effendi hielt mir eine Rede im Namen des daneben ſitzenden Sultans, welche ſehr feierlich damit anhob:

Es war immer Unſre Kaiſerliche Abſicht ꝛc.

Die Rede war in Abſätze getheilt, welche auf die Ueberſetzung durch den Dollmetſcher berechnet waren, und deren Schluß jederzeit eine ſolche Verbindlichkeit für meinen König enthielt, daß ich durch eine Verneigung danken mußte. Eine ſehr feine Aufmerkſamkeit für mich lag in der wörtlichen Wiederholung der von mir angebrachten Phraſe, bei meiner erſten Zuſammenkunft mit dem Reis Effendi:

wenn man das Glück der Völker wolle, müſſe man nicht rückwärts, ſondern nur vorwärts ſehen,

welche der Reis ſeinem Souverän in den Mund legte.

Ich beantwortete die Rede, indem ich mich jedoch unmittelbar an den Sultan wendete und ihm dabei ganz dreiſt militairiſch in die Augen ſah.

Ich wußte, daß beides nicht den orientaliſchen Etiquetten gemäß iſt, vorzüglich dem Sultan dreiſt in die Augen zu ſehen. Jeder Orientale muß in ſolchen Augenblicken die Augen niederſchlagen, um praktiſch zu beweiſen, daß des Sultans Antlitz leuchtet und blendet, gerade wie das Sonnenlicht.

Indeß, da mich der Sultan europäiſch empfing, ſo kam es mir paſſend vor, mich ihm auch mit europäiſchen Sitten zu

zeigen. Dies schien ihm wohl zu gefallen, denn nun redete er mich an; in seinem Gesicht lag ein bedeutender Ernst, aber seine Augen hatten etwas Sanftes, ich möchte sagen Schwärmerisches. Seine Stimme war außerordentlich sonor, seine Manieren gratiös und verbindlich, so daß jeder, der ihn so sah und hörte, sich sagen mußte: das kann kein wilder Kopfabschneider sein! Nach später erhaltenen Belehrungen ist es auch wirklich so. —

Von seinen Umgebungen, seinen Dienern, Frauen und Kindern geliebt, geachtet, ja auf Händen getragen, verbreitet er Freude und Glück um sich.

Der Sultan hatte die Rede des Reis Effendi verbessert, indem er, wo der Name des Königs vorkam, oder der Reis in Beziehung darauf ihn als mon ami aufführte, dies durch ein respectable, digno oder magnanime eine Note höher schraubte. Mein Dragoman, der in seiner preußischen Uniform mir seitwärts einen halben Schritt zurück stand, und noch nie die Ehre gehabt hatte, Worte des Sultans zu übersetzen, wurde hierbei etwas lebhaft und übersetzte mir die durch den Sultan an den Reis gerichteten Worte, ohne abzuwarten, bis der Reis sie mir wiedergab. Dies schien mir unschicklich; ich griff daher mit meiner linken Hand zurück, faßte ihn am Rock und gab ihm, ohne hinzusehen, ein Zeichen, nach welchem er zusammenschrak. Der Sultan hatte dies gesehen und fing an, dergestalt darüber zu lachen, daß auch ich das Lachen nicht unterdrücken konnte.

Von diesem Augenblick an schien der Sultan ganz à son aise zu sein. Er lachte mich aus, daß ich so fest in meinen Kleidern stecke, und die Escarpe noch obenein brauche, um schlank zu sein, er meinte, sich so zu schnüren, könne doch bei den Europäern nur Folge der Eitelkeit sein.

Am Schluß legte er mir noch besonders an's Herz, wenn ich zurück sein werde, meinem magnanime roi zu sagen: mit welcher Theilnahme er sich nach seiner précieuse santé erkundigt

habe, — dann, ich solle Constantinopel nicht vergessen, sondern um freundlich daran zurück zu denken, ein Andenken von ihm, für mich und meine beiden Begleiter annehmen. — Auf einen Wink des Sultans erschien hier sein Geheimschreiber Mustapha (ein bedeutender Mann durch seine Stellung und seinen Einfluß) und übergab mir eine Tabatiere (welche, wie ich nachher vernahm, der Sultan mit 40,000 Piastern bezahlt hatte) und zwei andre (von 10—12,000 Piastern jede) für meine Offiziere.

Alles ging hier mit dem größten Anstand zu, und der Sultan zeigte sich als ein heiterer Mann, der gern lacht. —

Wieder in den Vorzimmern angekommen, verlangte mich einer der Adjutanten des Sultans zu sprechen und bat mich, ihn zu der Gesandtschaft nach Petersburg zu ernennen. Ich erwiederte ihm: dazu müsse er sich an seinen erhabenen Herrn wenden, für mich würde es sich nicht schicken, einen solchen Vorschlag zu machen. — Wie? rief er aus: für wen in der Welt, wenn nicht für Dich, den Wohlthäter des türkischen Reichs, den Vater aller Ottomanen, den Mann, den unser Sultan wie einen Bruder liebt, dessen Macht größer ist, als alle Macht eines Sterblichen dieser Erde — ich unterbrach meinen jungen Mann, um ihn los zu werden, er rief jedoch mit lauter Stimme: ein Wort von Dir dem Reis Effendi oder Mustapha, und meine Wünsche sind erfüllt — Du hast einen Glücklichen gemacht! — Mein Dollmetscher, mit den orientalischen Sitten besser bekannt, gab mir ein Zeichen, daß ich es thun möchte, und beim Abschied vom Reis — wobei Mustapha, ein junger Mann von 28 Jahren, gegenwärtig war, brachte mein Dollmetscher meine Unterstützung des Antrags an. — Beide erwiederten, es wäre eine Begünstigung des Himmels, daß der Sultan Gelegenheit fände, etwas zu thun, was mir angenehm sei. —

Es war mir bis dahin ſchon klar geworden, daß dies eine Verabredung war, um mich mit der ſüßen Ueberzeugung abreiſen zu laſſen, daß ich in Conſtantinopel ein allmächtiger Mann ſei.

Ich ſah ſpäter dieſen Obriſten bei der Geſandtſchaft des Halil Paſcha in Petersburg wieder.

Am 5ten September Abends 7 Uhr ſchiffte ich mich ein. Unſer trefflicher Miniſter Herr von Royer begleitete mich noch einige Stunden lang, und fuhr dann mit ſeinem Ruder-Boot zurück. —

Achtes Capitel.

Rückreiſe nach Berlin. — Stürme auf dem mittelländiſchen Meer. — Quarantaine in der Spezzia. — Nachrichten über die Unterzeichnung des Friedens in Adrianopel am 14ten September; des Herrn von Royer Theilnahme daran (als mein Stellvertreter). Abreiſe von Genua und Ankunft in Berlin.

Die Herren Gordon, Guilleminot und von Ottenfels hatten mir Fregatten zu meiner Rückreiſe angeboten; ich hatte mit der gebührenden Erkenntlichkeit ihr freundliches Anerbieten abgelehnt. —

Zu meiner Rückreiſe hatte ich die Wahl:

durch die ruſſiſche Armee (oder über Odeſſa) und Warſchau, durch das mittelländiſche Meer und Italien, durch das adriatiſche Meer über Trieſt und Wien.

Die Grundſätze, welche mich bei der Wahl leiten mußten, waren:

1) ich hatte ſeit meiner Abreiſe von Berlin keine Antwort auf meine Berichte, keinen Befehl erhalten. — Ich durfte erwarten, daß ich zur Zufriedenheit meines Gouverne-

ments gehandelt hätte, aber ich wußte es nicht, kannte auch den Standpunkt der Politik in Europa nur aus den Zeitungen; ich mußte es also bei meiner Rückreise vermeiden, eine Hauptstadt zu berühren, in welcher es die Schicklichkeit erfordert hätte, die Befehle des Souverains abzuwarten und ein diplomatisches Korps zu sehen,

2) mußte ich, so wie bei der Hinreise, auch bei der Rückreise jede Berührung mit Rußland vermeiden, weil dieselben Gründe sowohl für meine Person, als (so lange der Friede nicht abgeschlossen war) auch für die Sache noch bestanden,

3) hätte ich die Reise mit einer Fregatte zwar sicherer und bequemer gemacht, allein es hätte mir und meinem Gouvernement Verbindlichkeiten auferlegt, von denen ich nicht wußte, ob sie ihm angenehm waren, welche ich also nicht eingehen konnte.

Auch hätte ich nicht gewußt, von welchem der Gesandten ich das gefällige Anerbieten annehmen sollte, da ich das des östreichischen Gesandten wegen Nr. 1 ablehnen mußte.

Da Sardinien von den Kaperschiffen der Barbaresken respectirt wurde, so beschloß ich, auf einem sardinischen Schiff nach Malta zu segeln, dort meine Quarantaine zu machen und sodann von Genua über Mailand und Constanz in gerader Richtung nach Berlin zu gehen.

Der sardinische Gesandte, Marquis von Gropallo, hatte die freundschaftliche Gefälligkeit, die Verdingung eines solchen Schiffes zu übernehmen, da er die meisten dieser Capitains und ihre Schiffe kannte. — Er wählte eine sehr schnell segelnde Brigantine, mit 18 Matrosen bemannt, welche keine pestfangende Waaren an Bord nehmen durften (wodurch die Quarantaine verlängert wird). Ich gestattete übrigens auf den Wunsch des Gesandten allen in Constantinopel befindlichen sar-

dinischen Matrosen, deren Schiffe gescheitert waren, die Rückfahrt, wodurch die Mannschaft bis auf 30 stieg.

Es war bedungen, daß ich nach Malta segeln oder in irgend einem Hafen meine Quarantaine machen, dann aber in Genua oder wo ich es sonst gut fand, an's Land steigen konnte.

Für diese Ueberfahrt zahlte ich 1200 Thlr. Preuß. Cour. und sorgte für meine Küche.

Es fand sich unter den nach Genua zurückkehrenden Leuten ein Schiffskoch; ich nahm den Proviant auf einen Monat mit.

Wir segelten mit gutem Wind. Als wir aus den Dardanellen in's mittelländische Meer kamen, lag die Blockade-Flotte in einer ausgedehnten Linie vor uns; Admiral Malcolm auf dem rechten, Admiral Riccord auf dem linken Flügel.

Der englische Ambassadeur hatte die Güte gehabt, die Admirale von meiner Reise zu benachrichtigen, um mich aller zeitraubenden Formalitäten und Anhalten meines Schiffs zu überheben. —

Beide Admirale kamen an Bord meiner Brigantine, und geleiteten mich eine Strecke. Admiral Malcolm war mein alter Bekannter. Wir hatten die kurze Campagne von 1815 zusammen gemacht.

Ich konnte durch meine Mittheilungen beide beruhigen. Malcolm, daß der Feldmarschall Diebitsch keinen Schritt thun würde, der von den Verabredungen mit den großen Mächten abwiche, und als Beweis, wie er der Pflicht und nicht der Eitelkeit folge, daß er auf meinen Antrag den Marsch auf Constantinopel ausgesetzt habe; und Riccord, daß Diebitsch seiner Hülfe durchaus nicht bedürfe, daher er in seiner jetzigen Rolle bleiben und unter keinerlei Umständen davon abweichen möge. Ich forderte beide Admirale auf, der Welt eine eben solche Einigkeit zu zeigen, als wir Abgesandten dazu in Constantinopel das Beispiel gegeben hätten.

Beide bezogen sich in dieser Hinsicht auf die Vergangenheit, drückten sich als Freunde die Hände, und da jeder einzeln mir die Umsicht und die Gefälligkeit des Andern gerühmt hatte, so verließ ich sie mit der Beruhigung, daß sie sich beide bis zum unterzeichneten Frieden vertragen würden.

Meine Rückreise war schnell und ohne Unfall bis auf den halben Weg von Navarin nach Sicilien, wo uns eine Windstille überfiel, der ein Sturm folgte, durch welchen der große Mast gebrochen wurde.

Er ward gebessert, so gut es ging, ich mußte die Quarantaine in Malta aufgeben; wir segelten viel langsamer, konnten aber nach dem Urtheil aller auf dem Schiff befindlichen erfahrenen Seeleute, noch bis an die genuesische Küste kommen, während die Aufstellung eines neuen Mastes uns in Messina 8—10 Tage zurückhalten würde.

Wir segelten also weiter zwischen den liparischen Inseln durch. Hier überfielen uns Gewitter und Stürme, wir wurden zurückgetrieben, kamen in der Nähe von Gaëta, wo das Meer viele Felsen hat, mit Mühe und Noth in den Hafen, wo wir den Sturm abwarteten und endlich den 29sten September in der Spezzia einliefen.

Der Marquis de Gropallo hatte hier die Quarantaine für mich eingeleitet, in dem Fall, daß ich verhindert würde, sie in Malta zu halten.

Alles war daher zu meinem Empfang bereit, und ich bezog in der Quarantaine-Anstalt nebst meinem Gefolge ein abgesondertes bequemes Haus.

Ich fand bereits Nachrichten aus Constantinopel, welche mir unerwartet waren. Der Pascha von Scutari (Skodra) hatte sich mit einem Corps Albanesen, welches auf 25—30,000 Mann angegeben wurde, im Thal von Sophia gesammelt und

bedrohte den Feldmarschall Diebitsch mit einem Angriff in Adrianopel. Die türkischen Bevollmächtigten, welche der Herr von Küster am 1sten September in den anscheinend besten Dispositionen verließ, hatten unerwartet so viele Bedenklichkeiten über den Friedensschluß gefunden, daß eine Unterschrift von ihnen nicht zu erlangen war.

Am 4ten September ließ der Pascha von Scodra den Feldmarschall Diebitsch wissen: er würde mit seiner Armee am 10ten September in Adrianopel eintreffen, die Russen möchten es daher räumen.

Der Feldmarschall Diebitsch, ein Verständniß zwischen dem Pascha von Scodra und den Bevollmächtigten ahnend, ließ den General von Geismar aus dem Thal der Donau gegen Sophia vorrücken und verlangte von der Pforte, ihrem Pascha zu befehlen, die Feindseligkeiten einzustellen, nachdem er in der Erwartung des Friedens den Marsch auf Constantinopel und alle Feindseligkeiten eingestellt habe.

Die Pforte erwiederte, dies sei bereits geschehen, aber er gehorche nicht. Der Feldmarschall Diebitsch erklärte hierauf: unter diesen Umständen müsse er andre Maaßregeln ergreifen.

Er setzte bis zum 13ten September eine Frist, um den Frieden zu unterzeichnen, wenn dies jedoch an diesem Tage nicht geschehen sei, so müsse er sich nicht allein in den Besitz von Constantinopel setzen, sondern werde den rebellischen Pascha in Gehorsam zu bringen wissen.

Dies erregte große Bestürzung in Constantinopel. Man sah nach den türkischen Aeußerungen die Bevollmächtigten eben so widerspenstig an, als den Pascha von Scodra. Bei allen Conferenzen und Beschickungen der Gesandten konnte aber nichts herauskommen, denn man mußte die einfache Antwort

geben: weshalb sind Eure Diener ungehorsam und widerspenstig!

Ich hatte bei meiner Abreise den Herrn von Royer bevollmächtigt, Alles, was in meinem Auftrage lag, und noch nicht beendigt sein sollte, in meinem Namen zu vollenden, und dies sowohl dem Feldmarschall Diebitsch, als der Pforte und den europäischen Gesandtschaften in Constantinopel eröffnet.

Dem Feldmarschall schrieb ich dabei noch vertraulich: daß er sich ganz auf Herrn von Royer verlassen könne. Er sei nicht allein ein Ehrenmann, sondern auch ganz in denselben politischen Ansichten, welche mir sein Vertrauen erworben hätten.

Da die Pforte sich nun durchaus nicht zu helfen wußte, und den Herrn von Royer nicht geneigt fand, sich in diese innere Angelegenheit einzulassen, so wurden die Ambassadeurs in's Interesse gezogen, um den Herrn von Royer zu bewegen, daß er zur Vollendung meines Auftrags sich nach Adrianopel begeben, und dort zur Abwendung des großen Unglücks für die Pforte handeln möge.

Herr von Royer, mit dem ich Alles, was vorkommen konnte, auf das Genaueste besprochen hatte, fand die Ausführung von dem, was man ihm ansann, ganz unpassend, wies alle Anträge, ja sogar die unmittelbaren des Sultans, zurück.

Als er endlich von allen Seiten auf's Neue bestürmt wurde, erklärte er sich unter einer Bedingung zu dieser Reise bereit, nämlich, wenn die Pforte bereit sei, für den Fall, daß er nichts für sie erlangen könne, am 13ten September zu unterschreiben und ihm ein Befehl des Sultans an die Bevollmächtigten mitgegeben werde, von welchem er im letzten Augenblick Gebrauch mache: Die Bevollmächtigten sollten unterschreiben.

Die europäiſchen Geſandten unterſtützten dieſe Forderung, man einigte ſich über die verſchiedenen Punkte, welche möglicher Weiſe vom Feldmarſchall bewilligt werden konnten, — der Befehl des Sultans wurde Herrn von Royer übergeben, und er reiſte ſofort nach Adrianopel ab. — Dort fand er die türkiſchen Bevollmächtigten in einer ſo widerwärtigen Oppoſition gegen die ruſſiſchen, daß er deren Geduld bewundern mußte. Er fand dieſe letzteren ſo wie den Feldmarſchall überall gemäßigt, billig und einſichtsvoll.

Nachdem Herr von Royer die Gründe zu den Abänderungen im Friedensſchluß, welche ihm der Berückſichtigung werth ſchienen, vorgetragen hatte, wurde ihm Alles bewilligt. Aber die türkiſchen Bevollmächtigten, weit entfernt, damit zufrieden zu ſein, weigerten ſtandhaft die Unterſchrift. Nun zog Herr von Royer den Befehl des Sultans aus der Taſche, und erklärte: daß wenn ſie ſich nach dieſem Befehl noch einen Augenblick weigerten zu unterzeichnen, er ſie als Rebellen gegen ihren Herrn betrachten, und ſich ihrer Perſon zur Vollziehung der gerechten Strafe verſichern müſſe.

Dies half. Am 14ten September war das Friedens-Inſtrument unterzeichnet.

Somit leiſtete der Herr von Royer der Pforte einen ſehr großen Dienſt. — Ich bin nicht im Stande aufzuklären, wie dieſe ſonderbare Verwickelung entſtanden iſt, glaube aber ſie folgendermaßen annehmen zu müſſen.

Als die Nachricht vom Fall von Adrianopel in Conſtantinopel einging, wurden alle Maaßregeln ergriffen, um Zeit zu gewinnen, wenigſtens den Feldmarſchall Diebitſch in Adrianopel feſtzuhalten.

Der Paſcha von Scodra war der einzige, der hierauf wirken konnte, wenn er mit ſeinem Corps von Albaneſen, welche noch ungeſchlagen, erſt kürzlich auf dem Kriegstheater angekommen waren, eine Stellung bei Sophia nahm.

Ich erinnere mich, zu der Zeit gehört zu haben, daß ein Offizier aus dem Gefolge des Sultans auf Umwegen abgesendet worden war, um Befehle an die Armee zu bringen.

Nun ist es eine alte Regel bei der türkischen Armee, daß Befehle, welche ein solcher Offizier bringt, nie durch Befehle aufgehoben werden können, welche ein Tartar bringt, und welche der Grosvezier, Generale, Minister oder Gesandte im Namen des Sultans geben. — Hatte also der Pascha von Scodra einmal die Ordre des Sultans, auf Adrianopel zu operiren, so konnte sie nur durch eine eben solche Ordre aufgehoben werden.

Es ist jedoch bekannt, daß der Feldmarschall Diebitsch nach seiner Ankunft in Adrianopel die Verbindung zwischen Constantinopel und der Armee durch Besetzung der Linie über Demotica und Enos unterbrochen hatte, so daß kein Offizier des Sultans an den Pascha von Scodra durchgekommen ist, um den ersten Befehl aufzuheben. Was die Bevollmächtigten aus Adrianopel — auf Verlangen von ꝛc. Diebitsch und unter russischer Eskorte ihm sendeten, mußte er hiernach allerdings als ungültig ansehen.

Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß diese Bevollmächtigten in Adrianopel, vor ihrer Abreise von Constantinopel, die geheime Ordre erhalten hatten, die Verhandlungen so lange hinzuziehen, bis der Pascha von Scodra heranrücke, den Feldmarschall in Verlegenheit setze und ihnen dadurch Gelegenheit gebe, bessere Bedingungen zu erhalten.

In Beziehung auf die Gesandtschaft Halil Pascha's nach Petersburg habe ich Folgendes nachzutragen.

Halil und Arioropolo, wurden gemeinschaftlich ernannt.

Kurz darauf aber verschwand der Letzte. Das verbreitete Gerücht, er habe sich das Leben genommen, fand keinen Glauben, — es lag nicht in der Art des Mannes. Da er sich

Anhang.

Nachdem ich die Türken kennen gelernt, und viel über sie gehört hatte, wurde mir eine Aeußerung des russischen Etatsraths Fonton mitgetheilt, welche ich hier anführe, weil sie mir eben so treffend als erschöpfend erscheint. „Der Türke, hat er gesagt, muß, wenn er beurtheilt werden soll, in drei verschiedenen Verhältnissen betrachtet werden."

„Als Privatmann hat er viele schätzbare treffliche Eigenschaften, welche Vertrauen einflößen, und selbst in den Augen eines Europäers ihn liebenswürdig machen können."

„Tritt er als Mitglied der großen Nation auf, welche sich zur osmanischen Lehre bekennt, so erhält er dadurch eine unangenehme Zugabe. Der Dünkel und die Ueberschätzung aller nationalen Verhältnisse, stellen seine Treue, seine Wahrheitsliebe, seine Mäßigung im Glück und seine Ausdauer im Unglück, bereits in den Schatten."

„Hat man aber mit einem Türken zu thun, der seinem Staat dient, und mit dem man als Staatsdiener verhandelt, so giebt es in allen Theilen der Welt keinen unerträglicheren Menschen, und kein widerwärtigeres Geschäft. Zur Erreichung seines Zwecks sind ihm alle Mittel recht, welche er als Privatmann verabscheuen würde, Mißbrauch des Vertrauens,

Mißbrauch der Gewalt, Härte, Grausamkeit — Alles das scheint ihm erlaubt, er übt es aus, und erscheint völlig gleichgültig gegen den Haß und Abscheu, den er einflößt."

Wenn es auffallend erscheinen mag, daß hiernach der einzelne Mensch nach seinen Verhältnissen unterschieden werden muß, so haben meine kurzen Erfahrungen mir doch die Richtigkeit dieser Ansicht unwiderleglich bestätigt. Der Chef der Tartaren, der mich von Smyrna nach Constantinopel begleitete, war früher Janitschar gewesen, als solcher 1809 von den Russen gefangen und nach Petersburg gebracht worden. Er hatte sich durch seine Intelligenz auf den für ihn hohen Posten aufgeschwungen, in welchem er stand, eigne Pferde und Diener hielt, sich in der Nähe des Pascha's befand, und sein gutes Auskommen hatte.

Er zeigte sich mir sehr gutmüthig, dienstfertig, und versah seine Geschäfte, um mich bequem, schnell und mit Sicherheit fortzuschaffen, mit großem Eifer und Treue.

Als er mich leidend sah, ließ er mir durch den Dollmetscher sagen: er würde gern von seinem Herzblut geben, wenn er mich dadurch erleichtern könne. — Nachdem wir einige Tage zusammen geritten waren, und ich mir von ihm über das Land, die eigenthümliche Kultur, die Gebräuche und Bewohner viel hatte erzählen lassen, und die verständige bescheidene Auskunft, die er mir gab, meine Verwunderung und mein Wohlgefallen erregte, führte ich das Gespräch auf die Macht seines Pascha, die Armeen des Sultans und fragte, was er von dem jetzigen Krieg mit Rußland denke? Ich beklage die Verblendung des Sultans, der die Janitscharen aufgehoben hat, und nun dulden muß, daß solche elende Kerle, wie die Russen, über den Balkan kommen.

Ich fragte, was er denn thun würde, wenn er Sultan wäre?

Ich würde: erwiederte er, mit hocherhobenem Kopfe und rollenden Augen, Euch Chriſtenhunde, wie ihr ſeid, in einem Winkel von Europa zuſammen treiben, und Euch nöthigen, Euch untereinander aufzufreſſen.

Meine Begleiter und ich brachen in ein Gelächter aus, dies ſetzte jedoch meinen Tartaren-Chef in eine ſolche Wuth, daß er ſein altes Poſtpferd im Maule riß, ihm beide Sporen gab, es in der Carriere parirte, rechts und links herum warf, Alles das, blos um uns zu zeigen, daß er der Mann dazu ſei, die Chriſtenhunde in die Enge zu treiben. Nachdem er uns ſämmtlich hierauf mit der ausdrucksvollſten Verachtung angeſehen hatte, ritt er ſtillſchweigend weiter. Als ich auch ſchwieg, war er nach einer Stunde wieder wie zuvor, mein ſorgſamer und dienſtfertiger Freund.

Mein Dollmetſcher hatte mich zuvor gewarnt, mich in Acht zu nehmen, und ſagte mir nachher, ich könne ſicher ſein, daß es mir mit jedem Türken ſo gehen würde, wenn ich ein Wort fallen ließe, was er als eine Geringſchätzung ſeiner Nation anſehen könne.

Wir hatten ſpäter mit ganz gemeinen Schiffern, die uns höchſt ungeſchickt fuhren, eine ähnliche Scene, als Herr von Küſter ſie belehren wollte, und einem von uns die gute Lehre entfahren war: ſie möchten ſich die Griechen wieder ausbitten — die Türken könnten das nicht.

Bei meinem Eintritt in Klein-Aſien hatte ich mir es zum beſondern Geſchäft gemacht, mich mit den Türken, mit denen ich in Berührung kam, zu unterhalten. Es waren dies Leute der gemeinſten Klaſſen, zerlumpte Packträger auf den Poſthöfen, Poſtillone, und gemeine Milizen, welche unſre Bedeckung ausmachten.

Wenn die Leute angeredet, und ſomit in der Regel um etwas befragt wurden, ſo hörten ſie den Dollmetſcher mit der größten Aufmerkſamkeit, und gaben dann eine klare und be-

stimmte Antwort, bei welcher in Hinsicht des wenig oder viel, ein merkwürdiger Takt zum Grunde lag.

Unsre Bagage mußte alle Stationen auf neue Lastpferde gepackt werden, und da wir darauf nicht vorbereitet waren, so konnte es nicht fehlen, daß manche Gegenstände sehr schlecht verwahrt waren, welche für den gemeinen Mann einen großen Reiz haben mußten.

Unser Dollmetscher beruhigte uns dadurch: daß ein Diebstahl solcher Art nie von Türken verübt werde, auf deren Ehrlichkeit, Treue in der Ausübung einer übernommenen Pflicht und Wahrheitsliebe man sich vollkommen verlassen könne.

Ich war von diesem Benehmen der gemeinsten Leute so imponirt, daß ich mich fragte: wie müssen erst die Reichen und Vornehmen sein? bis ich später entdeckte, daß diese Tugenden keine Folgen einer hohen Kultur, sondern eine Folge der nationalen, auf die muhamedanische Religion gegründeten Entwickelung waren.

Alle Kinder werden geübt zu hören, zu verstehen und dann zweckmäßig zu antworten. Die Lüge, der Wortbruch werden als die größten Unthaten dargestellt, der Diebstahl, der ein geheimes Handeln und fortgesetztes Verbergen erfordert, wird als eine unauslöschliche Befleckung eines offnen männlichen Charakters angesehen, und diese aus der Kindheit mit herüber genommenen Vorstellungen haben als religiöse Lehren und Gesetze eine tiefe Wurzel geschlagen.

Hatte sich Mahomet das Ziel gesteckt, sein Volk von diesen Fehlern frei zu erhalten, so hat er es allerdings erreicht, allein nicht ohne große Opfer zu bringen, denn wenn der Mensch Leidenschaften völlig bezähmen soll, so wird die große Masse dies nur vermögen, wenn ihr für die Bezähmung gewisser Leidenschaften ein Ersatz durch freie Ausübung anderer zugewiesen wird.

Mahomet hat das ganze weibliche Geschlecht den Männern Preis gegeben. Für die Frauen giebt es keinen Himmel und keine Rechte auf Erden; sie müssen sich bedingungslos dem Willen der Männer unterwerfen, welche ihre Herren werden. — Eine natürliche Folge davon ist, daß die Frauen gar keine Erziehung erhalten, und daher auch auf die Erziehung ihrer Söhne durchaus nicht einwirken können. Sie sind auf die mütterliche Liebe beschränkt.

Die väterliche Liebe, in dem Sinn unserer Monogamie kann der Türke, vor Allem der Reiche, der viele Frauen hat, nicht kennen. Mahomet hat ihm dafür andre Freuden zugewiesen.

Wenn wir in Europa zwar wissen, daß der Koran den Zweck hatte, eine vollkommen kriegerische und erobernde Nation zu bilden, herrschend in den Gauen, welche sie bewohnt, und nie das Schwert von sich legend, die Bewohner der eroberten Länder zu Sclaven bildend, — oder wenn sie es bereits waren, darin erhaltend, so fehlt uns doch immer das sicherste Mittel, um zu klaren Vorstellungen zu gelangen, wie diese Aufgabe gelöst ist, weil wir die mahomedanischen Lehren auf europäische Stämme pfropfen, wohin sie nicht passen wollen, und daher auch kein Resultat geben können.

Sieht man jedoch die Vorbereitung zum Koran an Ort und Stelle, durch die glühende Sonne, welche für den Menschen arbeitet und ihm seine, in jenem Klima viel geringeren Bedürfnisse so reichlich zuführt, daß es keiner Arbeit zur Fristung des Lebens bedarf, so wird Vieles klar.

Die hohe Entwickelung des kriegerischen Geistes hat meine Erwartung zwar übertroffen, allein ich habe begriffen, daß es in einer Nation nicht anders sein kann, in welcher der Stuhl, der Tisch und das Bette verboten sind, um nicht vom Zeltleben zu entwöhnen, jedes andre als das Kriegshandwerk Unehre bringt, und der bewaffnete Theil der unermeßlichen Länder-

ſtriche, welche der türkiſchen Botmäßigkeit unterworfen ſind, nur aus Osmanlis beſtehen kann.

Dagegen iſt es mir unbegreiflich geblieben, wie bei dem ſonſt ſo wahrheitsliebenden Character, die Türken den Zuſtand, in welchem ſie ſich hinſichtlich ihres Eigenthums befinden, ertragen können.

Der Sultan iſt Herr über das Leben aller Türken, er kann jeden ohne Unterſuchung und Urtheil hinrichten laſſen. Der Koran beſchränkt den Großherrn, indem er die Willkühr geſtattet, nur in der Zahl.

Er erlaubt ihm täglich 14, oder jährlich 5110 dergleichen Hinrichtungen auszuführen.

Der Sultan iſt aber auch Herr über alles Vermögen ſeiner Unterthanen. Er kann bei ihrem Tode Alles einziehen, was ſie hinterlaſſen, nach dem Grundſatz, daß der ganze Beſitz nur ein Lehen iſt, das bei dem Tode jedes Einzelnen heimfällt. —

Wenn es hierbei die Abſicht Mahomets war, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben, und zugleich gegen den irdiſchen Beſitz zu erzeugen, ſo hat er auf den erſten Punkt ſeinen Zweck erreicht — aber nicht durch dieſes Geſetz, ſondern weil ihm dabei die Peſt, der Fatalismus und die klimatiſchen Verhältniſſe zu Hülfe kommen kommen; auf den zweiten Punkt aber, den irdiſchen Beſitz, hat er ſeinen Zweck verfehlt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein ſolcher Beſitz ſich nicht allein auf das Individuum und deſſen Leben, ſondern auf deſſen Familie und ihre Exiſtenz nach ſeinem Tode bezieht.

Daher iſt denn der allgemeine Gebrauch entſtanden, daß jeder Türke ſein Vermögen verheimlicht, verbirgt, ableugnet, und alle Künſte aufbietet, um es ſeinen Nachkommen zu ſichern.

Eine Benutzung des baaren Geldes durch zu beziehende Intereſſen giebt es öffentlich in der ganzen Türkei nicht.

Jedermann vergräbt ſein baares Geld, und zeigt öffentlich Armuth, wenn er auch in ſeinem Innern mit Luxus lebt.

Dieſe Verhältniſſe ſind es, welche den türkiſchen Staat mit einer Umwälzung bedrohen, und ſie ohnfehlbar herbeiführen müſſen, ſobald er aufhört, ein erobernder zu ſein, und ſeine Unterthanen die europäiſchen Geſetze kennen lernen.

Es iſt oft die Anſicht aufgeſtellt worden, daß die im türkiſchen Reich durch die Macht der Prieſter zurückgehaltene Kultur ſich die Bahn ſelbſt, durch den Umſturz dieſer Macht durchbrechen werde. — Dieſe Anſicht kann ich nicht theilen.

Es ſcheint, als ob Mahomet die menſchliche Natur und ihre Abneigung gegen die Prieſter-Gewalt genau gekannt habe, und daß er aus dieſem Grunde die religiöſen und weltlichen Geſetze dergeſtalt in einander verſchmolzen, ja in einem ſolchen Knoten zuſammen gewirrt habe, daß Niemand ihn anders zu löſen vermag, als der gordiſche Knoten gelöſt wurde. — Um dies zu verhindern, iſt aber durch den Stand der Ulema's geſorgt, welche als Wächter aller Geſetze beſtellt, und dazu mit beſonderen Vorrechten ausgerüſtet ſind. Der Prieſter, der Rechts- und der Schriftgelehrte gehören alle gleichmäßig zu den Ulema's, und der Sultan iſt ihrer Macht unterworfen, wenn er vor ihrem Gericht nicht darzuthun vermag, daß er nach den Buchſtaben des Korans gehandelt hat.

Wie allmächtig man den jetzigen Sultan auch halten mag, weil er das Recht über Leben und Tod ohne Rechenſchaft übt, nie wird es ihm gelingen, die Macht der Ulema's zu brechen.

Man hat ſo viel von den Schönheiten der Natur in dem Bosphorus und der reizenden Lage von Conſtantinopel geſprochen, daß ich mich gedrängt fühle, dieſen Gegenſtand hier noch zu berühren. —

Wer um den Anfang Auguſt's aus dem Meer von Marmora nach Conſtantinopel kommt, wird ſich unmöglich rühmen

können, einen angenehmen Eindruck empfangen zu haben. Das Gemäuer der sieben Thürme in braungrauer Ruinenfarbe im Vordergrund, links so weit das Auge reicht, eine von aller Vegetation entblößte, von der Sonne in Heidefarbe gesetzte Fläche, im Hintergrund die Unzahl von geschmacklosen Minarets, welche die schönen Kuppeln der Sophia und einiger andern Kirchen völlig erdrücken, und längs dem Meer die verfallne ungeheure Mauer von Constantinopel — in der That, Niemand kann da etwas besonders Schönes finden. Dasselbe findet überall Statt, wenn man von der europäischen Landseite kommt.

Aus dem Bosphorus nimmt sich Constantinopel viel besser aus. Man hat das Serail mit seiner Terrasse vom Meer aufwärts vor sich, rechts auf der Höhe Pera den Hafen, links den Leander-Thurm, Scutari und in der Entfernung die Inseln. Der Bosphorus ist ein sehr belebter breiter Kanal mit leichten Hügeln eingefaßt. Unmittelbar am Wasser ziehen sich Wohngebäude gegen das schwarze Meer mit geringen Unterbrechungen hin, Kiosks, Vertheidigungsthürme und Batterien in den wunderbarsten Formen liegen längs beider Ufer, und Alles das hat seine Verbindung mit Constantinopel und auf der asiatischen Seite mit Scutari zu Wasser, in Ermangelung von Landwegen.

Der Bosphorus ist pitoresk, man kann sagen schön; — aber wer den Lago di Como gesehen hat, wird diesem letzten sehr den Vorzug geben.

Bei einer ohngefähr gleichen Breite hat dieser an seinen Ufern eine üppige Vegetation, während die des Bosphorus ärmlich, und die Hügel zu unbedeutend sind.

Man nennt Constantinopel, Neapel und Genua als die drei schönsten Punkte von Europa.

Wenn dies richtig ist, so möchte vor Allem die Bucht von Neapel zuerst genannt werden. Genua von der Seeseite, den

Hafen, die Stadt im Vordergrund, den Leuchthurm zur Linken, im Hintergrund ſeine Terraſſen bis zum Fort l'Eperon, giebt den impoſanteſten Anblick. —

Der Golf der Spezzia iſt von einer beſondern Schönheit, ſo wie er auch für eine Marine von beſonderer Wichtigkeit iſt. Napoleon hatte dies erkannt, und war damit beſchäftigt in drei nahe zuſammen liegenden Buchten dieſes Golfs, deſſen Eingang leicht zu ſperren, deſſen Ausgang aber ſchwer zu verhindern iſt, ein großes Kriegs-Etabliſſement für 32 Linienſchiffe mit eben ſo viel Fregatten ꝛc. anzulegen.

Die bedeutenden Quarantaine-Gebäude, welche zwiſchen dieſen Buchten liegen, wären ihm dabei zu Statten gekommen.

Er wurde in dieſen Anlagen unterbrochen.

Neuntes Capitel.

Reise von Berlin nach Petersburg. — Zusammentreffen mit der türkischen Gesandtschaft in Petersburg. — Rückreise nach Berlin.

Der König empfing mich am andern Morgen nach meiner spät des Abends erfolgten Ankunft in Berlin mit allen Zeichen der großen Zufriedenheit des glücklichen Ausganges meiner Mission; Se. Majestät hatten jedoch die Ansicht aufgefaßt, als ob der Entschluß des Sultans, den Frieden herzustellen, eine Folge der ihm von mir gegebenen Ueberzeugung sei, daß seine Armeen den russischen nicht widerstehen könnten, und dadurch eine vortheilhafte Meinung von den militairischen Einsichten des Sultans bekommen, der durch die Vernichtung der Janitscharen den Eindruck eines Mannes von großer Energie gemacht hatte. — Der König war sehr verwundert, daß ich das Eine wie das Andre nicht zuzugeben und meine Zweifel mit guten Gründen zu belegen vermochte.

Der König eröffnete mir bei dieser Gelegenheit, daß sein jüngster Sohn, der Prinz Albrecht, eine Reise nach Petersburg mache, und daß ich zu seinem Begleiter ausersehen sei, wodurch ich vielleicht Gelegenheit haben werde, dem Kaiser, seinem Herrn Schwiegersohn, noch nützlich zu werden.

Während meines Aufenthalts in Constantinopel hatte ich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht allein meine

offiziellen Schritte mitgetheilt, ſondern auch mehrere ganz ſichere Gelegenheiten gefunden, um ihm über die Verhältniſſe Aufklärungen zu geben, und die Motive meines Handelns vorzulegen.

Der Miniſter Graf Bernſtorff war in Allem mit mir vollkommen einverſtanden, theilte mir jedoch mit, daß der Kaiſer Nicolaus mit meinem Verhalten in Conſtantinopel außerordentlich zufrieden, jedoch ſehr unzufrieden mit der Pforte ſei, daß ſie ihm eine Geſandtſchaft nach Petersburg zu ſenden beabſichtige, was keinen andern Zweck habe, als Alles hinzuhalten und die Unterhandlungen von Conſtantinopel, wohin ſie gehören, nach Petersburg zu verlegen. Aus meinen vertraulichen Mittheilungen wiſſe er, daß der Rath zu dieſer Maaßregel von mir ausgegangen ſei, habe ſich aber wohl gehütet, dies dem ruſſiſchen Geſandten mitzutheilen, der bei jeder Gelegenheit darüber ſein Bedauern ausdrücke, daß dieſer Schritt der Pforte Rußland um alle Früchte des Friedens bringen werde. Obwohl ich die beruhigende Zuſicherung geben konnte, daß die Pforte bei dieſer Geſandtſchaft an nichts Anderes denke, als dem Kaiſer Bitten vorzutragen, ſo war der Graf Bernſtorff doch der Anſicht, daß es beſſer ſei, wenn ich die Sache auf ſich beruhen ließe, da kein Grund für mich vorhanden ſei, als Vertheidiger einer Maaßregel aufzutreten, welche ein ſo entſchiedenes Mißfallen erregt habe. Ich erwiederte, daß ich ſchweigen könne, ſo lange ich nicht darüber befragt werde.

Nach meiner Ankunft in Petersburg empfing mich der Kaiſer auf das Gnädigſte und nahm mich ſofort in ſein Cabinet, wo er mir Alles mittheilte, was ſeit meinem Verlaſſen von Conſtantinopel vorgegangen war. Als der Kaiſer auf den Punkt der türkiſchen Geſandtſchaft nach Petersburg kam, erwähnte er: die von ihm vorausgeſehenen übeln Folgen ſeien bereits eingetreten. Ich habe, ſagte er, Orlof mit ſolchen beſtimmten Inſtructionen nach Conſtantinopel geſendet, daß alle noch zurückgebliebenen Fragen in 3 Tagen gelöſt ſein konnten,

denn mir liegt daran, die unangenehmen Verschleppungsmanieren der Pforte abzuschneiden; jetzt, wie mir Orlof anzeigt, heißt es bei jeder Frage: „über diesen Punkt hat unsre nach Petersburg abgesendete Gesandtschaft Instructionen und Vollmachten," so daß in Folge dieser Hinterthür mit den türkischen Ministern nicht aus der Stelle zu kommen ist. — Wenn meine guten Nachbarn hoffen, daß ich mir gefallen lassen würde, die Verhandlungen mit Rußland in europäische Verhandlungen umzuwandeln, so sind sie in großem Irrthum. — Sie haben ganz in meinem Sinn mich mit der Pforte ohne fremde Einmischung zusammengebracht, wer den unglücklichen Rath zur Absendung einer Gesandtschaft nach Petersburg gegeben hat, hat mir damit einen schlechten Dienst geleistet.

Nach diesen Worten erwiederte ich auf der Stelle: wenn dieser Rath ein Fehler ist, so muß ich mich schuldig bekennen, aber geruhen Ew. Majestät, meine Gründe zu hören.

Die Pforte hat von jeher Friedensschlüsse unterzeichnet, welche sie nur als Waffenstillstände ansah, um neue Kräfte zu versammeln. Der Hochmuth eines rechtgläubigen Muselmannes gestattet ihm nicht, zu glauben, daß das ausgewählte Volk des Propheten je überwunden werden könne. Wenn es von einem Frieden hört, so ist das für die Muselmänner das Signal zu neuen Rüstungen.

An diesen Begriff von Frieden, selbst wenn die Abtretung von ganzen Länderstrichen damit verbunden ist, knüpft sich ein zweiter, aber eben so tief eingewurzelter Begriff über die Bedeutung einer Gesandtschaft, eine Vorstellung, welche allen orientalischen Völkern gemein ist:

die Absendung einer Gesandtschaft sei ein öffentliches Zeichen der Unterwürfigkeit.

Als ich in Constantinopel ankam, frohlockten die Ulema's und riefen: die Brandenburger erkennen die Macht des Sultans an, sie bitten durch eine Gesandtschaft um Gnade.

Als Perſien eine Geſandtſchaft nach Petersburg abſandte, ſahen die Ulema's dieſes Reich als beſiegt und Ew. Kaiſerlichen Majeſtät Scepter unterworfen an.

Als ſich in Conſtantinopel die Kunde von dem Uebergang des Feldmarſchalls Diebitſch über den Balkan verbreitete, ſchrieen alle Ulema's: wir müſſen Frieden ſchließen! wer aber gerathen hätte, wir müſſen eine Geſandtſchaft nach Petersburg ſenden, lief damals Gefahr, geſteinigt zu werden.

Der Sultan hat ſeinen Frieden aus innerer Neigung geſchloſſen, aber er mußte ihn ſchließen, weil die Ulema's ihn wollten, wenn er damit den Fall von Conſtantinopel abwenden konnte. Der Sultan mußte aber den Krieg eben ſo gut wieder anfangen, wenn die von Ew. Majeſtät eroberten Länderſtriche wieder verlaſſen waren, und um ihn dieſer Gewalt der Ulema's zu entziehen, gab es kein anderes Mittel, als eine Geſandtſchaft nach Petersburg.

Hatte Perſien dieſen Beweis von Unterwerfung (nach der Anſicht der Muſelmänner) gegeben, ſo lag es im europäiſchen Intereſſe, dieſes öffentliche Zeichen der Anerkennung Ihrer Macht und Erfolge herbeizuführen, denn es war das einzige Mittel zu einem dauerhaften Frieden.

Aber abgeſehen von dem europäiſchen Intereſſe, lag es noch ungleich höher in dem von Ew. Kaiſerlichen Majeſtät, einen Nachbar zu haben, dem es Ernſt iſt, den Frieden zu bewahren, und nicht tückiſch auf eine Gelegenheit zu lauern, um ſein Glück in einem neuen Kriege zu verſuchen.

Es iſt mir nicht leicht geworden, den Sultan zu dieſem wichtigen Schritt zu bewegen. Wohl überſah ich nach der Auflöſung aller militairiſchen Streitkräfte der Pforte, daß der Augenblick da war, meine Abſicht durchzuſetzen, allein ich konnte weder dem Sultan die Augen öffnen, daß ich dadurch ſeine Macht befeſtigen wolle, indem ich den Zwang einen neuen Krieg

gegen seinen Willen zu beginnen, abwende, noch den Ulema's, daß ich dadurch ihre usurpirte Gewalt zu brechen gedenke.

Dem einen Theil mußte ich die Freundschaft und Allianz mit Ew. Kais. Majestät, verbunden mit einem dauerhaften Frieden, in Aussicht stellen, dem andern Theil, der zur Rettung von Constantinopel den Frieden verlangt hatte, zur Erwägung stellen, daß mit der Unterzeichnung des Friedens die Erfüllung des Manifests angenommen sei, und daß ein Nachlaß von den baaren Entschädigungen, welche dadurch zur Bedingung geworden, nur von Ew. Kaiserlichen Majestät ausgesprochen werden könne. —

Ich berge nicht, daß ich die Erfolge dieser Vorstellungen für einen glücklichen Ausgang des bis dahin zweifelhaften Friedens gehalten habe.

Ob diese Sendung einer Gesandtschaft den Beifall aller europäischen Höfe haben werde, lasse ich dahin gestellt sein, so viel aber ist gewiß, daß Ew. Kaiserlichen Majestät wegen dieser Sendung von keiner der europäischen Mächte ein Vorwurf gemacht werden kann.

Aber auch noch andere Gründe haben mich geleitet.

Die Muselmänner sind gute Reiter, tapfre Soldaten und höchst brauchbar als Sabreurs.

Aber in dem ganzen Volk giebt es keinen Strategen, der gegenseitige Kräfte zu bilanciren und Operationen einzuleiten weiß, nach welchen Entscheidungen ohne Schlachten erfolgen, und selbst nach gewonnenen Schlachten ganze Feldzüge erfolglos enden.

Die türkischen Feldherrn wissen von ihrer Ueberlegenheit keinen andern Vortheil zu ziehen, als eine Schlacht hartnäckiger zu machen, und da sie von der Prädestination regiert werden, so ist die Uebermacht ihres Gegners für sie kein Grund, einer Schlacht oder einem Krieg auszuweichen.

Die Muſelmänner haben ſich ſtreng von Allem, was Ausland iſt, abgeſchloſſen, ſie verlaſſen ihr Reich nicht, ſie verachten die europäiſchen Sprachen, ſie kennen die europäiſche Literatur nicht, und im ganzen Reich iſt Niemand, der Ew. Kaiſerliche Majeſtät perſönlich kennt, der irgend etwas von Ihrer Art zu regieren, von Ihrer Macht, von der Organiſation Ihrer Armeen und Ihren Hülfsquellen weiß.

Wurde eine Geſandtſchaft aus intelligenten und einflußreichen Muſelmännern zuſammengeſetzt, ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſen Männern in Ihrer Nähe die Augen geöffnet wurden, daß die Milde Ihrer Regierung, die Ordnung Ihrer Finanzen und die Disciplin Ihrer zahlreichen Armeen Ihnen die Ueberzeugung aufdrang, daß die heutige Pforte dem heutigen Rußland nicht widerſtehen, ſich nicht in einen Krieg einlaſſen könne, ſondern der Freundſchaft Rußlands bedürfe.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Männer in Petersburg Ihre Verehrer, Ihre Bewunderer wurden, und nach ihrer Rückkunft in Conſtantinopel den Sultan wie das Volk über ihre wahren Intereſſen belehrten.

Daß ſich Gegner gegen dieſe Sendung in Conſtantinopel finden, geht daraus hervor, daß der von mir zu dieſer Miſſion empfohlene Miniſter als der Beſte, der dazu im türkiſchen Reiche gefunden werden konnte, nachdem er ſeine Ernennungs-Audienz beim Sultan gehabt hatte, verſchwunden, und zwar, wie nicht zu zweifeln iſt, durch Gewaltſchritte an der Ausführung ſeiner Aufträge gehindert worden iſt.

Geruhen Ew. Kaiſerl. Majeſtät nach Darlegung meiner Gründe zu beurtheilen, ob ich einen Fehler begangen oder ob ich richtig vorausgeſehen habe. Mit beſonderem Leidweſen habe ich vernommen, daß durch dieſe Sendung die Beendigung der Verhandlungen erſchwert wird, und gewiß iſt es, daß ich mir nicht erlauben durfte, dem Sultan den Rath zu ertheilen, Ew. Majeſtät ohne Weiteres eine Geſandtſchaft nach Petersburg zu ſenden.

Allein dies ist auch nicht geschehen; ich habe gerathen anzufragen:

ob die Absendung einer Gesandtschaft Ew. Kaiserlichen Majestät genehm sein würde?

Für den Fall einer bejahenden Antwort habe ich die Zusammensetzung einer solchen Gesandtschaft angegeben und mich dafür verbürgt, daß Ew. Majestät sie mit Wohlwollen aufnehmen und nicht solche erniedrigende Formen bei deren Empfang vorschreiben würden, als in Constantinopel verlangt werden, wo der Sultan die Abgesandten nicht anders, als im Sclavenmantel und baarfuß vor sich erscheinen läßt, ohne daß sie sein Angesicht zu sehen bekommen.

Wenn dieses Verbürgen von meiner Seite beruhigte und mit Vergnügen aufgenommen wurde, so hatte ich dadurch Gelegenheit erhalten, ganz Europa einen Dienst zu leisten, denn der Sultan mußte mich consequenter Weise so empfangen, wie er wünschte, daß seine Gesandtschaft in Petersburg empfangen werde, in meinem vollen Dienstanzuge. Wenn ich der erste Gesandte war, dem in Constantinopel sein volles Recht widerfuhr, so ist damit nicht allein ein barbarischer Gebrauch abgeschafft, sondern ich darf auch annehmen, daß Ew. Majestät meine Schritte in dieser Beziehung nicht mißbilligen werden.

Der Kaiser hatte meinen Vortrag ohne Unterbrechung mit der größten Ruhe und Geduld angehört. Er erwiederte nichts darauf, sondern befragte mich über die Person des Sultans, von welchem er sich ungefähr dasselbe Bild gemacht hatte, als der König mein Herr.

Meine Versicherung, daß der Sultan von Natur sanft und wohlwollend, von seinen Frauen und Dienern geliebt und verehrt sei, paßt nicht in dieses Bild und war Sr. Majestät eben so neu als die Macht der Ulema's; ich durfte hierbei die Worte des unglücklichen Vorfahren des jetzigen Sultans citiren, die er vor seinem Ende an ihn richtete: „ich erliege; Dich werden

sie schonen, weil Du der letzte vom grünen Turban bist; aber so lange die Janitscharen und die Ulema's bestehen, bist Du ein machtloser Sultan!"

Die Janitscharen sind vernichtet, die Gefahren für den Sultan sind dieselben geblieben, nie wird es ihm gelingen, ihre Macht zu brechen.

Der Sultan ist nach der Verfassung der erste Ulema, aber indem er ihre Macht vertritt, ist er ihr auch in vielen Fällen unterworfen. Die Ulema's und der Fanatismus sind unzertrennlich. Der Fanatismus und die Civilisation stehen einander gegenüber. Soll die Civilisation den Fanatismus verdrängen, so muß die Verfassung zuerst untergehen. Das kann aber nicht aus dem Innern des Reichs, es kann nur von Außen kommen, und bedingt eine Unterjochung des türkischen Reichs unter fremde Gewalt.

Der Kaiser wies den bloßen Gedanken an eine solche Umwälzung als ein eben so strafbares als thörichtes Unternehmen zurück. Er bezeichnete die Grenzen des russischen wie des östreichischen Kaiserreichs als sicher stellend gegen das osmanische Reich, das nach dem Fall der Janitscharen aufgehört habe, eroberungssüchtig zu sein. Er rühmte den Charakter der Muselmänner, ihre Wahrheitsliebe, die Treue, mit welcher sie gegebene Versprechungen halten, und folgerte daraus, daß er sich keine bessern Nachbarn wünschen könne, daher auch Alles thun werde, um ihre Integrität aufrecht zu erhalten und sie, so weit er es vermöge, vor innern Spaltungen und äußern Angriffen zu bewahren. — Wenn in Europa hin und wieder die Besorgniß laut geworden sei, als könne er aus Kriegslust oder falschem Ehrgeiz verleitet werden, gegen die Pforte als Eroberer aufzutreten, so beweise dies nicht allein eine völlige Unbekanntschaft mit der Richtung seines Geistes, sondern auch die Voraussetzung, daß er seine eigne Lage und die Verhältnisse seines Reichs wenig durchdacht habe. Sowohl der Umfang der

seinem Scepter unterworfenen Länder, als ihre Population, beschäftige für ein Menschenleben vollauf; es würde eine Thorheit von ihm sein, nach Eroberungen zu streben; der ihm von Gott vorgezeichnete Weg sei, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, und dazu gehöre vor Allem, es vor frivolen Kriegen zu bewahren. Dies werde erreicht durch treues Festhalten der eingegangenen Verbindlichkeiten gegen andre Mächte, und durch ein consequentes Enthalten aller Einmischung in fremde Rechte. Dies sei das Streben seines Lebens, und er bäte Gott, ihm dazu die nöthige Gesundheit und Kraft zu verleihen.

Diese Aeußerungen versetzten mich in eine schwer zu beschreibende Bewegung. Sie waren so einfach und doch mit so viel Wärme ausgesprochen, daß jeder Gedanke an Kunst und Absicht nicht aufzukommen fähig war. Es hatte sich ein edles Herz, ein reiches Gemüth, ein klarer Verstand bei einer großen, aber ganz zufälligen Veranlassung mit Wahrhaftigkeit entfaltet. —

Ich habe diese mir ewig merkwürdige Unterredung sofort niedergeschrieben, und während meines beinahe 5monatlichen Aufenthalts in Petersburg in Wirken und Handeln des Kaisers nichts gefunden, was nicht mit den Worten dieser Unterredung in der vollkommensten Harmonie gestanden hätte.

Die türkische Gesandtschaft kam in Petersburg an, sie wurde vom Kaiser mit Auszeichnung, mit besonderm Wohlwollen und mit vollem Vertrauen empfangen. — Der Kaiser hatte in der ersten Woche tägliche Unterredungen mit den Abgesandten, um den Weg zu bahnen, und theilte mir die Resultate mit. Halil Pascha war mir mit der Anrede: mon respectable père entgegengekommen und nahm meinen Rath in seinen wichtigen Aufträgen in Anspruch*).

*) Die Vaterwürde ist im osmanischen Reich so hoch gestellt, daß die Anrede: „mein Vater," die höchste Dankbarkeit und die größte Ehrerbietung ausdrückt.

Er theilte mir seine Privat-Unterredungen mit dem Kaiser mit, ohne zu wissen, daß ich sie bereits kannte. Alles stimmte vollkommen.

Im Laufe der Unterhandlungen konnte ich nützlich werden. Halil befolgte meine Winke und der Kaiser kam meinen Bitten: der Pforte die baaren Zahlungen als Kriegsentschädigung zu erleichtern, entgegen. Ganz konnten sie nicht erlassen werden, denn es war das erste Mal, daß die Pforte in die europäische Sitte Kriegs-Entschädigung zu zahlen, eingeweiht und dadurch der europäischen Civilisation näher gebracht wurde.

Der Kaiser war übrigens der Ansicht, daß er diese Kriegsentschädigung nicht erlassen könne, ohne ein Unrecht gegen seine eignen Unterthanen zu begehen, denen er nicht ansinnen könne, die Zahlungen zu leisten, welche die Türken nicht aufzubringen geneigt wären. Er bewilligte jedoch Fristen und nahm Gegenstände der Ausgleichung zu so hohen Preisen an, daß Halil dankbar und mit der größten Verehrung für den Kaiser Petersburg verließ. Das ganze Personal der Gesandtschaft theilte dieses Gefühl der Verehrung und Bewunderung der großen Eigenschaften des Kaisers, so daß man annehmen konnte, diese auserwählten Männer würden auf die öffentliche Meinung in Constantinopel zu Gunsten des Kaisers einen wohlthätigen Einfluß üben.

Der Kaiser hatte mir während meines langen Aufenthalts in Petersburg so viele Beweise seines fortgesetzten Wohlwollens gegeben, daß ich mit Gewißheit annehmen konnte, er hatte die Aufzählung der Gründe, die mich bewogen hatten, die Sendung einer türkischen Gesandtschaft nach Petersburg in Vorschlag zu bringen, nicht übel aufgenommen. Ob ich ihn von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Vorschlags überzeugt hatte, war eine andere Frage. Ich mußte das Gegentheil annehmen, da er mir keine Antwort gegeben und die Angelegenheit nicht wieder zur Sprache gebracht hatte.

Er verabſchiedete mich in ſeinem Cabinet mit der ganzen Fülle ſeines Wohlwollens, und als ich an der Thür war, rief er mich zurück: „Apropos wegen der Sendung der Geſandtſchaft, die Sie dem Sultan vorgeſchlagen hatten, — Sie haben Recht gehabt, Sie haben richtig vorausgeſehen.“

Alſo, ich hatte den Kaiſer überzeugt, nicht im erſten Augenblick, wo der Verdruß der Verzögerungen in Conſtantinopel noch auf ihm laſtete, jedoch nach reiflicher Prüfung. — Mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, war ſeinem edlen Herzen ein Bedürfniß. Er wollte mich nicht abreiſen laſſen, ohne mir dieſe Genugthuung zu geben, die ich nicht erwartete, da ich wohl fühlte, wie ſchwer es dem Kaiſer werden mußte, einen Irrthum anzuerkennen, der nicht allein von ihm ausging, ſondern auch während 3 Monaten den diplomatiſchen Verhandlungen ſeines Miniſters des Auswärtigen eine falſche Richtung gegeben hatte.

Für mich waren dieſe wenigen Worte der höchſte Beweis eines erhabenen großartigen Charakters, und befeſtigten die tiefe Verehrung, die ich für den Kaiſer empfand, für mein ganzes Leben. —

Ich ſehe es als eine heilige Pflicht an, der Nachwelt dieſen ſchönen, den Kaiſer Nicolaus ehrenden Charakterzug nicht vorzuenthalten, mit welchem meine Miſſion nach Conſtantinopel beendet war.

Beilagen.

Nr. 1.

Constantinople le 10. Août 1829.

Sa majesté le roi mon auguste maître, ayant recueilli dans les entretiens qu'il a eu récemment avec S. M. l'empereur de Russie, de nouvelles et d'irrécusables preuves des intentions bienveillantes du monarque Russe, et étant par là plus à même qu'aucun de ses alliés de rendre un témoignage éclatant de la sincérité des sentiments de l'empereur Nicolas, s'est cru plus particulièrement appellé à tâcher de porter la conviction que S. M. avait acquise, elle même, dans l'esprit de sa hautesse le Grand-Seigneur.

C'était le but principal de la mission que S. M. le roi m'a confié.

Il est atteint, depuis que Son Excellence le Réis Effendi m'a assuré que la Sublime Porte ajoute une foi entière aux assurances que j'ai été chargé de lui présenter, c. a. d. qu'elle croit à la modération, et aux dispositions pacifiques de l'empereur Nicolas.

Les appréhensions que la Porte entretenait jusqu'ici sur le projet qu'elle prêtait à la Russie, de viser à la déstruction du gouvernement Ottoman, n'existant plus, deux alternatives

paraissent se présenter à la Porte relativement à la marche qu'elle aura à suivre désormais.

L'une serait, de ne tirer aucun profit de la connaissance plus parfaite qu'elle a aujourd'hui des intentions de l'empereur Nicolas, et de continuer la guerre.

Si la porte choisissait cette alternative, l'Europe ne pourrait que regretter de la voir entrer dans une voie aussi funeste. L'empereur de Russie après avoir épuisé tous les moyens pour mettre au grand jour la sincérité de ses intentions, serait en droit alors, de poursuivre ses opérations militaires, jusqu'à leur dernier résultat, et les puissances amies de la Porte, loin de la soutenir dans une telle résolution, ne seraient même en état de s'intérresser efficacement pour un gouvernement, qui aurait rejetté les conseils de l'amitié, dans un moment où ils devaient produire un effet aussi salutaire qu'immédiat. Les conséquences, faciles à prévoir de cette résolution, ne seront dès lors, on doit craindre, plus à détourner.

L'autre alternative consisterait à entrer en négociations avec la Russie. Cette route paraît réunir en elle tous les avantages; elle est conseillée par les préceptes de la plus simple prudence. S. E. le Réis Effendi m'a fait l'honneur de me dire, que la Sublime Porte croyait aux intentions moderées de l'empereur Nicolas, en ajoutant que la Sublime Porte était animée des mêmes dispositions. — Qu'est-ce qui peut donc dans un tel état des choses empêcher la nomination, et le départ des plénipotentiaires de la part de sa hautesse le Grand-Seigneur? Reste-t-il encore à la porte une ombre de méfiance sur les intentions de l'empereur de Russie? sur le sens des conditions renfermées dans le manifeste Russe? — Mais alors S. E. le Réis Effendi se dirait sûrement; que le roi mon auguste maître, et les souverains, ses alliés, ne sont pas habitués à adopter et à prononcer légèrement une opinion sur les intentions d'une puissance tierce, et que (ce qui doit être mis

au nombre des chimères,) si les assurances données par l'empereur de Russie, ne venaient pas à se réaliser, les souverains s'en trouveraient tellement blessés, que sûrement, ils se verraient engagés aux efforts les plus empressés, pour faire revenir le gouvernement Russe d'une marche, contraire à ses promesses. S. E. se dira également, que le roi de Prusse, l'ami le plus constant et le plus désinterressé de la porte Ottomane, ne conseillerait pas à sa hautesse le Grand-Seigneur, d'entrer en négociations pour rétablir la paix, si sa majesté n'était pas bien assurée:

que la Sublime Porte peut obtenir une paix, qui se concilie avec son honneur, sa dignité et son indépendance.

Nr. 2.

Traduction de l'original turc.

Constantinople le 12. Août 1829.

La Sublime Porte, désirant de voir la fin des maux de la guerre, et persuadée que l'empereur de Russie est dans les mêmes dispositions pacifiques, est prête a conclure la paix aux conditions suivantes:

1) Intégrité entière de toutes ses possessions en Romélie et Natolie, sans exception.
2) Exécution entière de tous les anciens traités, et particulièrement de celui d'Akerman.
3) Conformément au traité de Londres, on négociera sur les bases du dit traité.
4) La sureté complette de la navigation libre des vaisseaux marchands Russes de la mer noire, sans que cela porte préjudice à l'indépendance des possessions Ottomanes.

5) Les affaires des négociants respectifs, et leurs demandes reconnues justes, seront traitées et réglées à Constantinople.

En Conclusion.

On enverra immédiatement au grand-visir les instructions, et les pouvoirs nécessaires, pour traiter et conclure la paix, sur la base de ces cinq articles, et après avoir échangé les documents à ce sujet, faire cesser aussitôt les hostilités par terre et par mer.

Le grand-visir fera part de ces dispositions au Feld-Maréchal Russe, et après la conclusion de la paix, fondée sur ces bases, seront nommés de la part du camp impérial, des plénipotentiaires, pour traiter et régler les autres affaires et objets de moindre conséquence.

Nr. 3.

Traduction de l'original turc.

Constantinople le 17. Août 1829.

La Sublime Porte, prêtant foi aux dispositions pacifiques de sa majesté l'empereur de Russie invite Son Excellence, son ami, le général Prussien, d'écrire à S. E. le Feld-Maréchal du camp Russe, pour l'engager, d'entrer sans délai en négociation, et d'amener la paix de part et autre, sur la base, specifiée dans les cinq articles.

Nr. 4a.

Constantinople le 15. Août 1829.

Mon général!

Tout en félicitant à Votre Excellence du résultat dont sa mission vient d'être couronnée, je ne puis qu'exprimer

mes regrets, de ce qu'elle se dispose à quitter aussitôt cette capitale.

Je prie V. E. de croire, qu'en faisant tout ce qui dépendait de moi pour coopérer dans vos efforts, je n'ai fait que remplir un de mes devoirs le plus sacré, qui est de travailler incessamment à la paix, et au répos de l'Europe; et il m'a été infiniment agréable de me trouver à coté de vous mon général dans la poursuite de ces bienfaits. —

Je saisis cette occasion pour réitérer à V. E. l'assurance de ma haute considération.

(signé) R. Gordon.

A

S. E. le général etc. Müffling.

Nr. 4b.

Constantinople le 15 Août 1829.

Monsieur le Baron!

Je vous prie de recevoir l'expression de toute ma réconnaissance des communications interressantes que vous avez bien voulu me faire par la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en date du 14 du courant, et d'agréer en même tenu mes félicitations sincères, sur le plein succès de votre mission.

Les résolutions prises par le gouvernement Ottoman à la suite de vos démarches Monsieur le Baron, sont d'une si haute importance pour cet empire, et ce résultat est si conforme aux voeux de ma cour, qu'elle ne pourra en l'apprenant, qu'éprouver la plus vive satisfaction.

En réunissant mes efforts aux votres, je n'ai fait que remplir les ordres de l'empereur mon auguste maître.

Je m'estime heureux d'avoir, en les exécutant, pu mériter votre suffrage, auquel j'attache le plus grand prix.

Recevez monsieur le général, l'assurance de ma haute considération.

(signé) Le Baron d'Ottenfels.

A

S. E. Monsieur le Baron etc. de Müffling.

Nr. 4c.

Constantinople le 14 Août 1829.

Monsieur le Baron!

J'ai reçu la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en date de ce jour, afin de m'annoncer que l'objet de votre mission se trouvant rempli par les déclarations satisfaisantes du Réis Effendi, V. E. se disposait à retourner à Berlin.

Je suis très sensible à ce qu'elle veut bien ajouter d'obligeant sur ma coopération, et j'aime à espérer avec elle, que la démarche à laquelle la porte vient d'être amenée, sera suivie d'une paix durable.

Agréez, je vous prie, Monsieur le Baron, avec l'expression du regret que me fait personnellement éprouver votre prochain départ, les assurances de ma haute considération.

(signé) Comte Guilleminot.

A

S. E. Mr. le général etc. Baron Müffling.

Nr. 5.

Auszug
aus der Preußischen Staats-Zeitung.

Berlin, Mittwoch den 14ten October 1829. Nr. 285. Beilage.

Inland.

Berlin, den 13ten October. Die mancherlei irrigen Nachrichten und Urtheile, welche über die Mitwirkung Preußens zu der nunmehr glücklich erfolgten Herstellung des Friedens im Orient sich durch öffentliche Blätter verbreiten, geben uns Anlaß, nachstehende gedrängte Darstellung des ganzen Zusammenhanges hier mitzutheilen.

Schon seit dem Beginn des Krieges zwischen Rußland und der Pforte hegten Se. Majestät der König die Ueberzeugung, daß der Kaiser von Rußland, bei der gefühlten Nothwendigkeit zur Ergreifung der Waffen, gleichwohl unverändert in der hochherzigen Gesinnung beharre, welche sich als fortwährendes Ziel der Anstrengungen den Frieden gesetzt, sobald derselbe die in dem russischen Manifest ausgesprochenen Bedingungen darbieten würde. Diese Ueberzeugung konnte während der im verflossenen Sommer stattgefundenen Anwesenheit des Kaisers in Berlin nur zu größerer Bestimmtheit und Kraft erhöht werden. In den Unterredungen, welche der König mit seinem erhabenen Schwiegersohne über die Orientalischen Angelegenheiten hatte, erklärte der Kaiser sich bereit, zur Beendigung des Krieges Alles, was mit seiner Würde und den unabweislichen Interessen seines Reiches irgend vereinbar sei, eifrig beizutragen, sobald die Pforte ernstlich den Frieden nachsuchen und Unterhandlungen hierzu anknüpfen würde.

Seine Majestät sahen sich dadurch mit völliger Einstimmung des Kaisers, bewogen, diese Ihre so glücklich bekräftigte Ueberzeugung auf entschiedene Weise gegen die Pforte auszu-

ſprechen und zugleich nebſt dieſem Vorhaben den andern Höfen kund zu thun. Es erſchien unter den waltenden Umſtänden angemeſſen, von Seiten Preußens für dieſen Zweck eine eigene Sendung nach Conſtantinopel unverzüglich zu veranlaſſen. Die Wahl traf den General-Lieutenant von Müffling, der durch ſeinen Rang, ſeine Stellung und ſeine Perſönlichkeit geeignet war, dem Großherrn die Wichtigkeit der Sendung und die Gewißheit der ihm überbrachten Friedensworte zu verbürgen. Sein Auftrag war einzig darauf gerichtet, die Pforte durch die beſtimmte Verſicherung der unveränderten Friedensgeneigtheit des Kaiſers von Rußland zu bewegen, daß ſie ohne Verzug in das ruſſiſche Hauptquartier Bevollmächtigte zur Einleitung des Friedensgeſchäfts, abordnete; eine unmittelbare Einwirkung aber auf dieſes Geſchäft ſelbſt als Unterhändler oder Vermittler auszuüben, blieb aus dem Kreiſe ſeiner Beauftragung, der Natur der Sache nach, gänzlich ausgeſchloſſen.

Als der General von Müffling am 4ten Auguſt in Conſtantinopel eingetroffen war, hatte der ruſſiſche Ober-Befehlshaber, Graf von Diebitſch, mittlerweile ſiegreich den Balkan überſtiegen und drang ungehemmt gegen die Hauptſtadt des türkiſchen Reiches vor. Die Pforte erkannte die Gefahr ihrer Lage und die ihr unerwartet aufs Neue dargebotenen Friedensworte mußten entſchiedenen Eindruck machen. Wirklich fand der General von Müffling bei der Pforte, welche ſchon in gleichem Sinne durch die vereinten Vorſtellungen der Botſchafter der großen europäiſchen Mächte ermahnt worden war, alsbald Gehör, und der Nachdruck und die Beſtimmtheit, mit welchen der General in die Miniſter der Pforte drang, konnten unter ſolchen Umſtänden den vorgeſetzten Zweck nicht verfehlen. Die Pforte ſandte zwei Bevollmächtigte in das ruſſiſche Hauptquartier, welche angewieſen wurden, in Hinſicht der Friedensbedingungen und Entſchädigungen, die Rußland zu fordern

hatte, Alles der Großmuth des Kaisers völlig anheim zu stellen.

Der General von Müffling gab den türkischen Bevollmächtigten den Legationsrath von Küster zur Begleitung, damit derselbe dem russischen Ober-Befehlshaber die furchtbare Volksgährung in der Hauptstadt, und die unmittelbare Gefahr, in welche dadurch die ganze christliche Bevölkerung derselben versetzt sei, schildern und ihn bewegen möchte, die Feindseligkeiten einstweilen einzustellen. Der Graf von Diebitsch, eingedenk der Grundsätze seines Herrn und den Gefühlen der Menschlichkeit jede andere Betrachtung unterordnend, entsprach diesem Wunsche sogleich und mit dem Beginn der Friedens-Unterhandlungen hörten alle Kriegsbewegungen des russischen Heeres auf. —

In diesem Stande der Dinge war der Zweck der Sendung des Generals von Müffling nunmehr erfüllt; das ihm aufgetragene Geschäft war ehrenvoll und erfolgreich ausgeführt und er selbst bereitete sich zur Wiederabreise. Der Großherr jedoch, hiervon benachrichtigt, wünschte ihn vor seiner Abreise noch persönlich zu sehen. Er empfing auf einem seiner Landhäuser den preußischen General in einer Privat-Audienz — eine Auszeichnung, der kaum ein gleiches Beispiel an die Seite zu stellen sein dürfte — und ließ ihn förmlich durch den Reis Effendi anreden, um seine Dankbarkeit für den ersprießlichen Dienst, welchen der König ihm geleistet, auf das Feierlichste zu bezeigen, wobei er die Rede des Reis Effendi mehrmals unterbrach, um die von demselben gewählten Ausdrücke durch eigene Zusätze zu bekräftigen. In dieser Audienz, in welcher nicht einmal der Dollmetscher der Pforte, sondern nur der der Preußischen Gesandtschaft zugegen war, wurde das sonst übliche strenge Ceremoniel ganz unberücksichtigt gelassen.

Der General von Müffling verließ Constantinopel am 5ten September. Inzwischen waren die Unterhandlungen im russi-

schen Hauptquartiere so weit gediehen, daß nur der Artikel wegen der Entschädigungen noch Schwierigkeit fand. Die türkischen Bevollmächtigten, obwohl durch ihre Instructionen auch in diesem Betreff hinreichend ermächtigt, wollten erst neue Befehle einholen. Der russische Ober-Befehlshaber bewilligte ihnen hierzu, vom 8ten September an, eine fünftägige Frist, ließ aber zugleich für den Fall, daß diese fruchtlos verstriche, und die Feindseligkeiten wieder beginnen müßten, seine Avantgarde einige Bewegungen machen.

In der Bestürzung, welche diese Maaßregel aufs Neue durch die Hauptstadt verbreitete, sah die Pforte das Aeußerste ihrer Lage drohend vor sich. Der Reis Effendi berief die beiden Botschafter von Frankreich und England und den preußischen Gesandten von Royer zu einer Conferenz, um ihren Rath in dieser Bedrängniß zu vernehmen. Sie konnten einstimmig nur die schleunige Unterzeichnung des Friedens rathen, als das einzige Mittel, den Umsturz des Reiches zu verhindern. Die Minister der Pforte erkannten selbst diese Nothwendigkeit, und wünschten dringend, daß einer der drei anwesenden Gesandten sich in das russische Hauptquartier verfügte, um die Bereitwilligkeit der Pforte zu jeder Friedensbedingung zu bezeugen, und nur inzwischen das Vorrücken des siegreichen Heeres gegen die Hauptstadt abzuwenden. Die Gesandten wiesen dieses Verlangen aus dem Grunde ab, weil sie nicht ermächtigt wären, als Vermittler aufzutreten. Die türkischen Minister aber drangen von den beiden Botschaftern unterstützt, am heftigsten in den preußischen Gesandten, diese Sendung zu übernehmen, und so das von dem General von Müffling begonnene Werk zu vollenden. Der Gesandte von Royer konnte diese Zumuthung gleichfalls nur ablehnen, indem der Zweck Preußens und die von ihm übernommene Obliegenheit in der That erfüllt waren, sobald die Friedens-Verhandlungen begonnen hatten.

Doch im Drange der steigenden Gefahr ließ auch der Großherr selbst den Gesandten von Royer schriftlich noch insbesondere auffordern, die gewünschte Sendung in das russische Hauptquartier zu übernehmen, und nun glaubte derselbe endlich um so mehr nachgeben zu müssen, als auch die beiden Botschafter ihre Bitten mit denen der Pforte wiederholt vereinigten. Er schiffte sich daher ohne Säumniß am 9ten nach Rodosto ein, und kam, den Weg von dort nach Adrianopel zu Pferde zurücklegend, am 11ten Abends in letzterer Stadt an. Der russische Ober-Befehlshaber empfing ihn mit Zuvorkommenheit und Offenheit. In der Zuversicht, daß in Gemäßheit der neuen Versicherungen die türkischen Bevollmächtigten nunmehr ihre Bedenklichkeiten aufgeben und den Frieden abschließen würden, ließ er nochmals das Heer seine Bewegungen einstellen. Nachdem hierauf der Gesandte von Royer den türkischen Bevollmächtigten die Nothwendigkeit vorgestellt, alles in ihrer Befugniß Liegende einzugehen, und dem Gebote ihres Herrn gemäß, sich in den Willen des Kaisers zu fügen, entsagten diese zuletzt ihrer Weigerung und am 14ten wurde der Frieden zwischen Rußland und der Pforte unterzeichnet.

Dies ist der Hergang der Sache, deren erwünschtes und gewiß weithin gesegnetes Resultat nunmehr eine Menge von Besorgnissen, welche sich jenen langwierigen und blutigen Verwickelungen des Orients verknüpft hatten, in ihren wesentlichsten Beziehungen als gehoben betrachten läßt.

Nr. 6.

La sagesse de votre langage et la persévérance de vos efforts, sont parvenus enfin à convaincre le divan du danger de sa position, ainsi que de notre sincère désir de préserver l'empereur Ottoman des fatales atteintes que pourraient porter à cet empire le succès des armées victorieuses de la Russie, appréciant vos conseils, et ses véritables intérêts, le divan à résolu, d'entamer des négociations pour le rétablissement de la paix.

Vos soins pour amener ce résultat si désiré vous ont acquis des droits incontestables à Notre bienveillance particulière, et pour vous en donner une preuve éclatante, Nous vous avons nommé chevalier grand croix de l'ordre de St. Wladimir de la première classe, dont Nous vous transmettons ci joint les insignes pour être portés selon les statuts. Votre affectionné

(signé) Nicolaus.

Druck von Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
(Spandauerstraße Nr. 52.)

In unserm Verlage erschienen früher von demselben Verfasser:

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. (Freiherr v. Müffling). 1825. gr. 8. 25 Sgr.

Napoleon's Strategie im Jahre 1813, von der Schlacht von Groß-Görschen bis zur Schlacht von Leipzig. Von C. v. W. (Freih. v. Müffling). 1827. gr. 8. 20 Sgr.

Ueber die Römerstraßen am rechten Ufer des Niederrheins von dem Winterlager Vetera ausgehend, zur Veste Aliso, über die pontes longi zu den Marsen und zu der niedern Weser. Von C. v. W. (Freih. v. Müffling). Nebst einer Karte zur Uebersicht der Römerzüge. 1834. gr. 8. 20 Sgr.

Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. (Freih. v. Müffling). 2te Auflage. 1827. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ferner an Geschichts-Werken:

Ciriacy, F. v., der Belagerungskrieg des Königl. Preußischen 2ten Armee-Corps an der Sambre und in den Ardennen, unter Anführung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August von Preußen im Jahre 1815. Nebst einer Abhandlung über die Einschließung fester Plätze und einer aus authentischen Quellen gezogenen Angabe der Stärke, Beschaffenheit und nöthigen Ausrüstungsmittel der vornehmsten Französischen Festungen. Mit vielen Beilagen und Plänen. 1818. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Fonton, Felix, Rußland in Klein-Asien oder Feldzug des General Paskewitsch in den Jahren 1828 und 1829. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Uebersichtskarte. 1846. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte (v. Grolmann und v. Damitz). 3 Theile. Mit einer Uebersichtskarte und 9 Plänen. 1842 und 1843. gr. 8. 13 Thlr.

Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich, als Beitrag zur Kriegsgeschichte der neuern Kriege (v. Grolmann und v. Damitz). 2 Theile. Mit 3 Plänen. 1837 u. 1838. gr. 8. 5 Thlr. 15 Sgr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI. Mit Uebersichtskarten und Plänen. 1ster bis 13ter Theil, 2ter Band. gr. 8. 1827 bis 1850. 49 Thlr. 20 Sgr.

Daraus besonders:

Geschichte der Feldzüge in Italien und Deutschland im Jahre 1800. Mit 2 Plänen 1838. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

— des Krieges im Jahre 1805. Mit 4 Plänen. 1847. gr. 8. 3 Thlr.

— des Krieges von Preußen und Rußland gegen Frankreich in den Jahren 1806 und 1807. Mit 5 Plänen. 1835. gr. 8. 2 Thlr. 22½ Sgr.

Geschichte des Lützow'schen Frei-Corps von Ad. S. (Schlösser). Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. 1826. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Hofmann, v. (Gen.-Lieut.) zur Geschichte des Feldzugs von 1813. 2te neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 1843. gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

— —, die Schlacht bei Leipzig. 1836. gr. 8. 15 Sgr.

Seydlitz, v., Tagebuch des Königl. Preuß. Armee-Korps unter Befehl des General-Lieutenants v. York im Feldzuge 1812. 2 Bde. mit 2 Karten. 1823. gr. 8. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Siborne, W., Geschichte des Krieges in Frankreich und Belgien im Jahre 1815. Mit einer genauen Darstellung der Schlachten von Quatre-bras, Ligny, Wavre und Waterloo. Nach der 2ten Ausgabe aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt von F. Siber. 2 Bände mit Schlachtplänen. 1846. gr. 8. 4 Thlr.

Westmorland, Lord Burghersh Graf von, Memoiren über die Operationen der verbündeten Heere unter dem Fürsten Schwarzenberg und dem Feldmarschall Blücher, während des Endes 1813 und 1814. Aus dem Englischen übersetzt von F. W. Schreiber. 1844. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.